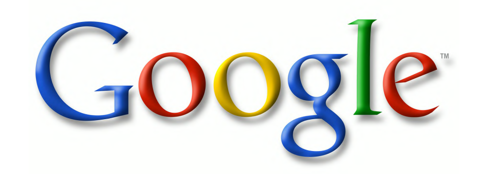





47 e. 34
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Held und Kaiser.

Dritter Band.

Held und Kaiser.

Fünfte und letzte Abtheilung
des
Roman-Cyklus „Um Szepter und Kronen“.

Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Dritter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1876.

Siebenzehntes Kapitel.

Das heitere, fröhliche Leben, welches sonst die Straßen von Tours, dieser alten Hauptstadt der alten lustigen Touraine, erfüllte, hatte einem finstern Ernst Platz gemacht. Die Delegirten der Regierung der Nationalvertheidigung waren hier angekommen, um von Tours aus den Verkehr mit den nicht okkupirten Theilen von Frankreich und mit dem Auslande zu unterhalten; während die eigentlichen Führer der Regierung in dem eingeschlossenen und belagerten Paris zurückblieben, um dort den Widerstand zu kräftigen und zugleich die Kontinuität des Mittelpunktes der hauptstädtischen Regierung festzuhalten.

Die Straßen von Tours waren nicht einsam geworden, denn die Bevölkerung drängte sich auf denselben vom frühen Morgen bis zum späten Abend, um womöglich neuere zuverlässigere Nachrichten von den ungeheuren Ereignissen zu erhalten, welche so unaufhaltsam

schnell sich weiter entwickelten und allen französischen Ohren so märchenhaft unglaublich klangen, daß man sich nur schwer entschließen konnte, sie unbedingt für wahr zu halten, und daß man, wenigstens eine Zeitlang, immer an die rosig gefärbten Depeschen glaubte, welche die Regierung zu veröffentlichen nicht müde wurde, in der Hoffnung, daß doch endlich die so sehr ersehnte Wendung des Glücks eintreten müsse.

Lebhafter noch als sonst bewegte sich an einem hellen Oktobertage die Menge auf den Straßen. Man hörte laute Jubelrufe, lärmendes Jauchzen aus einer dichten und sich stets lawinenartig vergrößernden Volksmasse hervortönen, welche sich vom Bahnhofe her nach dem Regierungsgebäude hinwälzte.

Und in der That war das Ereigniß, welches diese aufregende Volksbewegung verursacht hatte, außergewöhnlich genug und wohl geeignet, die so leicht entzündlichen Bewohner der Touraine lebhaft zu erregen und mit neuen Hoffnungsträumen zu erfüllen. Denn die zahlreiche Menschenmenge, welche sich fast zur Ankunft jedes Zuges nach dem Bahnhofe begab, um dort neue Nachrichten zu sammeln, hatte plötzlich aus einem Coupé des heranfahrenden Trains einen Mann heraussteigen sehen, in einer rothen Blouse, einen leichtgeknüpften Shawl um den Hals und auf dem ziemlich langen und

glatt herabhängenden Haar ein kleines Käppchen, das tief in die schmale Stirn herabgedrückt war.

Das Gesicht dieses Mannes war schmal und bleich, von einem kurzen, in's Graue fallenden Vollbart umrahmt, und nur die hellen, klaren Augen blickten unter ziemlich buschigen Augenbrauen mit einem eigenthümlichen, beinahe fieberhaft glänzenden Schimmer über die auf dem Perron sich drängende Menge hin.

Ihm folgten fünf bis sechs andere Männer, wie er in rothe Blousen gekleidet, meist kräftige Gesichter, von der Sonne des Südens gebräunt, mit schwarzen Bärten und schwarzen, blitzenden Augen. Neugierig drängte man sich zu den Angekommenen heran, wie denn in jener Zeit der überreizten Spannung und Aufregung jede außergewöhnliche Erscheinung noch mehr als sonst die lebhafteste Aufmerksamkeit erregte.

Während man noch in einzelnen Gruppen seine Bemerkungen über die fremdartig aussehenden Ankömmlinge austauschte, welche sich langsam nach dem Halteplatze der Fiaker begaben, ertönten aus der Menge heraus einzelne Rufe: „Er ist es — es ist Garibaldi!“ — und kaum war dieser Name genannt, so drängte die Menge heran und bald erschollen rings laute Rufe: „Es lebe Garibaldi, der General der Freiheit, der Soldat des Sieges!“

Der bleiche Mann in der rothen Blouse, welcher

seinen Gefährten voranschritt, hatte die Reihe der wartenden Fiaker erreicht und so über die Menge erhaben, streckte er seine Hand aus, zum Zeichen, daß er reden wolle, während zugleich eine feine Röthe sein bleiches Gesicht färbte und seine bisher so ruhigen und gleichgültigen Züge in zitternder Bewegung zuckten.

„Ja," rief er in einem sonderbar accentuirten Französisch, „ich bin der Bürger Garibaldi, der gekämpft und geblutet hat für die Freiheit seines Vaterlandes, das jetzt die letzten Bollwerke der Tyrannei niedergeworfen und seine Hauptstadt, das Herz seines nationalen Lebens, wieder sein eigen nennt. Ich war der Feind jener despotischen Regierung, welche Frankreich geknechtet hatte und die priesterliche Tyrannei in Italien unterstützte. Jene Regierung ist gefallen — sie mußte fallen beim ersten Anstoß, weil sie morsch war und faul, und sie hat Frankreich — das edle, das große Frankreich, in ihren Fall mit hineingerissen. Frankreich ist schwer getroffen, aber Frankreich ist frei geworden und dem freien Frankreich reicht Italien durch mich die Hand. Ich komme, um meine Kraft und meine Begeisterung, welche unter den grauen Haaren noch so feurig glüht, wie während der Tage meiner Jugend, zur Verfügung meiner Brüder, der freien Bürger von Frankreich, zu stellen. Nehmt mich hin, meine Brüder, Kinder, wie ich, dieser großen gemein-

samen Mutter — der Freiheit. Laßt mich an der Spitze eurer bewaffneten Volkskämpfer hinausziehen und ich werde mit den tapferen Söhnen Frankreichs den französischen Boden reinfegen von jenen Söldnerheeren der Tyrannei, welche euch bedrohen."

Unermeßlich war der Jubel, welcher ringsum ausbrach, als Garibaldi geendet. Dieser Mann, von welchem man nichts Anderes kannte, als die Legende seiner Siege bei der Befreiung Italiens, dieser Mann kam jetzt in einem Augenblick, in welchem Frankreich am Boden lag, zuckend unter der Degenspitze des Siegers — um seinen Arm, seinen Namen, den Zauber seiner Person darzubringen, um an der Spitze dieser Jugend, welche aus allen Departements herbeiströmte, auszuziehen und im Namen der Freiheit die eingedrungenen Fremden zu vertreiben, — es konnte kein Zweifel sein, jetzt mußte das Schicksal sich wenden, das Glück mußte Frankreich wieder lächeln, der Sieg mußte sich wieder auf seine Fahnen herabsenken, von welchen der kaiserliche Adler verschwunden war.

„Es lebe Garibaldi, der Rächer, der Befreier! — er wird Frankreich zum Siege führen und die Deutschen vertreiben, wie die Jungfrau von Orleans einst die Engländer vertrieb; auf! — auf! — zur Regierung!"

Garibaldi's Sohn, Menotti, eine kräftige Gestalt mit

einem dem Vater ähnlichen, aber finstern und streng verschlossenen Gesicht, war zu dem General in den Wagen gestiegen. Die übrigen Fiaker folgten und unter fortwährendem Rufen: „Es lebe Garibaldi, der Sieger, der Rächer, der Befreier!“ setzten sich die Wagen, vom Volk umdrängt, nach dem Regierungsgebäude in Bewegung, während sich die Fenster öffneten und mit Neugierigen füllten.

Vor dem Regierungsgebäude, dessen Eingang ein Doppelposten deckte, hielt man an. Der General stieg, auf den Arm seines Sohnes gestützt und den verwundeten Fuß leicht nachziehend, unter das Portal.

„Meine Freunde,“ sagte er, sich zu der ihn begleitenden Menge wendend, „während ich hier die Geschäfte erledige, wollt ihr die Güte haben, mir und meinen Begleitern ein bescheidenes Unterkommen zu geben — bescheiden und einfach, wie es ein Soldat im Kriege bedarf und wie ich es gewöhnt bin.“

Er grüßte mit der Hand und wendete sich, auf den Arm seines Sohnes gestützt, nach dem Innern des Gebäudes. Ein Theil der Menge führte seine Begleiter fort, um Quartiere für sie herzustellen, während andere zahlreiche Gruppen vor dem Regierungsgebäude versammelt blieben, um den General bei seiner Rückkehr zu empfangen.

Garibaldi hatte inzwischen den ihm entgegentretenden

Huissier nach den Mitgliedern der Regierung gefragt und von demselben die Auskunft erhalten, daß nur der Graf von Chaudordy, der Delegirte für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, dort anwesend sei.

Bei dem Namen „Graf von Chaudordy" zog ein eigenthümliches Befremden über das Gesicht des Kämpfers der Revolution.

„Melden Sie," sagte er, „dem Bürger Minister den Bürger Garibaldi."

Ganz erstaunt ging der Huissier durch das Vorzimmer in das Kabinet des delegirten Ministers. Bald darauf kehrte er zurück und sprach sehr artig und ehrerbietig: „Es wird dem Herrn Grafen ein Vergnügen sein, den Herrn General zu empfangen."

Abermals erschien jener Zug des Befremdens, dießmal mit einem leisen Hohn vermischt, auf dem Gesicht des Generals. Er bedeutete seinem Sohn Menotti mit einem Wink seiner Hand, im Vorzimmer zurückzubleiben, und schritt an dem Huissier vorüber, der ihm die Thür öffnete, in das Kabinet des delegirten Ministers.

Der Graf von Chaudordy, früherer Kabinetssekretär unter Drouyn de Lhuys und in der letzten Zeit des Kaiserreichs als Minister plénipotentiaire zur Disposition gestellt, erhob sich bei dem Eintritt Garibaldi's von seinem Lehnstuhl vor einem großen, mit Papieren und Briefen

bedeckten Schreibtisch und trat dem Angekommenen einen Schritt entgegen.

Der Graf von Chaudordy mochte damals etwa fünfzig Jahre alt sein. Er war eine kräftige, gedrungene Gestalt mit breiten Schultern, — der starke Kopf mit dem dunklen Teint der Bewohner des Südens zeigte kräftige und energische Gesichtszüge, aus den dunklen Augen leuchtete klare Intelligenz und feste Entschlossenheit hervor, vermischt mit jener ruhigen, kalten und überlegenen Beobachtung, welche langjährige diplomatische Beschäftigung zu geben pflegt. Sein schwarzes, dichtes Haar und sein Vollbart waren kurz geschnitten; der ohnehin schon kalte und abwehrende Ausdruck seines Gesichts wurde noch zurückhaltender und verschlossener, als er dem Helden der italienischen Revolution entgegentrat.

Und in der That konnte kaum eine Sympathie bestehen zwischen dem vornehmen Zögling der kaiserlichen Diplomatie, dem Liebling der römischen Kurie, welcher vom Papste den Grafentitel erhalten hatte, und dem Freischaarenführer, dessen ganzes Lebensziel darin bestanden hatte, die Herrschaft des Papstes und der katholischen Kirche zu stürzen und über deren Trümmern das einige Königreich Italien aufzurichten, das ebenfalls nur wieder den Uebergang bilden sollte für die große apenninische Republik der Zukunft.

„Ich bin erfreut, Herr General,“ sagte der Graf im Ton kalter Höflichkeit, „daß Sie mir die Ehre Ihres Besuchs erzeigen, und werde mit Vergnügen jede Gelegenheit ergreifen, um den Wünschen, die Sie etwa bei Ihrem Aufenthalt in Frankreich haben, möglichst entgegen zu kommen.“

Garibaldi, der soeben von den Wogen des Volksenthusiasmus hieher begleitet worden war, stand dieser so einfachen, kalten und fast geschäftsmäßigen Anrede gegenüber einige Augenblicke stumm da. Ein Zug trauriger Enttäuschung erschien auf seinem Gesicht, dann antwortete er:

„Herr Minister, ich habe keinen andern Wunsch als denjenigen, Frankreich beizustehen in seiner jetzigen Noth. Alle freien Völker sind durch Bruderbande mit einander verbunden, und ich komme nur im Namen Italiens, dem befreiten Frankreich die helfende Hand zu reichen. Das Kaiserreich ist geschlagen und zum Heile Frankreichs in den Abgrund gesunken. Die Republik wird siegen, denn sie ist die Verkörperung des Sieges des Lichts über die Finsterniß, des Sieges der Zukunft über die Vergangenheit. Gebieten Sie über meinen Arm und meinen Degen! Und möge es mir gelingen, meine Waffen für Frankreich ebenso erfolgreich zu führen, wie ich es für mein Vaterland Italien gethan habe.“

Der General stützte sich mit der Hand auf den Schreibtisch — sein verwundeter Fuß erschwerte ihm das Stehen.

Der Graf von Chaudordy rollte einen Sessel herbei und sagte dann immer in demselben kalten und geschäftsmäßigen Ton:

„Sie sprechen von der französischen Republik, Herr General; ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß die Frage über die Regierungsform, welche in Frankreich für die Zukunft herrschen wird, eine vollständig offene ist. Eine konstituirende Versammlung wird über diese Frage entscheiden — eine Versammlung, welche in diesem Augenblick nicht zusammenberufen werden kann, und die gegenwärtige Regierung, deren Delegirter für die auswärtigen Angelegenheiten ich zu sein die Ehre habe, kennt nur die Nation, ohne der Form vorgreifen zu wollen und zu dürfen, in welcher sich dieselbe nach dem Beschluß ihrer gesetzlichen Vertreter demnächst konstituiren wird. Die Regierung nennt sich die Regierung der nationalen Vertheidigung — und die Vertheidigung des Vaterlandes, seine Rettung aus dem schweren Unglück dieser Tage ist die einzige Aufgabe, mit welcher sie sich beschäftigt — mit welcher sie sich beschäftigen darf.“

„Worte und Namen sind gleichgültig, Herr Minister,“ erwiederte Garibaldi, „ich habe es stets mit der Sache

gehalten. Und in der Sache ist Frankreich eine Republik, denn es hat das Kaiserreich abgeschüttelt, es wird seine Zukunft selbst ordnen, und ein Land, welches das thut, ist Republik, wie auch Italien Republik ist, obgleich es seiner repräsentativen Autorität den Titel des Königthums gelassen."

Graf Chaudordy verneigte sich schweigend, als wolle er eine Diskussion über diesen Gegenstand ebenso höflich als bestimmt ablehnen.

„Die Sache aber ist die," fuhr Garibaldi fort, „daß das von den Fesseln des Kaiserthums befreite Frankreich durch den Krieg, welchen sein gestürzter Tyrann frevelhaft und thöricht heraufbeschworen hat, von feindlichen Unterdrückern bedrängt ist, welche, ebenfalls Vertreter eines cäsaristischen Despotismus, ihrerseits die französische Nation für die Fehler des Kaiserthums büßen lassen wollen — und ich, der Vorkämpfer der Freiheit, dem der Genius dieser wahren Göttin der Zukunft schon manchen Sieg für ihre heilige Sache verliehen hat, biete meinen Arm der Sache Frankreichs."

Der Graf Chaudordy wiegte sich nachdenkend in seinem Stuhl hin und her.

„Und in welcher Weise, Herr General," sagte er dann, „glauben Sie Ihre so freundlich angebotene Mitwirkung für unsere Sache eintreten lassen zu können?"

„Ich höre mit Freuden," erwiederte Garibaldi, „daß Sie hinter den zersprengten kaiserlichen Armeen das französische Volk aufgeboten haben, sich als Franktireurs zu konstituiren und in eigener selbstkräftiger Anstrengung den französischen Boden von seinen eingedrungenen Feinden zu befreien — das ist groß, das ist herrlich und erhaben — das ist der Weg zur Rettung und zum Siege. Aber das französische Volk ist nicht erzogen und nicht geübt für diesen Krieg. Es bedarf dazu der Leitung, der Führung von erfahrener Hand, und dazu, Herr Minister, bin ich bereit. Ich habe meinen Sohn und einige erprobte Führer im Freischaarenkrieg mitgebracht. Wir werden die Volkserhebung organisiren, leiten und militärisch schlagfertig machen. Unsere Erfahrung steht uns darin zur Seite, und vielleicht wird gerade diese Erfahrung, die man mir gewiß überall zuerkennen wird, mich besonders geeignet machen, dem französischen Volk, in dem ich nach dem Fall des Kaiserreichs meine Brüder erkenne, wichtige Dienste zu leisten; — vielleicht wird gerade mein Name dazu beitragen, in den Reihen der Kämpfer für die Vertheidigung des Vaterlandes Muth und Vertrauen zu verbreiten."

„Es ist mir erfreulich," sagte der Graf von Chaudordy immer mit demselben unbeweglichen, kalten und höflich abwehrenden Ausdruck, „es ist mir erfreulich, zu

sehen, daß das traurige Schicksal Frankreichs so viel sympathisches Mitgefühl bei Ihnen gefunden hat, und das Anerbieten, mit dessen Mittheilung Sie mich beehren, kann für Frankreich nur höchst schmeichelhaft sein; — indessen haben wir, die französische Regierung, nach allen Seiten Rücksichten zu nehmen, welche in dieser Zeit besonders scharf beobachtet werden müssen; — zunächst dem Lande selbst gegenüber. Wir nennen uns, wie ich zu bemerken die Ehre hatte, die Regierung der nationalen Vertheidigung, und es scheint mir nicht zweifellos, ob es der nationalen Würde Frankreichs entsprechend sei, einen wichtigen Theil dieser nationalen Pflicht einem berühmten Mann anzuvertrauen — den aber die französische Nation," fügte er mit leichter Verbeugung hinzu, „doch — gewiß sehr zu ihrem Bedauern — nicht zu den Ihrigen zählen darf."

„Alle freien Völker sind Brüder," rief Garibaldi emphatisch, „die Freiheit stürzt die Schranken nieder zwischen den Menschenklassen, wie zwischen den Nationen —"

„Doch ist," fiel der Graf von Chaudordy ein, „dieser Grundsatz noch nicht in den Codex der französischen Gesetzgebung aufgenommen, und es wäre jedenfalls etwas vollkommen Neues, eine wesentliche und wichtige Thätigkeit der nationalen Vertheidigung einem Fremden anzuvertrauen. Dann aber," fuhr er fort, schnell eine weitere

Bemerkung Garibaldi's abschneidend, „haben wir in unserer gegenwärtigen bedrängten Lage noch eine andere, sehr zarte Rücksicht auf unsere Beziehungen zu den auswärtigen Mächten zu nehmen, da es uns vor Allem darauf ankommen muß, jene uns günstig zu stimmen und zu verhindern, daß sie, von uns verletzt, unseren Gegnern sich zuwenden. Unsere Beziehungen zu der Regierung Ihres Königs, Herr General," sagte er mit Betonung, „sind aber in diesem Augenblick ganz besonders zarte und bedürfen der höchsten Schonung, und ich weiß in der That nicht, wie ich Ihnen aufrichtig gestehen muß, ob der Regierung des Königs von Italien Ihr Eintritt in unsere Kämpfe erwünscht sei und ob nicht dadurch vielleicht gerade eine uns schädliche Folge hervorgerufen werden würde — eine noch größere Entfremdung Italiens von unseren Interessen — Sie sind italienischer General —"

„Ich bin Führer des Volks, das für seine Freiheit kämpft," rief Garibaldi, wie abwehrend die Hand ausstreckend. — „Dieß ist mein Waffenkleid," fuhr er fort, auf seine rothe Blouse deutend, „und ich werfe jenen glitzernden Generalsrock weit von mir, wenn er für mich zu einer Livrée der Knechtschaft werden soll."

Der Graf von Chaudordy erwiederte nichts auf diese heftige Bemerkung und sprach nach einigen Augenblicken kalt und bestimmt in einem Ton, welcher anzudeuten schien,

daß ihm eine Erörterung über den Gegenstand für den Augenblick nicht weiter erwünscht sei:

„Sie werden begreifen, Herr General, daß ich, der ich nur ein delegirtes Mitglied unserer Regierung bin und zwar gerade von dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten, welches alle die Rücksichten, die ich vorhin andeutete, im höchsten Maße zu nehmen hat, — daß ich nicht im Stande bin, Ihnen irgend eine definitive Antwort zu geben oder auch nur eine endgültig abgeschlossene Meinung auszusprechen. Ich muß die Sache nach allen Seiten überlegen und vor allen Dingen mit meinen Kollegen darüber in Berathung treten, und es wird mir, sobald wir darüber zu klaren Ansichten und Entschlüssen gekommen sind, eine Ehre sein, Sie wieder zu empfangen und die heutige Konversation fortzusetzen.“

„Und die Zeit, die verloren wird,“ rief Garibaldi, „und das Blut, welches in dieser Zeit unnütz fließt! — wer wird das verantworten? — In Tagen, wie die jetzigen, mein Herr Minister, muß man sich zu entschließen wissen.“

„Sie können versichert sein, Herr General,“ erwiederte der Graf Chaudordy, „daß uns der Entschluß nicht fehlen wird; indeß bin ich nicht die Regierung, ich bin nur ein Theil derselben, und ohne Verständigung mit meinen Kollegen darf ich, werde ich nicht handeln.“

„So muß ich warten," sagte Garibaldi finster, indem er aufstand, „und ich bitte Sie nur, mein Herr Minister, — nicht um meinetwillen, sondern um Frankreichs, um Ihres Vaterlandes willen — Ihre Erwägungen und Entschlüsse zu beschleunigen."

Er wendete sich kurz um und verließ das Zimmer.

Erschrocken sprang Menotti auf, als er die düsteren, vor zorniger Erregung zitternden Gesichtszüge seines Vaters sah.

„Laß uns gehen, mein Sohn," sagte Garibaldi, „sie wollen berathen, sie wollen erwägen — in einer Zeit, wo man schlagen muß — diese werden Frankreich nicht retten!"

Und langsam, von seinem Sohn unterstützt, stieg er die Treppe hinab.

Mit jubelndem Zuruf wurde er von der Menge vor dem Portal empfangen. Einige den unteren Klassen der Bürgerschaft angehörige Personen traten ihm entgegen und geleiteten ihn zu einem bereit gehaltenen Fiaker, indem sie ihm mittheilten, daß sie seinem Wunsche gemäß eine einfache und anspruchslose Wohnung für ihn hergerichtet hätten und zwar bei einem Manne des Volks, wo er an Liebe und Verehrung Ersatz finden würde für Alles, was an Reichthum und Comfort zu vermissen sein möchte.

„Ich danke, meine Freunde," sagte Garibaldi, „das

ist die Wohnung, die ich mit Freuden beziehe, im Schooße des Volkes ist mein Platz, für das Volk habe ich gelebt und gestrebt, für das Volk zu kämpfen bin ich gekommen, und aus dem Volk allein, aus des Volkes innerster und eigenster Kraft heraus kann Frankreich gerettet werden."

Er stieg in den Wagen und umdrängt von einer theils neugierigen, theils ihm begeistert zujubelnden Menge fuhr man in die Nähe der Vorstadt vor ein kleines und unscheinbares Haus. Ein Mann in dem einfachen Sonntagsanzug der kleinen Bürger stand vor der Thür und trat mit abgezogenem Hut an den Schlag des Fiakers.

„Es gereicht mir zur hohen Ehre," sagte er im prononcirten Patois der Touraine, „den Bürgergeneral Garibaldi in meinem einfachen Hause aufnehmen zu dürfen. Komm' hervor, Denise," fuhr er fort, sich nach dem ziemlich dunklen Hausflur wendend und mit der Hand eine kleine, korpulente Frau mit großer, steifer Haube und einem runden, rothen Gesicht hervorziehend, welche sich verlegen und knixend dem Wagen näherte; „komm' hervor und begrüße den großen Bürger und General, der unser Haus mit seiner Gegenwart beehrt und ihm Ruhm für alle Zukunft bringt."

Garibaldi war ausgestiegen und reichte der immer verlegener umherblickenden Frau die Hand, während Menotti mit einer gewissen Verwunderung dieses Quar-

tier betrachtete, welches die große und reiche Stadt Tours seinem Vater darbot, der herbeigeeilt war, um mit seinem siegreichen Schwert wie einst Jeanne d'Arc Frankreich zu befreien.

Der Bürger und Madame Denise führten den General in ein kleines Hinterzimmer, welches durch zwei Betten, einen Tisch und drei bis vier Stühle vollkommen ausgefüllt war, und in welches die kurz vorher geöffneten Fenster noch nicht genug frische Luft hatten eindringen lassen, um den dumpfen Geruch einer langen Verschlossenheit aus demselben zu entfernen.

Dann brachten die guten Leute eine jener Fleischpasteten, welche ein so wesentliches Nahrungsmittel der ärmeren Klassen Frankreichs ausmachen, einige Früchte und eine Flasche jenes vortrefflichen Landweins der Touraine und zogen sich bescheiden zurück, um Garibaldi und seinen Sohn der Ruhe und Erholung zu überlassen.

Die Menschenmenge, welche den Wagen des Generals begleitet hatte, war verschwunden, nachdem er in das kleine Haus eingetreten, und bald schien in der großen, fieberhaft bewegten Stadt Tours, welcher die Depeschen von allen Theilen des Landes zuflogen und in welcher die Reisenden von allen Seiten zusammenströmten, Niemand sich mehr darum zu kümmern, daß in dem dumpfen Hinterzimmer eines kleinen bürgerlichen Häuschens der

Mann gegenwärtig war, welcher die Stufen zu dem Throne des Königs Viktor Emanuel erbauen half, und welcher jetzt gekommen war in dem festen Glauben und dem Vertrauen, die Masse eines begeistert aufstehenden Volkes zum Siege gegen die geschlossenen Armeekorps führen zu können, welche der still sinnende Feldherrngeist des großen preußischen Strategen in sicheren Zügen ruhig und unaufhaltsam immer weiter nach dem Herzen Frankreichs vordringen ließ.

Garibaldi saß starr und finster da. Er hatte einige Bissen gegessen und ein Glas Wein getrunken und schien unschlüssig mit den Gedanken zu kämpfen, die in seinem Innern hin und her wogten.

Menotti stand an dem nach dem Hinterhof des Hauses sich öffnenden Fenster, kräuselte seinen Schnurrbart und trat von Zeit zu Zeit ungeduldig mit dem Fuß auf die Erde.

„Ich glaube, daß dieß Frankreich immer dasselbe bleibt, mein Vater,“ sagte er, „unter dem Kaiser, wie unter dieser sogenannten Republik — sie müssen geführt, sie müssen kommandirt werden, sie sind unfähig, allein zum Wollen und zu thatkräftigem Handeln sich zu erheben, und wir haben Unrecht gethan, hieher zu kommen, wir werden ihnen nicht helfen können, da sie keine Hülfe wollen. Sie bedürfen immer eines Tyrannen, sei er ein

König, ein Kaiser oder ein Diktator, und auch in ihrer großen Revolution hatten sie stets einen Götzen, von dem sie sich so lange mit Füßen treten ließen, bis sie seiner müde wurden und ihm den Kopf abschlugen, um einen andern an seine Stelle zu erheben."

„Sie müssen sich nach so langem Druck," sagte Garibaldi, „erst an die Freiheit gewöhnen, sie müssen zu Athem kommen, wir müssen Geduld mit ihnen haben. Wir haben eine gute That vor, wir haben versprochen, sie auszuführen im Interesse der Freiheit der ganzen Menschheit, und wir dürfen nicht vor einer ersten Schwierigkeit zurückschrecken."

Er sagte dieß ruhig und sanft, aber dem Ton seiner Stimme fehlte die Zuversicht der eigenen Ueberzeugung.

„Schwierigkeiten, mein Vater," rief Menotti, „ich schrecke wahrlich vor keinen Schwierigkeiten zurück — aber dieser Empfang hier, diese hochmüthige Kälte von Seiten dieses päpstlichen Grafen! — ja, das Volk auf der Straße hat uns wohl entgegengejubelt — aber ich kenne das, es war eben nur das Volk der Straße. Von den übrigen Klassen habe ich nur einzelne Neugierige hie und da gesehen, die aber weit entfernt waren, uns Zeichen der Sympathie zu geben. Und hier," sagte er, mit verächtlicher Handbewegung auf das einfache Ameublement des kleinen Zimmers deutend, in dem sie sich befanden —

„so empfängt die erste große Stadt in Frankreich den Helden der Freiheit Italiens!"

Die Thür öffnete sich, und in der rothen Blouse der Garibaldi'schen Freischaaren trat Barbarino Falcone in das Zimmer. Der junge Mann blickte noch düsterer als früher. Ein Strom von wilden Gluten innern Grimmes und Hasses schien aus seinen dunklen Augen hervorzubrechen. Die sammetglänzende Haut seines kräftigen und edlen Gesichts war noch tiefer gebräunt, sein Bart war stärker und voller geworden, die rothe Blouse hob seine schlanke Gestalt hervor, und als er in dieß kleine dunkle Zimmer eintrat, im Lichte der geöffneten Thür, erschien er von einer blendenden, aber zugleich abschreckend dämonischen Schönheit, wie ein Engel der Rache und der Vernichtung, und wohlgefällig ruhte das Auge des alten Führers der Freischaaren auf dieser Gestalt, welche für seine Unternehmungen wie geschaffen schien.

„Nun, Barbarino," sagte er, „die Stunde des Kampfes naht, bald werden alle Deine Wünsche erfüllt sein und Du wirst Deine Klinge das Blut der Feinde der Freiheit trinken lassen!"

„Ich fürchte, mein General," sagte Barbarino finster, „daß von allem dem nichts geschehen wird, und was ich hier in der kurzen Zeit seit unserer Ankunft gesehen, läßt mich alle Hoffnungen verlieren, daß jemals dieses Volk

von Frankreich sich zu einer ernsten Thatkraft empor=schwingen werde."

„Du siehst, mein Vater," sagte Menotti, „Barbarino Falcone, der Glühendste und Begeistertste von uns Allen, hat in wenigen Stunden den Muth verloren."

„Ja," sagte Barbarino, „ich habe den Muth verloren, — denn ich suche den Kampf, und ich sehe, daß wir hier nur Worte, aber keine Thaten finden werden. Ich habe einen Weg durch die Stadt gemacht, die Leute, die mir folgten und mich mit Freudenrufen begrüßten, sind wahrlich nicht die Männer, mit denen man großen, geordneten Armeen entgegentritt. Ich habe auch diese Franktireurs gesehen, die sich jetzt bilden — sie kokettiren in ihren Uniformen, aber so wie sie da jetzt sind, würde ich nicht gern mit ihnen in's Feld ziehen; — und sobald sie mich sahen, diese zierlichen Herren in ihren eleganten Röcken, mit ihren blanken Hirschfängern und Gewehren, so machten sie sich davon, — und wenn ich einen von ihnen anredete, so konnte er in verlegener Eile nicht schnell genug das Gespräch beenden, um sich von mir zu ent=fernen. Sie haben ihren Kaiser abgesetzt, weil er ihnen nicht mehr Ruhm und Glanz genug geben konnte — aber sie sind keine Republikaner, sie haben keinen Begriff von der Freiheit und mit uns haben sie nichts gemein. Nein, nein, mein General, wir wollen fort von hier so schnell

als möglich, wir wollen zurückkehren nach unserer Heimat, dort bleibt noch genug für die heilige Sache zu thun, und um uns hier ohne Zweck und Gewinn zu opfern, dazu bedarf Italien seiner Kinder noch zu nöthig."

Garibaldi stand unschlüssig auf. Die Worte Barbarino's waren nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben.

Da hörte man eine näselnde Stimme im Patois der Touraine auf dem engen Flur des Hauses.

„Ich muß ihn sehen, den großen General Garibaldi, den Retter, den Befreier, der gekommen ist, uns zu helfen gegen die deutschen Königsdiener."

„Hier, mein Freund," antwortete die Stimme des Hauswirths, „tretet ein. Der General ist gut und freundlich, er wird gern einen Mann empfangen, der ihn so tief verehrt."

Die Thür wurde geöffnet und der Besitzer des Hauses schob einen Mann in vorgerückten Jahren in der Tracht der wohlhabenden Landbewohner der Umgegend in das Zimmer. Der Eintretende stützte sich in jener gebückten Haltung, welche den durch schwere Arbeit früh alternden Bauern oft eigenthümlich ist, auf einen starken Stock; ein grauer Bart verhüllte den untern Theil seines Gesichts, die breiten Krämpen eines schwarzen Huts fielen auf seine Stirn herab und eine Brille mit grauen Gläsern bedeckte die Augen, welche sehr schwach zu sein

schienen, da er sie außerdem noch mit der vorgehaltenen Hand gegen das in der That nicht zu helle Licht schützte, das von den Fenstern in das Zimmer drang.

„Ich muß ihn sehen," sagte der Eintretende mit der Lebhaftigkeit, welche den Bewohnern jener Gegenden eigenthümlich ist, „ich muß ihn sehen, den großen General, dessen Bild jeder Freund der Freiheit in seinem Herzen tragen sollte als ein heiliges Kleinod! — Ah!" rief er, vor dem General stehen bleibend, „das ist er! — ja — ja, das ist er! Das ist das Auge, vor dessen Blick die Schaaren der Tyrannendiener wie Spreu verwehen! —"

Er blieb, die Hände über seinen Stock gefaltet, vor dem General stehen, indem er ihn von unten herauf durch seine Brille betrachtete.

Der Hauswirth hatte sich, da das kleine Zimmer fast überfüllt war, zurückgezogen und die Thür hinter sich geschlossen.

Der Fremde blickte langsam zu Menotti und Barbarino hin, dann richtete er sich etwas aus seiner gebückten Stellung auf, trat in stolzer, fester und gebietender Haltung unmittelbar vor den General hin und nahm seine graue Brille ab, während zugleich von seinem Gesicht der Ausdruck von Neugier und unruhiger Wichtigkeit verschwand, welcher bisher auf demselben gelegen hatte.

Unter der Brille erschienen jene wunderbar strahlenden, farbenspielenden Augen, mit welchen Mr. Brooklane im Albergo di Europa in Rom den Grafen Rivero angesehen hatte und auf deren Wink Barbarino Falcone aus seiner Höhle in den Schluchten der Berge aufgebrochen war.

„Wir sind unter Vertrauten,“ sagte der so plötzlich Veränderte mit einer vollen sonoren Stimme im reinsten Italienisch von Toskana — „und ich kann die Maske abnehmen!“

„Ihr hier, Meister!“ rief Barbarino Falcone, im höchsten Erstaunen heraneilend und die Hand des Fremden ehrerbietig ergreifend.

„Wie kommt Ihr nach Frankreich?“ fragte Garibaldi, „ich glaubte, Ihr wäret —“

„In Gaëta,“ sagte der Fremde mit verächtlichem Lächeln, — „ja, ja, dort hinter den Mauern der alten bourbonischen Zwingburg hält man mich in diesem Augenblick fest — wie die ganze Welt überzeugt ist — aber ihr wißt ja, daß Mauern und Ketten mir gegenüber ein wenig von ihrer einengenden und fesselnden Kraft zu verlieren pflegen — ich bin also in diesem Augenblick hier, wie ihr seht, da sich hier vielleicht in diesem Augenblick unsere Zukunft, die Zukunft der Freiheit, entscheidet, da es hier darauf ankommt, den Bund zwischen zwei

großen Nationen zu schließen zur Bekämpfung der Tyrannei."

„Dieser Bund ist ferner als je, mein Meister," rief Barbarino mit zitternder Stimme, „hier werden wir keine Verbündeten finden!"

„Selbst diese jungen, feurigen Herzen, welche noch in der Zeit der Illusionen leben," sagte Garibaldi traurig, „haben mir gerathen, zurückzukehren und dieses Frankreich zu verlassen, das so wenig Verständniß für unsere Ideen, so wenig Sympathie für unsere Gefühle zeigt."

Der Fremde richtete sich hoch auf und warf einen strengen Blick auf Barbarino.

„Hat Barbarino Falcone," sagte er, „so wenig Vertrauen in mein Wort? — Habe ich Dir nicht versprochen, daß Du hier in dem Kampfe, der nun beginnen wird, finden sollst, wonach Deine Seele dürstet? — die Rache," fügte er leise, sich ein wenig zu dem jungen Manne hinneigend, hinzu.

„Und Ihr, mein Freund," sagte er dann, sich zu Garibaldi wendend, „Ihr, der feste, unerschütterliche Streiter für unsere heilige Sache, Ihr wollt so schnell den Muth verlieren?"

„Ihr wißt nicht," rief Menotti, „wie man uns empfangen hat —"

„Ich weiß es," fiel der Fremde ein, „und deßhalb

bin ich hier, weil ich zugleich auch weiß, wie heftig das Blut in euren Herzen wallt — auch hier noch," sagte er lächelnd, die Hand auf die Schulter Garibaldi's legend, — „in diesem Herzen, das doch schon älter und kälter geworden sein sollte. Darum bin ich hier, weil ich nicht will, daß eine Aufwallung der Ungeduld, mag sie so natürlich sein als sie wolle, unsere heilige Sache gefährde — wenn man Großes erreichen will, muß man vor Allem Geduld haben."

Garibaldi wollte sprechen.

Der Fremde streckte die Hand gegen ihn aus.

„Ich bin gekommen," fuhr er fort, „um euch zu dieser Geduld zu ermahnen, denn das Alles, was euch hier lähmend entgegengetreten ist, wird anders werden, es wird eine schnelle Wendung eintreten, das wollte ich euch sagen, — aber ich kann euch mehr sagen, denn Alles fügt sich noch schneller als ich gehofft, — denn —"

Ein lautes Rufen verworrener Stimmen tönte, näher und näher heranbrausend, über den Hof von der Stadt herüber. Es waren lauter Jubelrufe der Begeisterung, der Freude, welche zum Himmel emporstiegen, — mächtiger und weithin schallender als jene Rufe, welche Garibaldi und seine Begleiter begrüßt hatten.

Alle horchten auf.

„Was ist das?" fragte Garibaldi.

„Das ist die Wendung," sagte der Fremde, „von der ich euch sprach, das ist das Bündniß der freien Völker von Frankreich und Italien, das seine ersten Freudenrufe zum Himmel emporsendet."

Garibaldi schüttelte den Kopf, als begreife er nicht.

Menotti hatte sich zum Fenster hinausgebeugt und suchte den Sinn der verworrenen, immer lauter herüberschallenden Rufe zu erfassen, während Barbarino mit gläubiger Zuversicht auf den Fremden blickte, dessen Augen in leuchtender Freude schimmerten.

Man hörte Schritte auf dem Flur und die Stimme des Hauswirths, welcher mit Madame Denise sprach und dann eilig sich dem Zimmer näherte.

In einem Augenblick hatte der Fremde seine Brille wieder aufgesetzt, seinen Hut in die Stirn gedrückt und stand in derselben gebückten Haltung wie vorhin, auf seinen Stock gestützt da, ehrerbietig und bewundernd zum General Garibaldi aufblickend.

„Welches Glück, welche Freude!" rief der Bürger, eifrig eintretend, während hinter ihm seine Frau einen neugierigen Blick in das Zimmer warf, „welche Freude! — nun wird, nun muß Alles gut werden — nachdem der große General Garibaldi zu uns gekommen, ist nun auch der große Held der französischen Freiheit, der Mann der Herzen des Volks, von Paris gekommen, um die

Regierung selbst in die Hand zu nehmen. Gambetta ist hier — hört ihr, wie sie ihn begrüßen? — er wird gleich hier vorüberfahren."

„Was sagte ich euch," flüsterte der Fremde leise, ohne seine Stellung zu verändern oder eine Miene zu verziehen, „hatte ich Recht, ist die Wendung nahe?"

„Gambetta hier!" rief Menotti erstaunt, „wie ist das möglich aus dem umzingelten Paris —"

„O, ihm ist nichts unmöglich," sagte der Bürger stolz, „er ist durch die Luft gekommen, im Ballon, aber kommt, kommt, ihr müßt ihn sehen!"

Er eilte durch den Flur voran zu der vordern Thüre des Hauses.

Während Garibaldi und die Uebrigen langsam folgten, sagte der Fremde:

„Wartet, Alles wird sich ändern — ich bürge euch dafür, daß nun euer Warten nur noch nach Stunden zählen wird."

Er verschwand in der Menge, die sich auf der Straße gesammelt hatte und die fast bis in den Flur des kleinen Hauses hineindrängte, ohne Augen für die rothen Blousen des Generals Garibaldi und seiner Begleiter zu haben, welche nur mit Mühe über alle diese Köpfe hin, durch alle diese erhobenen Arme hindurch, das bleiche Gesicht des Mannes sehen konnten, der, noch

vor Kurzem ein unbedeutender Advokat, der Führer einer fast hoffnungslosen Opposition war und der heut an der Spitze der Regierung Frankreichs stand und unumschränkt über die letzten Hülfsquellen dieses reichen Landes gebot.

Achtzehntes Kapitel.

Der Graf von Chaudordy hatte sich, nachdem Garibaldi ihn verlassen, wieder an die Durchsicht der eingegangenen und auf seinem Tisch vor ihm liegenden Berichte begeben, aber er schien von trüben Gedanken in Anspruch genommen; — bald warf er die Papiere zurück und die Stirn in die Hand stützend, sagte er in traurigem Ton:

„Wie tief ist Frankreich in so kurzer Zeit gefallen, daß dieser Guerillaführer der italienischen Revolution sich für berechtigt und befähigt hält, uns wie ein Almosen seine Hülfe zu bringen — welch' ein Unglück, daß nicht nur unsere Armeen geschlagen und auseinandergesprengt sind, daß auch unsere Diplomatie vollständig den Zusammenhang, die Kraft und die Klarheit verloren hat! Herr Thiers verwirrt das Alles noch mehr, indem er an den Höfen umherreist und ihre Intervention für Frankreich erbittet, ohne daran zu denken, daß die monarchischen

Regierungen Europas, wenn sie auch für den Kaiser hätten etwas thun wollen, jetzt gewiß keine Neigung haben werden, für Frankreich interveniren zu wollen, wenn es auf immer schneller strömender Flut der Anarchie zutreibt. Welch' ein Unheil hat dieser thörichte Krieg über uns gebracht, zu dem der Kaiser sich wider seinen Willen hat treiben lassen, statt ihn zwei Jahre früher wohl überlegt und mit fest vorbereiteten Allianzen zu beginnen. Das schwerste Unglück ist aber doch die Schwäche und Unentschlossenheit des Kaisers, der es nicht wagte, die Verantwortung und die Konsequenzen des Krieges auf sich zu nehmen und bei Sedan den Frieden zu schließen, der damals noch weit wohlfeiler gewesen wäre, als er es heut ist, und der jede Woche später immer mehr und mehr kosten wird. — Wie schmerzlich, daß ein großes, ruhmreiches Land so schwer für die Fehler Desjenigen büßen muß, der die Existenz und das Schicksal der Nation in seiner einzigen Person vereinigt hatte!

„Und nun dieser Garibaldi," fuhr er nach einer Pause traurigen Schweigens fort, „der hier ankommt, um unsere Verlegenheiten noch zu vermehren! Die mächtigste und nachhaltigste Hülfe, nicht um uns aus der gegenwärtigen Verlegenheit zu ziehen, sondern um Frankreich später wieder empor zu heben, im Innern zu kräftigen und mit neuen Allianzen zu umgeben — diese wichtigste

Hülfe für uns liegt in der katholischen Kirche und ihrer weltumfassenden Macht. Die päpstliche Kurie aber und die Kirche würden wir auf das Tiefste, auf das Unversöhnlichste beleidigen, wenn wir ihren geschworenen Todfeind jetzt zu Hülfe rufen wollten. Der König Viktor Emanuel, dessen Gesinnungen für Frankreich nur durch die persönlichen Beziehungen zum Kaiser bestimmt werden und der, trotzdem er eben Rom besetzt hat, doch nur an den endlichen Frieden mit dem Papst denkt, würde uns das ebenfalls nicht verzeihen."

„Der Herr Botschafter von Oesterreich," meldete der Huissier.

Der Graf von Chaudordy erhob sich, um dem Fürsten Metternich entgegen zu gehen, welcher schnell in das Zimmer trat.

Der Fürst war elegant wie immer. Sein blondes Haar und sein lang herabhängender Backenbart waren sorgfältig geordnet, seine Toilette von tadelloser Frische und einfachster Eleganz, aber auf seinem regelmäßigen, schönen Gesicht, welches sonst heitern Lebensgenuß und einen fröhlichen, oft etwas spöttischen Humor ausdrückte, lag ein trüber Schleier. Er war bleich und die großen hellen Augen blickten ernst und traurig. Er drückte rasch die Hand des Grafen Chaudordy und ließ sich wie ermüdet in den Lehnstuhl sinken, der neben dem Schreibtisch stand.

„Euer Durchlaucht errathen kaum," sagte der Graf lächelnd, „wer soeben noch auf diesem Stuhl gesessen hat, den jetzt der Botschafter Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich einzunehmen mir die Ehre erzeigt und mir dadurch einen neuen Beweis für die Wahrheit des alten Satzes gibt: ‚les extrèmes se touchent'."

„Ich habe nicht nöthig, es zu errathen, mein lieber Graf," sagte der Fürst, indem er die Handschuhe in seinen Hut warf, den er neben sich auf ein Aktenpaket gestellt hatte, — „ich habe nicht nöthig, es zu errathen, denn ich weiß es — Garibaldi — —"

„Euer Durchlaucht haben erfahren —?" fragte der Graf Chaudordy.

„Die ganze Stadt spricht davon," rief der Fürst, — „und außerdem bin ich von anderer Seite informirt worden. Ein Kurier, der so eben von Wien eintraf, brachte mir die Nachricht, daß man dort von den Absichten Garibaldi's unterrichtet sei."

„Er ist gewohnt," sagte der Graf achselzuckend, „aus seinen Absichten keine Geheimnisse zu machen."

„Sie haben ihn also gesprochen?" fuhr der Fürst fort. „Sie haben seine Pläne, seine Anerbietungen vernommen?"

„Ich habe ihn angehört," erwiederte der Graf Chaudordy, — „seine Selbstschätzung flößt mir eine gewisse

Bewunderung ein! — Nachdem die bewährten Marschälle Frankreichs geschlagen worden, nachdem unsere festen Plätze theils genommen, theils umzingelt sind, nachdem unsere Armeen zersprengt, nachdem die feindlichen Streitkräfte bis vor Paris gedrungen sind und die Hauptstadt vom Lande getrennt haben, kommt dieser Mann hierher, um uns glauben zu machen, daß er nur seinen Degen in die Luft zu heben nöthig hat, um das Alles wieder gut zu machen und diese übermächtigen Feinde aus unsern Grenzen zu vertreiben! Entweder ist das die Selbstüberschätzung eines Wahnsinnigen oder die Naivität eines Kindes."

„Es freut mich, Herr Graf," rief der Fürst Metternich, „daß ich diese Auffassung bei Ihnen finde — wie ich es allerdings wohl kaum anders hätte voraussetzen können, denn ich bin gekommen. um Ihnen im Interesse Frankreichs die dringende Bitte auszusprechen, sich von jeder Berührung mit den Elementen fern zu halten, über welche Garibaldi gebietet. Ich spreche Ihnen diese Bitte aus nicht nur in meinem eigenen Namen — denn Sie wissen, daß ich ein aufrichtiger Freund Frankreichs bin, Frankreichs wie des armen unglücklichen Kaisers, den ich noch in der letzten Stunde beschworen habe, sich nicht in diesen verhängnißvollen Krieg hineinreißen zu lassen, — sondern ich bin auch beauftragt," fuhr er fort, „Ihnen

diese Bitte im Namen meiner Regierung auszusprechen. Es wird Ihnen bekannt sein, wie hohen Werth ich immer auf eine Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich gelegt habe, wie sehr ich wünschte, daß Oesterreich hätte die Zeit finden mögen, sich vollständig wieder innerlich zu erholen und zu kräftigen, um mit Frankreich gemeinschaftlich in Aktion treten zu können, nachdem eine solche Aktion diplomatisch wohl vorbereitet und organisirt gewesen wäre, — und ich habe im vollen Einverständniß mit dem Grafen Beust Alles gethan, um diesen Wunsch zu erfüllen — leider aber vergebens. Jetzt, Herr Graf, bleibt wenig übrig, was Oesterreich noch für Frankreich thun könnte — dieses Wenige besteht darin, auf die vorsichtigste Weise seine Stimme zu Gunsten Frankreichs geltend zu machen und, wenn es irgend möglich, ein Einverständniß der neutralen Mächte herbeizuführen, damit dieselben ihren Einfluß ausüben, um eine zu große Schwächung Frankreichs zu verhindern. Aber auch dieß Wenige, was die österreichische Regierung hätte thun können und was immerhin vielleicht nicht ohne Bedeutung gewesen wäre, ist schon sehr erschwert durch den Sturz des Kaiserreichs, da Rußland und England weit weniger geneigt sind, für die gegenwärtige, unsichere und völkerrechtlich zweifelhafte Regierung vermittelnd in die Schranken zu treten. Ganz unmöglich aber," fuhr er fort, „würden

unsere bons offices werden, wenn Garibaldi eine hervorragende Rolle in der weitern Kriegführung spielen sollte, denn dadurch würden die Besorgnisse aller Mächte wach gerufen werden und man würde vielleicht dahin kommen, in der Schwächung Frankreichs zugleich eine Sicherung gegen die europäische Revolution zu erblicken. Ich bitte Sie deßhalb, wenn denn der Krieg bis auf's Aeußerste fortgesetzt werden soll, denselben wenigstens nur durch französische Elemente führen zu lassen und zwar durch so regelmäßige militärische Elemente als möglich, damit es gelinge, die Sympathieen für Frankreich in Europa so lange als möglich zu erhalten."

Der Graf Chaudordy hatte ernst und aufmerksam zugehört.

„Es bedarf Ihrer Worte nicht, mein Fürst," sagte er, „um meine Ansicht festzustellen und meine Ueberzeugung zu bestärken. Alles, was Sie mir zu sagen die Güte hatten, erkenne ich als vollkommen wahr und richtig an; und läge die Entscheidung über die Angelegenheiten Frankreichs in meinen Händen allein, so würde das Streben nach einem schnellen und möglichst vortheilhaften oder vielmehr möglichst wenig nachtheiligen Frieden," sagte er seufzend, „der einzige Zielpunkt unserer politischen Thätigkeit sein. Ich habe indeß," fuhr er fort, „über alle diese Dinge mit meinen hier anwesenden Kollegen

zu berathen und bin mit diesen wieder abhängig von den Entscheidungen, welche die eigentlichen Träger der Regierung in Paris uns zukommen zu lassen vielleicht Mittel finden möchten. Wie meine hiesigen Kollegen denken, wie sie über diesen Fall denken, dessen bin ich nicht ganz gewiß und in dieser Beziehung ist mir Eurer Durchlaucht Mittheilung ganz besonders wichtig und erwünscht, denn die guten Beziehungen zu Oesterreich und durch Oesterreichs Vermittlung zu den andern Mächten liegen meinen Kollegen, das weiß ich, gewiß ebenso sehr am Herzen, als mir. Die Erklärung, welche Eure Durchlaucht mir eben abgegeben, wird mir dabei eine große Unterstützung sein, um meine Ansicht bei den übrigen Mitgliedern der Regierung zur Geltung zu bringen, und ich hoffe, daß Sie mir erlauben werden, zu diesem Zweck Gebrauch davon zu machen."

„Ohne Zweifel, mein lieber Graf, ohne Zweifel," sagte der Fürst, „und ich werde glücklich sein, wenn es mir gelingt, Ihre so kluge, vorsichtige und patriotische Auffassung der Verhältnisse zu unterstützen. Haben Sie Nachrichten von Paris?" fragte er, „und von Metz, wird man sich dort halten können?"

„Die allerdings nicht sehr ausführlichen und zuverlässigen Nachrichten, die uns aus Paris zugekommen sind," erwiederte der Graf Chaudordy, „sprechen von einer

hohen Begeisterung der Bevölkerung, von einer großen Thätigkeit des General Trochu zur Bildung einer neuen Armee — wir wären," sagte er achselzuckend, „Nachrichten über einen glücklichen Ausfall und über einen Durchbruch durch die feindlichen Linien lieber, — und von Metz wird berichtet, daß dort Alles vortrefflich stehe. Aber auch darüber bin ich nicht sehr beruhigt, denn so groß die Vorräthe waren, welche die Festung enthielt, so waren sie doch nicht auf eine so unverhältnißmäßige Menge von Soldaten berechnet, als jetzt dort zusammengedrängt sind, und ich fürchte, daß die Hoffnungen auf Metz etwas zu optimistisch sind."

„Es zirkuliren hier," sagte der Fürst Metternich, indem er einen scharfen, forschenden Blick auf den Grafen warf, „in den Kreisen der Diplomatie verschiedene Gerüchte — ziemlich vager Natur, allerdings von Negoziationen, welche zwischen dem preußischen Hauptquartier, dem Marschall Bazaine und der Kaiserin stattfänden. Man sprach von einem Frieden, der die Armee Bazaine's der Regentschaft zur Verfügung stellen und damit dem Kaiserreich die Handhabe einer starken Machtentwicklung bieten sollte."

„Ich habe nichts davon gehört," sagte der Graf Chaudordy ruhig. „Und," fuhr er fort, indem er den Fürsten fest anblickte, „ich würde es beklagen, wenn solche

Verhandlungen stattfänden, denn wenn sie zu einem Resultat führen sollten, so würde sich die Lage Frankreichs noch unglücklicher gestalten, als sie es jetzt schon ist."

„Wie wäre das möglich?" rief der Fürst betroffen — „das äußere Unglück Frankreichs kann kaum schlimmer werden, ja ich glaube, daß die Regentschaft bessere Friedensbedingungen erhalten könnte als irgend eine andere Regierung. Für die inneren Zustände aber — verzeihen Sie, ich spreche in diesem Augenblick als Privatmann, — wäre es doch wahrlich ein Glück, wenn eine starke, von ganz Europa anerkannte Regierung sich der Aufgabe unterziehen könnte, die Wunden zu heilen, welche dieser Krieg dem Lande geschlagen. Auch Sie, Herr Graf, dienten ja dem Kaiserreich, — Sie waren demselben ergeben und gehörten zu seinen Vertrauten."

Der Graf Chaudordy schüttelte den Kopf.

„Eine starke Regierung, mein Fürst," sagte er, „würde das jetzt unter solchen Umständen wieder hergestellte Kaiserreich nicht sein, und die Armee des Marschalls Bazaine würde wahrlich nicht genügen, um der Regentschaft die unbestrittene und anerkannte Macht in Frankreich zu geben. Käme der Kaiser selbst wieder, wäre er jung und kräftig — so wäre es vielleicht etwas Anderes, — die Kaiserin aber als Regentin mit Bazaine zur

Seite — das ist eine Unmöglichkeit — das wäre das Schlimmste von Allem, das wäre der Bürgerkrieg."

„So glauben Sie nicht," sagte der Fürst, „daß Frankreich die Regierung wieder annehmen würde, welcher es doch so lange Zeit willig gehorcht und welcher es noch vor Kurzem mit so überwältigender Mehrheit sein Vertrauen ausgesprochen hat, um so mehr, wenn diese Regierung ihm den Frieden, die Ordnung und den Wohlstand wiederbrächte?"

„Nein, mein Fürst," erwiederte der Graf, „das glaube ich nicht. Die Leidenschaften sind zu tief erregt, und wenn das Blut der französischen Nation in's Kochen gerathen ist, so bedarf es der Zeit und oft einer langen Zeit, um sich wieder abzukühlen. Selbst Paris würde kaum die Regentschaft annehmen, und Bazaine würde vielleicht in die Lage kommen, die Wälle der Hauptstadt mit Sturm nehmen zu müssen, um die Regentin wieder nach den Tuilerieen zu führen. — Alle diese großen Städte der Provinz aber, alle diese größeren und kleineren Armeekorps, die hier und dort noch stehen oder in der Bildung begriffen sind, sie alle würden die Waffen gegen die Regentschaft erheben und es würde derselben nichts Anderes übrig bleiben, als sich mit den Deutschen zur Niederwerfung dieses Widerstandes zu verbinden. Dann aber wehe dem Kaiserreich und dem napoleonischen Namen,

dann, mein Fürst, würde es auch für die Zukunft jedes Mittel einer Wiedererhebung verlieren — einer Wiedererhebung," fügte er hinzu, „die nicht ausgeschlossen sein möchte, wenn der Kaiser jetzt in kluger Zurückgezogenheit die Leidenschaften sich austoben und den Rausch des Hasses und der Verzweiflung verfliegen läßt."

Der Fürst schwieg einen Augenblick nachdenklich, dann stand er auf und sprach:

„Sie mögen Recht haben, Herr Graf, — diese ganze Konversation war nur ein flüchtiger Ideenaustausch über unbestimmte Gerüchte, die mich lebhaft berührten, weil ich persönlich — ganz persönlich — das Unglück der kaiserlichen Dynastie tief beklage und mich über eine Wendung ihres Schicksals aufrichtig freuen würde, wenn eine solche mit dem Wohle Frankreichs vereinbar wäre."

Laute Jubelrufe tönten von der Straße herauf, immer mehr sich verstärkend und immer näher heran dringend.

„Was ist das?" sagte der Graf Chaudordy, „sollte man noch Volksdemonstrationen für Garibaldi in Szene setzen? Das wäre zu bedauern. Wir dürfen uns hier in unsern Beschlüssen nicht von dem Geschrei der Masse beeinflussen lassen."

Der Fürst wollte sich entfernen, als eilig und aufgeregt der Huissier aus dem Vorzimmer hereintrat und sagte:

„Eine große Menge versammelt sich vor dem Hause, der Minister Gambetta ist soeben von Paris angekommen und fährt, von dichten Massen umringt, hierher.“

„Gambetta hier?“ rief der Fürst Metternich erstaunt. „Ist denn die Einschließung von Paris durchbrochen? Wie kann es ihm möglich geworden sein, durch die Linien zu gelangen?“

Er trat mit dem Grafen Chaudordy an's Fenster.

Eine Menschenmenge wälzte sich heran, in deren Mitte erblickte man Herrn Gambetta, welcher die Portefeuilles des Innern und des Krieges der Regierung der nationalen Vertheidigung in seiner Hand vereinigte. Sein Anzug war bestaubt und in Unordnung, er hielt seinen Hut in der Hand, sein langes, dunkles und dichtes Haar war unordentlich zurückgestrichen, und rechts und links grüßend näherte er sich langsam dem Eingang des Regierungsgebäudes.

Als der Wagen vor dem Portal anhielt und Herr Gambetta ausstieg, brach die ganze, dicht zusammengedrängte Menge, welche die Straße nach beiden Seiten hin erfüllte, in einen fast einstimmigen, weithin hallenden Jubelruf aus.

Der Gefeierte, welchen das in Fieberwallungen zitternde Frankreich in diesem Augenblick zum Götzen seines Vertrauens und seiner Hoffnung erhoben hatte, dieser

Mann, welcher eigentlich den Namen seines Todfeindes „Napoleon" trug, der aus Haß gegen diesen Namen dessen erste Hälfte unterdrückt und sich Leon genannt hatte, und der jetzt der Erbe der Macht seines verhaßten Gegners geworden war, wandte sich unter dem Portal noch einmal um, winkte mit der Hand und stieg dann die Treppe zu den Bureaux der Regierung hinauf, während die Menge vor dem Hause stehen blieb, um zu erwarten, was die Ankunft des eifrigsten und thätigsten Mitgliedes der Regierung von Paris bringen würde.

Wenige Augenblicke darauf öffnete der Huissier die Thür des Zimmers, in welchem der Graf Chaudordy und Fürst Metternich sich befanden.

Raschen Schritts trat Gambetta ein, sein bleiches, abgespanntes Gesicht zitterte vor nervöser Unruhe, seine Lippen zuckten und während das eine geblendete Auge unter dem herabgesunkenen Augenlid wie schlafend erschien, flammte das andere in fieberhafter Glut. Er trat rasch auf den Grafen Chaudordy zu, dem er die Hand drückte, dann den Fürsten Metternich erblickend, begrüßte er denselben mit einer gewissen zurückhaltenden Kälte, aber doch mit aller ausgesuchten Höflichkeit, welche der Botschafter einer befreundeten Großmacht in Anspruch zu nehmen berechtigt war.

„Sie hier, Herr Minister?" rief der Graf Chaudordy, „wie ist das möglich? Ist Paris befreit?"

„Nein," rief Gambetta, „es ist fester eingeschlossen als je, es ist aber auch muthiger und hoffnungsvoller als je. Es erwartet, daß Frankreich herankomme, um es zu befreien. Und um diese Befreiung zu organisiren und die ganze nationale Kraft aufzubieten, damit das Land und die Hauptstadt sich die Hand reichen können — dazu bin ich hier."

„Aber wie," fragte der Graf Chaudordy, „wie ist es möglich, wie haben Sie die Linien durchbrechen können?"

„Ich habe die Linien nicht durchbrochen," erwiederte Gambetta, mit einem gewissen theatralischen Pathos die Hand erhebend, „ich bin über sie dahin gegangen hoch in den Lüften, in Nadar's Ballon. Ich bin hier in der Nähe von Tours zur Erde gekommen, habe die nächste Station erreicht — und da bin ich, um keine Sekunde zu verlieren in dem großen Werk der Befreiung."

„Eure Excellenz erlauben, daß ich mich beurlaube," sagte Fürst Metternich, indem er sich gegen Gambetta verneigte. „Die Herren werden zu konferiren haben, und ich darf in einem so ernsten und wichtigen Augenblick nicht stören."

Er warf dem Grafen Chaudordy einen bedeutungsvollen Blick zu und entfernte sich, von den beiden Herren bis zur Thür begleitet.

„Sie wissen, daß Garibaldi hier ist!“ rief Gambetta, sobald der Fürst das Zimmer verlassen.

„Er war bei mir,“ erwiederte der Graf Chaudordy, „und hat mir sein Anerbieten mitgetheilt, den Guerilla-krieg zu organisiren.“

„Und wo ist er,“ rief Gambetta, „wo ist er, damit er sein Werk beginne, dieß Werk, das einen großen Platz einnehmen wird unter den Mitteln zur Rettung unseres Vaterlandes?“

Verwundert und betroffen blickte der Graf in das aufgeregte Gesicht Gambetta's.

„Garibaldi ist in Tours,“ sagte er, „ich habe ihm keine bestimmte Antwort geben können, da ich mit meinen Kollegen sprechen zu müssen glaubte.“

„Und Sie haben für seinen Empfang nicht gesorgt, keine Wohnung für ihn bereiten lassen —“ rief Gambetta. „Mein Gott, er wird tief verletzt sein, man muß ihn sofort aufsuchen, es ist keine Zeit zu verlieren.“

Er wollte sich zur Thüre wenden.

„Ich muß mir erlauben,“ sagte der Graf Chaudordy, „Sie darauf aufmerksam zu machen, Herr Minister, daß es mir bedenklich erscheint, in die Vertheidigung des Landes ein fremdes, nicht französisches und vielen Kreisen in Frankreich nicht sympathisches Element zu mischen, es könnte das den guten Willen, den wir bei allen Theilen

des Volkes brauchen, verstimmen und außerdem," fügte er hinzu, „die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten trüben. Ich habe soeben Bemerkungen in dieser Beziehung entgegen genommen, die der Beachtung werth sind."

„Ich kenne nur Eins, das der Beachtung werth ist," rief Gambetta, indem er wieder in das Zimmer zurücktrat und den Blick seines sehenden Auges starr auf den Grafen Chaudordy richtete, „nur Eins, auf das wir in diesem Augenblick Rücksicht zu nehmen haben, und das ist: Frankreich zu befreien und die ganze aufsprühende Kraft der Nation dem Feinde entgegenzuschleudern, um ihn über die Grenze zu treiben. Und um dieß zu erreichen," fuhr er fort, „ist der Eintritt Garibaldi's in unsere Reihen von unermeßlicher Bedeutung."

„Der General Garibaldi," erwiederte der Graf Chaudordy, „hat zwar manche Erfolge gehabt, allein die Truppen, denen er gegenüberstand, waren schon erschüttert, desorganisirt und theilweise von Korruption zerfressen. Ich habe wenig Vertrauen auf seine Siege gegenüber der preußischen Armee und den preußischen Generalen."

„Das ist gleichgültig," rief Gambetta, „mögen sie dort bessere Strategen haben, mögen sie in Allem diesem General des Volkskriegs überlegen sein, seine Macht, die Bedeutung seiner Person besteht eben darin, daß er uns den Volkskrieg schaffen wird, daß er der Erhebung

Frankreichs den Stempel der Demokratie, der Revolution aufdrückt —"

„Und uns dadurch um die Sympathie der Mächte bringen wird," fiel der Graf Chaudordy ein.

„Was haben uns diese Sympathieen geholfen," rief Gambetta aufflammend in immer heftigerer Erregung, „haben die Monarchen Europas die Hand ausgestreckt, haben sie das Wort gesprochen, um uns zu helfen? — Aus uns selbst, aus der Tiefe des Volkes heraus müssen wir die Kraft schöpfen, die fremden Heere über unsere Grenzen zu jagen. Haben die Freiwilligen von 1793 Taktiker und Strategen gehabt? Waren sie darum minder siegreich? Haben sie minder das Vaterland befreit von den zudringlichen Fremden, welche gekommen waren, das niedergeworfene Königthum wieder aufzurichten? Ich weiß," rief er zitternd vor Zorn, „sie denken an Aehnliches da drüben in dem Lager der Preußen, sie möchten mit dem Kaiser unterhandeln, sie möchten ein hübsches Stück aus dem schönen Frankreich herausschneiden und dann das Kaiserreich wieder an seine Stelle setzen, damit Alles hübsch beim Alten bleibe in Europa, damit die Herren auf den Thronen nicht nöthig haben, sich zu fürchten vor dem Geiste der Revolution, der im französischen Volke wieder zu erstehen beginnt. Aber sie werden sich verrechnen! — ich will ihnen die Brandfackel der

Revolution entgegenschleudern, daß sie Mühe und Noth haben sollen, die Dächer ihrer eigenen Häuser zu retten, und daß sie sehr zufrieden sein sollen, wenn es ihnen gelingt, mit heiler Haut aus dem Brande sich zu retten, der rings um sie her zum Himmel aufschlagen soll. Dazu ist es aber nothwendig, daß Frankreich groß und frei, ohne Zögern und ohne Umkehr zu der heiligen Revolution sich bekenne, in der es allein Rettung und künftiges Heil finden kann! Und noch glaubt man nirgends so recht an unsern Ernst, der Kaiser ist verschwunden, seine Familie mit ihm," sagte er in verächtlichem Ton — „das Alles hat die vorüberrauschende Welle des Augenblicks fortgespült. Aber sie glauben, daß sie ebenso von der Brandung wieder zurückgerufen werden würden, und sie haben vielleicht nicht ganz Unrecht, denn dieser ganze monarchische Despotismus liegt noch in der Gewohnheit der Menge. Wir bedürfen eines großen, mächtigen Athemzuges der Revolution, der die Brust des Volkes weit ausdehnt und ihm die Spannung gibt, sich zur äußersten Anstrengung zu erheben, wie jener Riese des Alterthums, der seine Kraft aus dem Boden der Erde in sich sog, die seine Mutter war. Diesen Athemzug der Revolution wird uns Garibaldi geben; sobald sein Name den bewaffneten Schaaren unseres Volkes voranfliegt, wird das Volk selbst, wird aber auch ganz Europa verstehen, daß es sich nicht

allein um den Kampf der einen nationalen Macht gegen die andere handelt, sondern daß hier der Geist der Freiheit, der Geist der unermüdlichen und unerbittlichen Revolution gegen die monarchische Ordnung, diese wahre Feindin der Menschenwürde, in die Schranken tritt. Darum sage ich, es kommt nicht darauf an, ob Garibaldi ein mehr oder weniger guter General ist — er ist die Revolution, er wird das Volk entflammen, er wird den Geist von 1793 wieder erwecken, und in diesem Geist werden wir heute siegen, wie die Republik damals gesiegt hat."

Er ließ sich, erschöpft von dem heftigen Sprechen, auf den Stuhl niedersinken.

„Mir scheint, daß die größten Siege," sagte der Graf Chaudordy ruhig, „unter der sehr autokratischen Führung des Generals Bonaparte und später des Kaisers Napoleon gewonnen wurden — doch ich will die rein militärische Frage bei Seite lassen und muß nur abermals darauf aufmerksam machen, daß der Name Garibaldi schwerlich zur einmüthigen Erhebung aller Parteien in Frankreich beitragen — daß er gewiß aber unsere auswärtigen Beziehungen sehr erheblich verwirren und erschweren wird."

„Ich kenne nur ein Mittel," rief Gambetta, „nur ein Mittel, von unserem tiefen Fall uns ganz und voll-

ständig zu erheben, und das Mittel liegt in der rücksichtslosen Entfaltung der Fahne der Revolution. Gelingt es uns, die Revolution zu organisiren und gegen den Feind zu führen, so wird uns nichts widerstehen. Man muß sogleich das Dekret ausfertigen, um Garibaldi das Kommando über die Volksheere zu übergeben — das wird das Vertrauen erwecken und immer neue Tausende werden zu der von ihm erhobenen Fahne strömen."

„Das Dekret ausfertigen — Herr Minister?" sagte der Graf betroffen. — „Ich habe dem General Garibaldi gesagt, daß ich mit den übrigen Mitgliedern der Regierung darüber berathen würde. Ich bin allerdings nur der Delegirte, aber ich glaube, daß eine Berathung und genaue Erwägung der Frage immerhin geboten sein möchte."

„Berathen, erwägen!" rief Gambetta, „— das ist genug geschehen. Die Zeit dafür ist vorbei, es handelt sich jetzt darum, zu handeln, schnell und rücksichtslos zu handeln. Frankreich wird Rechenschaft für die Zeit fordern, welche mit Erwägungen verloren wurde."

Er ergriff einen Bogen Papier und eine Feder und schickte sich an, seinen Sessel an den Schreibtisch heranrückend, zu schreiben.

„Sie werden die Bemerkung gegründet finden," sagte der Graf Chaudordy, „daß die Regierung sich als eine

kollegialische Gesammtheit konstituirt hat — nicht aber als eine Diktatur, welche ja," fügte er mit Betonung hinzu, „so wenig dem Wesen der Republik entspricht."

Gambetta hielt einen Augenblick inne, richtete den Kopf empor und blickte den Grafen durchdringend an:

„Die Diktatur —!" rief er, „Sie haben das Wort ausgesprochen — und ich nehme es an, ich bin bereit, diese Verantwortung zu tragen. Es ist wahr, die Diktatur gehört nicht für die Republik, wohl aber für die Revolution, welche jene vorzubereiten und zu sichern hat. Sei es also die Diktatur, wenn sie nöthig ist. In diesem Augenblick," fuhr er fort, „aber bedürfen wir derselben noch nicht, denn ich handle vollständig innerhalb der Grenzen meiner Kompetenz, da ich das Portefeuille des Krieges neben dem des Innern übernommen habe."

Der Graf von Chaudordy schwieg und trat an das Fenster, aus welchem er ernst und nachdenkend auf die dicht gedrängte Menge herabblickte, die dort unten stand und nach dem Fenster spähte, um den vergötterten Helden des Tages zu erblicken.

Gambetta schrieb:

„Dem General Garibaldi wird das Kommando über alle bereits bestehenden und noch zu bildenden irregulären Streitkräfte Frankreichs übertragen. Alle militärischen und civilen Autoritäten werden angewiesen, allen Requi-

sitionen im Auftrage des Generals unbedingt Folge zu leisten."

Er siegelte und unterzeichnete das Dekret und erhob sich schnell.

„Wo ist der General?" fragte er, „es handelt sich nur noch darum, ihm seine Vollmacht zu übergeben und ihn zur eifrigsten Thätigkeit anzutreiben."

Er wandte sich zu dem neben der Thür hängenden Glockenzug, aber bereits trat der Huissier ein und meldete:

„Der General Bourbaki."

Erstaunt wandte sich der Graf Chaudordy vom Fenster ab, während Gambetta seinen Blick finster und drohend auf die Thür heftete.

Der General Bourbaki trat ein. Er trug einen dunklen Civilanzug, einen runden Hut in der Hand. Sein Gesicht war bleich, in seinen Augen funkelte ein krankhafter Glanz, sein Bart hing ungeordnet über die Lippen herab, seine ganze sonst so stolze und kräftige Haltung war schwankend und unsicher.

„Woher kommen Sie, Herr General?" fragte Gambetta scharf und kurz. „Ich erinnere mich, in den Zeitungen gelesen zu haben, daß Sie in Brüssel, in London waren, während die Pflicht Ihres Dienstes Ihnen Ihren Posten in Metz anwies, wo Ihr Korps ohne seinen General gegen den Feind ausrückte."

Der General zitterte, er stützte sich mit der einen Hand auf die Lehne eines Stuhls, während er mit der andern über die Stirn fuhr, welche ein kalter Schweiß bedeckte.

„Es ist wahr, ich war in Brüssel, ich war in London — aber ich habe Metz nur verlassen, meinen Posten und die Garde nur verlassen, weil mein Chef mich mit einer Mission absandte, weil man mir den Auftrag — den Befehl ertheilte —“

Gambetta streckte die Hand gegen ihn aus, um seine weiteren Worte abzuschneiden. Der Blick des Ministers der Revolution ruhte mit einer gewissen Theilnahme auf dem so gebrochen vor ihm stehenden kaiserlichen General.

„Ich habe Sie unterbrochen,“ sagte er mit milderer Stimme, „weil ich nicht wissen will, weßhalb Sie Metz verlassen haben. Frankreich bedarf aller seiner Söhne, es bedarf auch Ihres Degens, und wenn Sie denselben Ihrem Vaterland zur Verfügung stellen, so werden Sie sich dessen Dank verdienen.“

„Ich bin verzweifelt, tief niedergedrückt,“ rief der General, starren Auges vor sich hinblickend, „daß eine unglückliche Verkettung von Umständen mich in eine so traurige Lage gebracht hat, und ich würde kein größeres Glück kennen, als die Gelegenheit zu finden, mein Blut

für Frankreich zu vergießen — wenn damit," fügte er finster hinzu, „auch kaum noch etwas gewonnen werden kann, denn die militärischen Hülfsquellen des Landes sind erschöpft, und Metz kann sich nicht mehr halten."

„Der Marschall Bazaine muß Metz halten!" rief Gambetta in wilder Erregung, „und wenn er sich unter den Trümmern seiner Mauern begraben lassen soll. Wir müssen den Kampf fortsetzen! Wir werden ihn fortsetzen! Die militärischen Hülfsquellen des Landes sind nicht erschöpft, und Sie werden erstaunen über die reichen Mittel, die ich aus denselben noch schöpfen werde — wollen Sie das Kommando über die Loirearmee übernehmen?"

Erstaunt blickte der General auf, einen Augenblick leuchtete das Feuer der Freude in seinen Augen. Nach kurzem Nachdenken aber schüttelte er den Kopf und sagte:

„Ich habe das Korps verlassen, das meiner Führung anvertraut war — die Loirearmee scheint mir in diesem Augenblick günstige Chancen zu haben, ich möchte nicht den Anschein auf mich nehmen, als wolle ich mich in einen glücklichen Erfolg hineindrängen — lieber wäre es mir, in einer andern Richtung verwendet zu werden."

„Sie haben vielleicht Recht," sagte Gambetta, „es wird sich Gelegenheit dazu finden. Wir werden noch manche Armee zu bilden und gegen den Feind zu senden haben," fügte er mit einem Lächeln stolzer Zuversicht

hinzu. „Wir werden weiter darüber sprechen, mein General, auf Wiedersehen; für jetzt muß ich Garibaldi aufsuchen."

Er nahm das Dekret, das er vorhin geschrieben, und mit einer leichten Kopfneigung grüßend ging er hinaus.

„Garibaldi aufsuchen?" fragte der General Bourbaki, sich ganz bestürzt zum Grafen Chaudordy wendend, „ist Garibaldi hier?"

„Er ist hier," erwiederte der Graf, „und wird soeben zum Chef aller Franctireurs ernannt, um den Guerillakrieg zu kommandiren."

„Aber —" rief Bourbaki, mit großen Augen den Grafen anblickend, als höre er etwas Unfaßbares, — „aber —"

„Still, mein General," fiel der Graf Chaudordy ein, „wir sind in Zeiten angekommen, in denen das Wort ‚aber' nicht mehr an der Tagesordnung ist. Kommen Sie, ich werde für eine Wohnung für Sie sorgen — und wir werden dann ein wenig plaudern. Es wird mich im hohen Grade interessiren, zu hören, was Sie dort oben gemacht haben und wie die Sachen nach jener Seite hin stehen."

Er nahm den Arm des Generals und führte denselben hinaus, während von unten herauf die lärmenden

Rufe der Menge ertönten, die den Diktator begrüßten, wie man ihn auch unter dem Volk schon zu nennen begann, als er in seinen Wagen stieg und den Befehl gab, nach der Wohnung Garibaldi's zu fahren, wohin ihm die Volksmassen voraneilten.

Neunzehntes Kapitel.

Von der Höhe der Vogesen herab an den Wäldern und Schmelzhütten von Ravale und Goutterade vorbei stürzt sich der Fluß Oignon in das Departement der Haute Saone herab; er verschwindet bei Froideterre unter der Erde, um etwa eine Meile weiter wieder zum Vorschein zu kommen und, sich durch mehrere Zuflüsse verstärkend, zwischen den Departements Haute Saone und Jura hinzufließen und sich endlich in die Saone zu ergießen.

Etwa vier Meilen von diesem Fluß entfernt liegt in der Nähe des Rhein-Rhone-Kanals die kleine Stadt Dole, eine einfache Landstadt von etwa elftausend Einwohnern, welche größtentheils Speditionshandel auf dem Kanal treiben und sich um Alles, was nicht unmittelbar ihren Wirkungskreis berührt, namentlich aber um die große Politik und um die Händel in Frankreich und Europa sehr wenig gekümmert hatten, bis endlich dieser gewaltige

Krieg, welcher alle bestehenden Verhältnisse zertrümmerte, sie aus ihrem friedlichen Stillleben aufschreckte. Lange hatten sie zwar unmittelbar nichts von dem Kriege gesehen, dafür sollten sie aber jetzt mitten in denselben hineinkommen; denn eines Tages, in der ersten Hälfte des Monats Oktober, erhielt der Maire von Dole ein Schreiben des Präfekten seines Departements, worin ihm angekündigt wurde, daß der General Garibaldi, der Chef aller irregulären Streitkräfte Frankreichs, die Stadt Dole zu seinem Hauptquartier erwählt habe und daß man von dem Patriotismus der Bürger eine gute Aufnahme des Generals, seines Hauptquartiers und der ihn begleitenden Truppen erwarte.

Am Tage darauf war denn auch der General Garibaldi durch die von den neugierigen Einwohnern dicht besetzten Straßen eingezogen. Er kam in einem leichten offenen Wagen, da er seiner Fußwunde wegen nur noch selten zu Pferde stieg, in seinem rothen Hemd, ein Tuch um den Hals, eine weiche Mütze auf dem Kopf, herangefahren.

Neben ihm ritten der polnische General Bosak mit seinem wilden Gesicht, dem vollen, etwas struppigen Bart und der rothen, viereckigen polnischen Mütze auf dem Kopf; der italienische Oberst Tanara, welcher das genueser Bataillon kommandirte; der Oberst Ravelli, der Führer

der Jäger der Seealpen, und Barbarino Falcone, welcher ohne besonderes Kommando Adjutantendienste bei dem Hauptquartier that; eine Reihe von Ordonnanzen folgte.

Die Einwohner von Dole waren ziemlich enttäuscht bei dem Anblick des Hauptquartiers dieses Generals, von welchem die Welt so viel gesprochen und welchem jetzt eine so wichtige Stelle in der Vertheidigung Frankreichs gegeben worden war. Dieser ganze Einzug des gebückten, unscheinbaren Mannes auf dem kleinen Wagen, umgeben von diesen abenteuerlichen Reitern in rothen Hemden, mit wuchtigen Schleppsäbeln und weichen, zusammengedrückten Hüten, entsprach sehr wenig den Vorstellungen, welche sie von einem hohen militärischen Kommando hatten und stimmte nicht mit den Erinnerungen überein, welche sie von dem gelegentlichen Erscheinen eines kaiserlichen Generals und seinem glänzenden Stabe bewahrten.

Der General Garibaldi war in der Mairie abgestiegen, wo der Maire die besten Zimmer für ihn eingerichtet hatte, die übrigen Führer bezogen Quartiere bei den Honoratioren des Orts und umgaben sich mit jener geräuschvollen Vielgeschäftigkeit, welche allen militärischen Dilettanten eigenthümlich ist, wenn sie einmal Gelegenheit finden, die Sphäre des wirklichen Krieges zu berühren.

Bald nach dem Einzuge des Hauptquartiers sahen

die Bewohner von Dole auch die Truppen einrücken, welche zunächst in der Stadt und unmittelbaren Umgegend Quartier nehmen sollten. Und abermals wurden ihre Erwartungen getäuscht, und zwar in noch höherem Grade als bei dem Erscheinen des Generals und seines Hauptquartiers, denn diese Truppen boten in der That einen wenig soldatischen Anblick, sie waren zum Theil mit den rothen Hemden bekleidet, zum Theil aber trugen sie ganz beliebig zusammengesetzte und oft sehr phantastische Anzüge. Auch war ihre Bewaffnung nicht gleichartig, und ihre Gesichter würden, wenn man ihnen in einem einsamen Walde begegnet wäre, wenig Vertrauen eingeflößt haben. Am besten sahen die Jäger von den Seealpen aus, aber auch unter ihnen herrschte nicht durchgängig gleiche Uniformirung, und alle diese Abtheilungen, welche unter der Musik einiger Hörner einzogen, die sowohl an Takt als an Harmonie viel zu wünschen übrig ließen, schienen sich nicht übermäßig viel an die Befehle ihrer Offiziere zu kehren, die sich übrigens auch in ihrer ganzen Erscheinung wenig von den Soldaten unterschieden.

Eine Stunde nach seiner Ankunft versammelte General Garibaldi in der Mairie die mit ihm eingetroffenen Führer und seinen kurze Zeit nach ihm in Dole angelangten Sohn Menotti zu einem Kriegsrath. Garibaldi hatte sich auf ein Ruhebett zurückgelehnt und seinen

schmerzenden Fuß auf demselben ausgestreckt. Auf dem Tisch vor ihm lag eine Karte des Departements des Jura und der nächsten Umgegend.

Neben ihm saß sein Sohn Menotti; der polnische General Bosak hatte sich einen Stuhl herangerückt, auf welchem er rittlings saß und in anscheinend tiefem Nachdenken die Karte betrachtete; die Obersten Tanara und Ravelli hatten sich in bequemen Fauteuils niedergelassen — Barbarino Falcone stand hoch aufgerichtet, die Hände auf seinen Säbel gestützt, da.

„Wir haben," sagte der General Garibaldi, indem er sich auf den Ellbogen stützte, „nunmehr — ich danke euch für euren Eifer, meine Freunde, der dieß ermöglicht hat — die ersten Schritte zur militärischen Organisation unserer Kräfte gethan, die Brigade Bosak ist operationsfähig —"

Er richtete den Blick auf den polnischen General.

„Vollkommen, mein General," rief Bosak schnell, indem er sich den Schnurrbart strich, „vollkommen, und ich erwarte nur den Augenblick, sie an den Feind zu bringen; — es sind lauter unerschrockene Leute, zu den verzweifeltsten Anstrengungen fähig, im kleinen Krieg geübt und im Stande, eine doppelt so große feindliche Macht zu beschäftigen und allmälig aufzureiben.

Garibaldi neigte den Kopf.

„Ebenso ist es mit Menotti's Brigade," sagte er, sich an seinen Sohn wendend.

„Ich bin so weit," erwiederte dieser, „um, wenn es sein muß, ein Gefecht annehmen zu können."

„Die Brigade Marie ist ebenfalls operationsfähig," sagte Barbarino Falcone, „soeben ist die Meldung darüber eingegangen."

„Wir haben also über drei Brigaden zu verfügen," sagte Garibaldi, — „und täglich wachsen uns neue Kräfte zu, die wir nur zu formiren haben, um binnen Kurzem über eine beträchtliche und weithin ausgedehnte Truppenmacht verfügen zu können. Es ist also der Augenblick gekommen, um in Aktion zu treten und dem französischen Volk zu zeigen, daß wir wirklich im Stande sind, ihm eine reelle und ernste Hülfe zu bringen —"

„Wovon man sich bis jetzt hier noch sehr wenig überzeugt zu haben scheint," fiel der Oberst Tanara mit bitterem Lachen ein. „Ich habe auf meinem Marsch mit dem genueser Bataillon von Chambery hieher außer einigem Jubel der Straßenbevölkerung in den Städten sehr wenig Zeichen von Sympathie bemerkt, — das Landvolk sogar schien sich mit einiger Furcht vor uns zurückzuziehen."

„Wir müssen sehr strenge Disziplin halten," sagte Garibaldi in ernstem Ton, „damit diese Furcht ver=

schwindet, übrigens wird das Alles anders werden, sobald wir nur erst einen durchschlagenden Erfolg für die Sache der französischen Republik aufzuweisen haben werden, und dahin werden wir hoffentlich nun bald gelangen. — Hört mich an, meine Freunde," fuhr er fort, indem er die Karte zu sich heranzog und den Blick auf dieselbe heftete, „ich habe über unsere Stellung und über unsere gegenwärtige Aufgabe nachgedacht, ich habe alle einlaufenden Meldungen geprüft und mit einander verglichen und mir einen Plan gebildet, um unsere gegenwärtig verfügbaren Kräfte sehr wirksam zu verwenden."

Alle hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu.

„Es geht, wenn auch unser Vorpostendienst noch nicht vollständig organisirt ist, dennoch aus allen hieher gelangten Meldungen klar hervor, daß eine preußische Abtheilung die kleine Stadt Gray besetzt und ihre Vorposten bis in geringe Entfernung von Dole, unserem gegenwärtigen Hauptquartier, vorgeschickt hatte; gestern nun ist Gray verlassen und alle preußischen Vorposten zurückgezogen worden; dagegen hat man Kavallerieabtheilungen auf der Straße gegen Vesoul hin gesehen, diese Truppentheile müssen zu dem Korps des Generals von Werder gehören und demselben muß besonders daran liegen, die Wege nach Besançon zu besetzen, um seine Operationen zu decken. Diese feindlichen Bewegungen machen es aber

fast mit mathematischer Gewißheit nothwendig, daß das Korps des Generals Werder mit den Truppen des französischen Generals Cambriel zusammenstoßen muß, welcher die Aufgabe hat, die Linie des Dignon, diesen letzten und leicht zu vertheidigenden Abschnitt auf dem Wege nach Besançon zu halten. Unsere Aufgabe muß es nun sein, mit dem General Cambriel zusammen zu operiren und ihn in der Vertheidigung der wichtigen Dignonlinie zu unterstützen —"

„Und dazu werden wir von hier aus ganz besonders in der Lage sein," rief Menotti, indem er sich über die Karte beugte und mit dem Finger den Lauf des Dignon verfolgte, „hier steht der General Cambriel — hier muß das Werder'sche Korps heranrücken, wir sind gerade auf der richtigen Stelle, um eingreifen zu können."

„Ich habe deßwegen das Hauptquartier hier in Dole gewählt," sagte Garibaldi.

„Unsere Brigaden sind allerdings organisirt," bemerkte der General Bosak, „aber wir müssen doch bedenken, daß wir mehr auf den kleinen Guerillakrieg eingerichtet sind und daß es vielleicht nicht ganz angemessen sein möchte, das noch etwas lose Gefüge unserer Brigaden regulären und fest geschlossenen Korps gegenüberzustellen."

„Es ist das auch nicht meine Absicht," sagte Garibaldi, „und ich war im Begriff, meinen Plan weiter zu entwickeln."

Bosak verneigte sich leicht und Garibaldi fuhr fort:

„Es ist meine Absicht, alle Franctireurs, über welche wir hier verfügen und welche täglich und stündlich sich an Zahl vermehren, in die Berge zu detachiren, von dort aus die Eisenbahnverbindungen der Preußen zu bedrohen und so viel als möglich Schienen aufzureißen, Waggons und Lokomotiven zu zerstören.“

„Das ist es, das ist es,“ rief General Bosak, „das wird vortreffliche Dienste leisten.“

„Die drei geschlossenen Brigaden,“ fuhr Garibaldi fort, „welche wir bis jetzt haben und diejenigen, welche sich in Kurzem formiren werden, will ich zunächst hier behalten, um, wo es angeht, je nach den Umständen den General Cambriel zu unterstützen.“

Bosak blickte finster vor sich nieder.

„Es würde meiner Ansicht nach besser sein,“ sagte er, „unsere ganze Macht in die Berge zu vertheilen und in kleinen Abtheilungen den Feind zu reizen und zu irritiren.“

„Ich glaube das nicht,“ sagte Garibaldi, indem er sich ganz aufrichtete und den polnischen Parteigänger mit einem strengen Blick ansah, „ich glaube das nicht und habe deßhalb meine Dispositionen so getroffen, wie ich sie eben vortrug; — ich habe mein Leben der Freiheit gewidmet, aber im Krieg ist der Gehorsam die erste Pflicht

— der Gehorsam des freien Mannes, der sich mit Bewußtsein der nothwendigen Regel unterwirft — denn nur ein Wille kann die Truppenmassen zu zusammenhängender und geordneter Wirkung bewegen. Mein Plan steht fest und ich kann nicht von demselben abgehen, wenn mir nicht ganz entscheidende und überwiegende Gründe gegeben werden —“

„Und der Plan ist gut,“ rief der Oberst Ravelli, — „meine Jäger der Seealpen werden sich freudig in die Waldschluchten begeben, und ich stehe dafür, daß, wo sie streifen, keine Eisenbahn mehr gehen wird.“

Die Uebrigen stimmten ebenfalls dem von Garibaldi entwickelten Plan bei.

Bosak neigte finster den Kopf auf die Brust und biß auf seinen Schnurrbart.

„Es kommt nun darauf an,“ fuhr Garibaldi fort, „um mit dem General Cambriel in Verbindung zu treten und mit ihm gemeinsam zu operiren, uns zu vergewissern, daß unsere Dispositionen ihm genehm sind. Es muß deßhalb Einer von euch, meine Freunde, in das Hauptquartier des Generals abgehen, und ich möchte Barbarino Falcone, der hier kein Kommando und keine unmittelbare Dienstthätigkeit hat, ersuchen, diesen Auftrag zu übernehmen, dem General Cambriel unsere Stellung und meine Dispositionen mitzutheilen und so schnell als

möglich dessen Antwort hieher zurückzubringen. Der Weg dorthin ist sicher, und dennoch wird es gut sein, wenn Barbarino eine Abtheilung von hundert Mann mit sich nimmt, um gegen etwaige vorgeschobene Streifpatrouillen geschützt zu sein. Die Zeit bis zu Barbarino's Rückkehr wollen wir dazu benützen," sagte er, sich an die Uebrigen wendend, „die Ordnung und vor allen Dingen die Disziplin in unseren Korps immer mehr zu befestigen; — ich mache jeden Kommandeur dafür verantwortlich, es in dieser Beziehung an nichts fehlen zu lassen."

Der General Bosak und die Obersten zogen sich zu ihren Korps zurück.

Barbarino Falcone ließ sich von Garibaldi eine Ordre geben, hundert Jäger zu seiner Begleitung auswählen zu dürfen und mit den besten verfügbaren Pferden beritten machen zu lassen, und ging hinaus, um so schnell als möglich Alles für die Ausführung seiner Mission an den General Cambriel vorzubereiten.

Menotti blieb bei seinem Vater zurück, welcher trüb und traurig auf die Karte blickte, ohne daß seine Gedanken auf derselben zu haften schienen. Menotti sah ihn einen Augenblick forschend an.

„Hast Du noch immer Glauben an die Erreichung unseres Ziels, mein Vater," fragte er, „und hast Du noch immer die Hoffnung, Frankreich und durch Frankreich

die republikanische Idee zu retten? Ich sehe es, ich fühle es bei jeder Berührung mit dem französischen Volk und mit den französischen Behörden, daß man uns hier fremd, fast feindlich entgegentritt und daß wir ihnen eher lästig sind, als daß sie uns als befreiende und rettende Freunde willkommen heißen. Gambetta hat seine Befehle erlassen, aber sie werden nur widerstrebend, bis zur Grenze der absoluten Nothwendigkeit ausgeführt, und namentlich die militärischen Autoritäten ziehen sich mit einer fast beleidigenden Kälte von uns zurück. Ich glaube, daß unser Unternehmen ein verfehltes ist und daß wir besser thäten, es aufzugeben, bevor wir dazu gezwungen werden."

Garibaldi richtete den Kopf empor. In seinen Augen leuchtete jenes eigenthümliche Feuer des Fanatismus, und mit ruhiger Stimme und Haltung, aber doch mit einem gewissen theatralischen Pathos sprach er:

„Wenn man einer großen Sache dient, wie wir, wenn man für die Befreiung der Menschheit kämpfen will, darf man vor keinen Schwierigkeiten zurückschrecken. Ich sehe und empfinde wie Du alle Hindernisse, welche sich uns entgegenstellen, ich empfinde das Uebelwollen der französischen Behörden, und vor Allem der französischen Generale, welche noch alle von dem Geist einer zwanzigjährigen despotischen Regierung erfüllt sind; ich fühle auch das geringe Entgegenkommen des Volks, das noch

nicht zum Verständniß unserer Idee erwacht ist, aber — habe Geduld, mein Sohn, das Alles wird vorübergehen. Frankreich ist lange krank gewesen und muß erst die Nebel seines Fiebers abschütteln und dann — um an uns und unsere Mission zu glauben, dazu gehören Zeichen, sichtbare Thaten. Laß uns nur den ersten und kräftigen Schlag führen, laß uns nach einer Reihe von so schwer drückenden Niederlagen diesem armen Volk nur einmal wieder einen Sieg zeigen, so wird das Alles anders werden und begeistertes brüderliches Entgegenkommen wird uns von allen Seiten umgeben. Bald wird sich ja dazu Gelegenheit finden, wenn wir an die Ausführung meines Planes herantreten werden."

Menotti schüttelte langsam den Kopf.

„Ich fürchte, wir werden bei dem General Cambriel dieselbe kalte Zurückhaltung finden, der wir überall begegnet sind, und er wird nicht mit uns zusammenwirken wollen, damit man nicht nachher sagt, der möglicherweise errungene Erfolg sei unser Verdienst."

„Nun," rief Garibaldi, „wenn das der Fall sein sollte, so werden wir allein schlagen und allein siegen, wie wir in Italien allein gesiegt haben. Ich werde den Muth und das Vertrauen in die Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, nur mit dem letzten Athemzug verlieren! — Jetzt geh' hinaus, sorge dafür, daß Alles ge-

schieht, um unsere Truppen so schlagfertig zu machen, daß sie es nicht zu scheuen haben, sich an der Seite der regulären französischen Korps zu zeigen. Ich kann mich leider," sagte er, auf seinen kranken Fuß deutend, „mit allen diesen kleinen und doch so wichtigen Dingen nicht beschäftigen und muß meine Kraft für die großen Augenblicke aufsparen."

Menotti ging hinaus und Garibaldi vertiefte sich, über die Karte geneigt, in seine Pläne.

Nach etwa einer Stunde trat Barbarino Falcone in sein Zimmer und meldete, daß er eine Abtheilung von hundert berittenen Jägern formirt habe, in deren Begleitung er bereit sei, zur Ueberbringung der Botschaft an den General Cambriel aufzubrechen.

Garibaldi entwickelte ihm noch einmal in kurzen Worten seinen Plan zur Cooperation mit dem französischen General, schärfte ihm ein, so schnell als möglich zurückzukehren und entließ ihn dann mit einem herzlichen Händedruck und den Worten:

„Der Geist der Freiheit geleite Dich und schütze Dich, mein Freund."

Barbarino Falcone verließ finster und ernst wie immer die Mairie und fand auf dem Platz vor derselben sein Korps aufgestellt, das allerdings dafür zeugte, daß er es verstand, sich seine Leute auszuwählen. Es waren

die kräftigsten, am besten gekleideten und bewaffneten Jäger auf kräftigen, gut genährten Pferden — von allen diesen wettergebräunten Gesichtern, aus allen diesen blitzenden Augen strahlte frischer Kriegsmuth und Lust an kühnen Abenteuern. Einen Augenblick erhellten sich die düsteren Züge Barbarino's, als er diese kleine Schaar musterte, er mochte sich bei ihrem Anblick an seine Leute aus den Waldschluchten Italiens erinnern, mit denen sie allerdings mehr Aehnlichkeit hatten als mit einer regelrechten Kriegstruppe. Dann schwang er sich in den Sattel und ritt, während die Einwohner von Dole ihn und seine kleine Truppe erstaunt und ängstlich betrachteten, zum Thor hinaus auf der Straße hin, welche in der Richtung über Rochefort nach Besançon führt, und auf welcher er nach den eingegangenen Meldungen den Vorposten des Generals Cambriel bald begegnen mußte.

Nicht weit von Dole wurde das Terrain hügelig und waldig. Barbarino sandte zwei Eclaireurs voraus und folgte in kurzem Trabe dem breiten Wege, zu dessen beiden Seiten der Wald sich immer mehr verdichtete.

Plötzlich trat etwa zehn Schritt vor dem Zuge zwischen diesem und den vorreitenden Eclaireurs ein Mann in einer blauen Blouse, einen grauen Hut tief in das Gesicht gedrückt, aus dem Gebüsch und blieb an der Seite des Weges stehen.

Barbarino Falcone parirte sein Pferd bei dieser unerwarteten Erscheinung und fuhr mit der Hand nach seinem Säbel.

Der ganze Zug hielt an.

Im nächsten Augenblick schien der junge Freischaarenführer über die Erscheinung dieses einzelnen Mannes beruhigt, der ein Landbewohner der Umgegend sein mochte, welcher ruhig durch den Wald seinen Geschäften nachging. Mit einigen Sätzen seines Pferdes war er neben ihm und fragte in ziemlich fremdartigem, aber verständlichem Französisch:

„Wer seid Ihr und wohin wollt Ihr gehen?“

„Ihr seid Barbarino Falcone?“ fragte der Mann zurück.

Barbarino stutzte, er betrachtete das Gesicht des vor ihm Stehenden mit forschendem Blick — dasselbe war ihm durchaus unbekannt.

„Mein Name ist Barbarino Falcone,“ sagte er dann, — „doch woher kennt Ihr mich — und was —“

„Mir ist gesagt worden,“ fiel der Mann ein, „daß ich Euch hier auf diesem Wege begegnen würde und ich bin beauftragt, Euch diesen Brief zu geben.“

Er zog ein zusammengefaltetes Papier aus seiner Blouse und überreichte es Barbarino.

Immer erstaunter sah dieser den räthselhaften Un-

bekannten an, der ihn hier mitten auf einsamer Waldstraße mit solcher Sicherheit aufgefunden hatte.

„Und wer seid Ihr?“ fragte er.

„Ich bin ein Mitglied der Internationale,“ erwiederte der Mann, „und der Chef unserer Abtheilung hat mir den Auftrag ertheilt, Euch hier zu erwarten und diesen Brief zu übergeben. Mein Auftrag ist erfüllt, lebt wohl.“

Und ebenso plötzlich wie er erschienen war, verschwand der Mann im dichten Waldgebüsch.

Einen Augenblick machte Barbarino eine Bewegung, um ihm zu folgen — doch es wäre unmöglich gewesen, zu Pferde durch das dichte Gestrüpp vorzudringen. Kopfschüttelnd blickte ihm Barbarino nach.

„Was kann das sein? Was soll das bedeuten?“ sagte er, — „doch der Brief muß Aufklärung bringen.“

Er faltete das ungesiegelte Papier auseinander und las:

„Im Auftrage des Meisters der Verbündeten Italiens und zur Erfüllung des von diesem gegebenen Versprechens erhält Barbarino Falcone die Nachricht, daß Derjenige, den seine Rache sucht, in Begleitung einer Munitionskolonne mit geringer Bedeckung auf der Straße, welche sich von Gray nach dem Oignon hinzieht, in der Nähe des Fleckens Rioz zu finden ist.“

Eine dunkle Röthe färbte das Gesicht Barbarino's,

sein Blick verdunkelte sich durch den nach seinem Kopf emporschießenden Blutstrom, seine Hände zitterten und er bedurfte einiger Augenblicke der Sammlung, um das Papier, das keine Unterschrift trug, noch einmal durchzulesen.

Einen Augenblick ließ er sinnend den Kopf auf die Brust sinken, dann wandte er sein Pferd und ritt zu seinen Gefährten zurück, welche in einiger Entfernung hielten und den Ausgang dieser Unterredung erwarteten.

„Meine Freunde,“ sagte er, „ich erhalte soeben die Nachricht, daß eine Kolonne mit Munition und Proviant unter schwacher Bedeckung in diesem Augenblick etwa zwei Meilen von hier auf der Straße von Gray sich bewegt. Das führt uns ein wenig von unserem Wege ab, aber ich glaube, wir werden die Zeit wieder einholen, wenn wir schnell dorthin reiten und sie nehmen. Wir werden dem Feind einen erheblichen Schaden thun und immer noch zur rechten Zeit bei dem General Cambriel ankommen. Seid ihr bereit, diesen Streich mit mir zu wagen.“

Die helle Freude erglänzte auf allen diesen wilden Gesichtern. Ein solcher Handstreich lag viel mehr in den Gewohnheiten dieser Männer und war für sie ein viel erfreulicheres Unternehmen, als der Dienst im regelrechten Krieg.

„Es lebe Barbarino Falcone!“ ertönte es aus den

Reihen. „Eilen wir, den Feind zu suchen und diese günstige Gelegenheit zu benützen.“

Alle zogen ihre Säbel und schwenkten sie mit lautem Jubel in der Luft.

„Wohlan denn, meine Freunde,“ rief Barbarino, „folgt mir — wir werden uns anstrengen müssen, denn wir haben nicht viel Zeit.“

Er zog eine kleine Karte der Gegend aus seinem Portefeuille, breitete dieselbe auf dem Sattelknopf seines Pferdes aus und orientirte sich einen Augenblick.

„Ich werde den Weg finden,“ rief er dann, steckte die Karte wieder fort und drückte seinem Pferde die Sporen ein, daß es in mächtigen Sätzen vorwärtsflog.

Rasselnd folgte ihm die Reiterschaar. Bald hatten sie die langsam voranreitenden Eclaireurs eingeholt. Barbarino ließ sie in die Reihen zurücktreten und allen Uebrigen weit voran, mit seinem scharfen, flammenden Auge vorausspähend, ein düsteres Lächeln auf den Lippen, jagte er auf dem Wege dahin, dem Ziel seines Lebens, seiner Rache entgegen.

Bald wurde die große Straße durch einen schmälern Landweg gekreuzt, welcher von den Höhen hinab in ein Thal hinunterführte, das am Eingang des Waldes sich nach einer größern Ebene hin öffnete.

Barbarino wandte sich zu diesem Weg und folgte

dem Lauf desselben durch das immer mehr sich lichtende Gehölz an Feldern und Aeckern vorbei durch einzelne kleine Dörfer hin, deren Einwohner scheu und staunend diese wilde Reiterschaar in den phantastischen rothen Blousen vorbeisausen sahen.

Endlich hielt Barbarino an einer Wendung des Weges an, von welcher aus das Terrain noch schärfer abfallend herabstieg.

Man sah unten in der Ebene das silberne Band eines fließenden Wassers zwischen noch fast grünen Wiesen blinken.

„Das ist der Oignon!“ rief Barbarino — und während sein Pferd schnaufend vom scharfen Ritt dastand, nahm er noch einmal seine Karte hervor und verglich mit derselben den Lauf des Flusses.

„Bald sind wir am Ziel,“ sagte er, „wir müssen im Schritt reiten, damit die Pferde sich erholen und für den entscheidenden Augenblick Kräfte behalten.“

Langsam ritt er die Anhöhe hinab und verfolgte den Weg, der sich bis zum Fluß herunterzog und dann nahe dem schnell dahinströmenden Wasser weiter führte.

Nach einer halben Stunde kam man an die große Straße von Vesoul nach Besançon. Eine breite Brücke führte über den Fluß. In einiger Entfernung davon lag unmittelbar am Wege das Dorf Rioz.

„Hier muß es sein,“ rief Barbarino, indem er auf der Brücke hielt, „von dorther müssen sie kommen.“

Er deutete mit der Spitze seines Säbels auf die Häuser des Dorfes Rioz.

„Dort zur Seite muß die Straße gehen, — sie kommen wahrscheinlich von Gray und werden auf diesem Wege zu dem Korps stoßen, welches von Gray nach Vesoul zurückgegangen ist, um sich gegen Besançon zu wenden.“

Er ritt vor und erreichte nach kurzer Zeit das Dorf Rioz. Die Einwohner, welche durch die von allen Seiten gebrachten Nachrichten sich bereits in der Befürchtung der Annäherung des Feindes befanden, flohen beim Anblick dieser Reiter, welche sie in ihrer fremdartigen Erscheinung nicht für Franzosen hielten. Mit Mühe konnten einige der Flüchtigen zum Stehen gebracht werden, und man erfuhr von ihnen, daß noch keine Munitions- und Proviantkolonne hier gesehen worden sei.

„Dann entgehen sie uns nicht!“ rief Barbarino, „auf, ihnen entgegen!“

Und ungeduldig sprengte er auf dem Wege vor, der nach Angabe der Einwohner nach Gray führte.

Bei einer scharfen Wendung des Weges erschienen plötzlich in einer Entfernung von etwa vierzig Schritten zwei Reiter, welche hinter dem vorstehenden niedrigen

Gebüsch hervorkamen und beim Anblick Barbarino's und seiner kleinen Truppe schnell wieder verschwanden.

„Da sind sie," rief Barbarino mit wildem Jubelton, indem er seinen Säbel hoch in der Luft schwang. „Auf, meine Freunde, die Bedeckung wird nicht stärker sein als wir — wir werden sie vernichten."

Er drückte die Sporen in die Flanken seines Pferdes und in mächtigen Sätzen schoß das Thier auf der Straße hin. Mit lauten Rufen folgte die Schaar der berittenen Jäger.

Nach wenigen Minuten dieses rasenden Ritts hatte man das kleine Gebüsch an der Ecke des Weges erreicht.

In rascher Wendung bog Barbarino um diese Ecke, aber in scharfem Ruck parirte er sein Pferd bei dem Anblick, der sich ihm hier darbot.

Er sah keine Munitions- und Proviantwagen, sondern eine Abtheilung badischer Dragoner, welcher die beiden zuerst hinter dem Gebüsch erschienenen Reiter als Eclaireurs vorangeritten waren, hielt auf der Mitte des Weges; — in einiger Entfernung hinter ihnen blitzten die Gewehre starker Infanteriekolonnen.

„Was ist das," rief Barbarino, „sollten wir verrathen sein? Hat man uns in eine Falle gelockt?"

Seine Begleiter drängten sich um ihn her. Von

dem raschen Schritt und dem schnellen Pariren der Pferde war die Ordnung des Zuges aufgelöst.

„Zur Attake! Marsch! Marsch!“ ertönte das Kommando von den Feinden herüber.

Und die Erde erbebte unter den Pferdehufen der heranstürmenden Dragoner.

„Flucht ist nicht möglich,“ rief Barbarino den Seinen zu, „wenigstens müssen wir Diese erst zurückwerfen.“

Und er warf sich den Dragonern entgegen.

In wenigen Augenblicken entspann sich ein wildes Gefecht. Die Freischaaren kämpften mit dem Muth der Verzweiflung und mit der Erbitterung der an ein wildes Räuberleben gewöhnten Abenteurer — hin und her wogte das gewaltige Ringen. Die zurückstehende Infanterie konnte nicht eingreifen, weil Freunde und Feinde einen einzigen verworrenen Knäuel bildeten.

Viele der Jäger Barbarino's, viele der Dragoner lagen am Boden. Barbarino selbst focht mit rasender Wuth. Er ließ seinen Säbel wie eine züngelnde Flamme um seinen Kopf kreisen. Er wollte nicht fallen, er wollte nicht gefangen werden — er mußte seine Rache haben, diese Rache, welcher er sein Leben gewidmet, welche ihn hiehergeführt hatte.

Nach einiger Zeit trat eine augenblickliche Pause der Erschöpfung ein. Kein Theil war einen Fuß breit ge-

wichen, — die Dragoner sammelten sich und zogen sich eine kurze Strecke zurück, um sich wieder zu formiren. Die Infanterie rückte im Geschwindschritt auf der Straße heran.

„Jetzt gilt es einen Ritt auf Leben und Tod, meine Freunde," rief Barbarino. „Wir müssen zurück auf den Weg, den wir gekommen; wenn wir den Oignon erreichen und die Waldhöhen hinter demselben, so sind wir gerettet. Dorthin werden sie uns nicht zu folgen wagen!"

Er wandte sein Pferd und sprengte auf der Straße nach Rioz zurück. Diejenigen seiner Reiter, welche noch lebend und unverwundet waren, folgten ihm, aber es waren nur wenig über die Hälfte der ursprünglichen Zahl.

Schüsse krachten hinter ihnen her, Kugeln pfiffen an ihnen vorüber, — dann ertönte der Hufschlag der verfolgenden Dragoner.

Aber unaufhaltsam, ohne rückwärts zu blicken, jagten sie weiter. Ihre Sporen rötheten sich vom Blut ihrer Pferde. Es war eine wilde Jagd auf Leben und Tod — bald erblickten sie die Häuser des Dorfes Rioz.

„Noch kurze Zeit," rief Barbarino, „haltet aus. Wenn wir das Dorf passirt haben, wenn wir die Brücke erreichen, sind wir gerettet!"

Weiter und weiter blieben die verfolgenden Dragoner

zurück. Ferner und ferner krachten die ihnen nachgesandten Schüsse.

Da hatten sie die ersten Häuser des Dorfes erreicht. Sie sahen keinen der Einwohner auf der Straße. Die Häuser waren verschlossen, sie beachteten es nicht und jagten weiter, bis sie die große Straße erreichten, von welcher sie vorhin hier abgebogen waren. Aber als sie auf dieser Straße ankamen, sahen sie auf derselben in der Richtung nach Vesoul hin in unmittelbarer Nähe neben sich dichte Infanteriemassen heranrücken.

Es waren die Truppen der Kolonne Degenfeld vom Korps des Generals Werder, welche von Vesoul hieher rückten, um nach Besançon vorzudringen.

Kaum erschien diese Reiterschaar in den rothen Blousen auf dem Wege, als die Infanterie ein scharfes Feuer auf sie eröffnete.

Abermals stürzten rings um Barbarino mehrere von seinen Leuten.

„Vorwärts!“ rief er, „vorwärts! Nur noch wenige Augenblicke haltet aus!“

Auf den keuchenden, schaumbedeckten Pferden jagten sie von Rioz nach der breiten Brücke über den Oignon hin, immer verfolgt von den Salven der nachrückenden Infanterie.

Endlich erreichten sie diese Brücke, von welcher sie

Rettung hofften, — aber kaum auf derselben angelangt, sahen sie unmittelbar davor auf der andern Seite die französischen Infanterielinien des Generals Cambriel, welche von den Höhen von Cussey herabstiegen, um sich dem Korps des Generals Werder entgegenzustellen.

Diese hielten die wild heransprengenden Reiter für preußische Kavallerie und empfingen sie mit einem mörderischen Feuer. Zugleich warf eine auf den Höhen aufgefahrene französische Batterie Granaten auf die von allen Seiten mit Vernichtung bedrohte kleine Schaar.

Barbarino sank im Sattel zusammen, nur noch wenige der Seinen waren um ihn aufrecht.

„Wir sind verloren," rief er, „Freunde und Feinde verbinden sich zu unserem Untergang — verloren ohne meine Rache," sagte er, mit den Zähnen knirschend.

Da traf eine Kugel seine Brust. Einen Augenblick fuhr er empor und umfaßte mit einem Blick voll grimmigen, entsetzlichen Hasses den Himmel, den Fluß und die waldbegrenzten Berge. Dann sank er vorwärts vom Pferd herab und auf seine am Boden liegenden Gefährten hin, und bald war die Brücke von einem starren Leichenhaufen bedeckt. Nur wenigen der Freischärler gelang es, lebend die heranrückenden Kolonnen des Generals Cambriel zu erreichen und dort verständlich zu machen, daß sie zur irregulären Armee Frankreichs gehörten.

Dieß war jedoch nur das Vorspiel eines größern Kampfes. Die französischen Truppen rückten heran, von der andern Seite drang die badische Kolonne Degenfeld, die Kolonne Keller und die Kolonne Prinz Wilhelm vor und am Dignon kam es zu einem heftigen und mörderischen Gefecht.

Die Franzosen leisteten tapfern Widerstand, aber unaufhaltsam drang die badische Truppe mit dem Bajonnet vor. Die Brücke, auf welcher die Freischaaren Barbarino's vernichtet waren, wurde die Stätte eines verzweifelten Kampfes. Aber sie wurde von dem dritten badischen Infanterieregiment mit Sturm genommen und die Franzosen auf die Höhen von Cussey zurückgeworfen.

Hier aber begann die wie auf einem Amphitheater postirte französische Artillerie ein vernichtendes Feuer auf die verfolgenden Dragoner und die nachrückenden Truppen, so daß von dem kommandirenden General das Gefecht aufgehoben wurde. Die Truppen blieben an der Dignonlinie stehen und die Ruhe trat nach dem entsetzlichen Toben der Schlacht wieder ein, während nur von Zeit zu Zeit einzelne Kanonenschüsse von den Höhen herabdröhnten.

Während die einzelnen Truppentheile sich sammelten, um auf dem gewonnenen und behaupteten Terrain ihre Bivouaks zu beziehen, war in Rioz eine von Gray herkommende Munitions- und Proviantkolonne angekommen,

welche, bestimmt den Truppen zu folgen, durch das schnelle Vordringen und die geänderte Marschrichtung derselben nun hier mitten in das Gefecht gerieth und in Rioz anhielt, den erschöpften Soldaten sehr erwünschte Lebensmittel zuführend.

Bei diesem Proviantransport befand sich eine hieher detachirte Johanniterkolonne, welcher der Graf von Spangendorf beigegeben worden war, nachdem die Lazarethe in und um Sedan zum größten Theil aufgehoben waren und nur noch eine geringe Anzahl von Personen zu ihrer Leitung und Bedienung erforderten. Der Graf war mit den übrigen Johannitern und einer Anzahl von Ambulancen und Krankenträgern sogleich nach dem Ort des Gefechts hinausgeeilt, um die Pflicht seines Berufes zu erfüllen. Er war unerschrocken und muthig den vordringenden Truppen gefolgt und hatte mitten im Kugelregen vielen Verwundeten Hülfe gebracht.

Als das Gefecht beendet war und man das Feld zu durchsuchen begann, um von all' diesem blühenden Leben, welches der eherne Schritt des Todes niedergeworfen hatte, zu retten und wieder aufzurichten, was noch möglich war, wandte sich der Graf Spangendorf nach der breiten Brücke über den Oignon, die mit ganzen Hügeln von Leichen, von Sterbenden und von jammernden Verwundeten bedeckt war. Er ließ durch seine Krankenträger

die Leichen, welche bereits kalt und starr waren, zur Seite tragen, während die Aerzte den Verwundeten die erste und nothwendigste Hülfe brachten, um sie dann auf Wagen und Bahren nach den in den zurückliegenden Dörfern gebildeten Nothlazarethen führen zu lassen.

Der Graf hatte einen schwer verwundeten Offizier von den französischen Mobilgarden seinen Leuten übergeben, um ihn auf den Verbandplatz nach der Brücke zu tragen, als er die Leichen der Garibaldi'schen Freischärler in ihren rothen Blousen erblickte, welche von den Todten und Verwundeten aus dem spätern Gefecht vollständig bedeckt worden waren. Erstaunt sah er auf die eigenthümlichen Uniformen, denen man bisher in der französischen Armee noch nicht begegnet war, und wollte eben einen in der Nähe stehenden badischen Offizier herbeirufen, um ihn über diese Truppe zu befragen, als sein Blick auf den starr und leblos daliegenden Barbarino fiel.

Der Graf stutzte beim Anblick dieses Gesichts, — einen Augenblick schien er in seinen Erinnerungen zu suchen, dann wurde er bleich wie die Todten neben ihm. Ein Schauer zitterte durch seinen Körper und mit einer Bewegung voll Abscheu und Entsetzen schien er sich wegwenden zu wollen. Aber im nächsten Augenblick hielt er an und mit einer gewaltsamen Anstrengung beugte er sich wieder zu dem leblos vor ihm Liegenden hin.

„Liebet eure Feinde,“ flüsterte er leise, „thut wohl Denen, die euch verfolgen, so spricht der Herr, dessen heiliges Kreuzeszeichen ich auf mich genommen habe. Seinem Gebot will ich folgen. Die Rache und das Gericht gehört Gott allein.“

Er schlug die Augen nieder, als könne er den Anblick dieses Gesichts, das er zuletzt in einem so entsetzlichen Moment gesehen und das jetzt kalt und starr vor ihm lag, nicht ertragen. Dann öffnete er das rothe Hemd Barbarino's und legte seine Hand auf dessen Brust.

„Das Herz zuckt noch,“ sagte er, „es ist noch Leben in ihm — man muß versuchen, ihn zu retten — zur Reue, zur Buße,“ fügte er hinzu, — „wenn Gott es will.“

Er nahm seine Feldflasche, öffnete die Lippen des Verwundeten und ließ einige Tropfen Wein in dessen Mund rinnen.

Ein leises Beben fuhr durch die Glieder Barbarino's. — Seine Nasenflügel begannen sich zu bewegen, ein leichter Hauch drang aus denselben hervor, — dann färbten sich seine gebräunten Wangen, welche eine wachsgelbe Farbe angenommen hatten, ein wenig dunkler und langsam schlug er die Augen auf, während sich seine Brust von einem tiefen Athemzug hob. Verwundert und fragend blickte er zum Himmel empor, — dann auf die Todten neben sich — er schien seine Gedanken zu sammeln

unter der wunderbaren Einwirkung des neu zurückkehrenden Lebens. Dann fiel sein Blick auf den über ihn gebeugten Maltheserritter, und plötzlich schien seine ganze Lebens- und Willenskraft in ihn zurückzukehren. Seine Augen öffneten sich groß, so daß das ganze Rund seiner Pupille sichtbar wurde, seine Lippen zogen sich zurück, so daß die weißen spitzen Zähne hervortraten. Wie eine Feuergarbe flammenden Grimms schoß es aus seinen Blicken auf und mit zitternder Stimme rief er:

„Der Meister hat doch Recht gehabt, er hat mir meine Rache versprochen — hier finde ich sie, die Hölle selbst soll sie mir nicht entreißen.“

Mit einer Bewegung wie die Schlange, die sich auf ihre Beute stürzt, schnellte er empor, seine beiden Hände umfaßten den Hals des Grafen Spangendorf und preßten denselben wie in einen eisernen Schraubstock zusammen.

Der Graf hatte keine Zeit, einen Schrei auszustoßen, und von Entsetzen gelähmt sahen die in der Nähe befindlichen Aerzte und Krankenträger diesen eben noch unter den Todten starr daliegenden, gespenstisch bleichen Mann über den helfenden Malthesar herstürzen und sich mit ihm in fürchterlichem Ringen auf der Brücke herumwälzen.

Einige Augenblicke vergingen, bis sie hinzusprangen.

Der Graf hatte mit seiner ganzen Kraft versucht, sich des unvermutheten Angriffs zu erwehren, aber Barbarino hielt ihn mit übermenschlicher Anstrengung fest. Sie waren auf dem Boden, über die Leichen hin mit einander ringend, bis zum Rande der Brücke gekommen, von der die einschlagenden Kanonenkugeln das Geländer fortgerissen.

Einige Krankenträger und badische Soldaten sprangen hinzu.

Mit gellendem Hohnlachen machte Barbarino eine sprungartige Bewegung und immer seine Beute festhaltend, stürzte er sich über den Rand der Brücke in die scharfe Strömung des Oignonflusses. Seine Wunde war von dem mächtigen Ringen wieder aufgegangen, er und der Graf waren mit Blut überströmt, das die Wellen des Flusses roth färbte, in denen der entsetzliche Kampf auf Leben und Tod sich fortsetzte.

„Welch' ein Ungeheuer! Welch' eine wilde Bestie!" riefen die Soldaten, welche an das Ufer eilten.

„Man muß ein Boot suchen! Rettet den Johanniter!"

Kein Boot war in der Nähe zu entdecken. Aber einige Leute hatten sich bereits in die Wellen gestürzt und schwammen den abwärts treibenden, in entsetzlicher Umschlingung an einander hängenden Männern nach, deren wilden Kampf sie kaum begreifen konnten.

Der Sturz und die Kälte des Wassers hatten einen Augenblick die erschöpfte und überreizte Kraft Barbarino's gelähmt und die eiserne Umschlingung seiner Hände ein wenig gelöst.

Der Graf hatte einen freien Athemzug thun können, er hatte seine Hand auf den Gürtel herabgesenkt und seinen Revolver hervorgezogen. Die Waffe war mit Wasser gefüllt und durchnäßt; — der Graf ergriff sie bei den Läufen, hob sie, während er mit der andern Hand seinen Feind zurückdrängte, hoch empor und führte in der Kraft der Verzweiflung mehrere wuchtige Schläge mit dem stahlbeschlagenen Griff des Revolvers gegen die Stirn Barbarino's.

Dieser sank zurück, — eine Blutwelle überströmte seine Stirn und Beide versanken in den Fluten.

Einige von den Soldaten hatten die Stelle erreicht, — sie tauchten unmittelbar darauf nieder und bald kam einer derselben wieder hervor, indem er den andern freudig zurief:

„Ich habe ihn! Ich werde ihn retten!“

Schnell schwamm er unter den freudigen Zurufen der Zuschauer dem nahen Ufer zu, den Grafen Spangendorf an seinen dichten Haaren hinter sich herziehend.

Zahlreiche Hände streckten sich ihm entgegen, Andere ergriffen den Grafen, welcher mit geschlossenen Augen

leblos aus dem Wasser auftauchte — sie zogen ihn an's Ufer — ein entsetzlicher und wunderbarer Anblick zeigte sich ihnen, denn mit dem Grafen Spangendorf zog man auch den Körper Barbarino's mit zerschmetterter Stirn aus dem Wasser. Er hatte in dem Augenblick, in welchem seine schwindende Kraft ihn zwang, die Hände von seinem Opfer zurücksinken zu lassen, im letzten Aufblitzen seines Lebens mit den Zähnen den Arm seines Opfers ergriffen und sein im Todeskampf fest geschlossener Mund hielt ihn mit dem Gegenstand seines Hasses und seiner Rache verbunden.

Ein Ruf des Schauders und des Abscheus wurde laut — man versuchte den Mund des Todten zu öffnen — es war unmöglich und mit Säbelklingen mußte man seine Zähne auseinanderbrechen. Man warf den todten Körper voll Abscheu auf die Seite. Ein Arzt war herbeigeeilt, — er flößte dem Kranken belebende Tropfen ein und wusch seine Stirn mit einer starken Essenz.

Bald schlug der junge Mann die Augen auf und blickte traurig umher.

„Ist er todt, der Unglückliche?" fragte er.

Der Arzt deutete auf die blutige Leiche Barbarino's.

Graf Spangendorf erhob sich mühsam und trat schwankenden Schrittes zu dem Todten hin; er faltete die Hände und sprach:

„Gott möge ihn gnädig richten und ihm vergeben, was er mir gethan, — wie ich ihm vergebe —“

Dann schien ihn ein Schwindel zu erfassen. Er schloß die Augen und sank in die Arme des Arztes, der ihm gefolgt war. Vorsichtig legte man ihn auf einen der Krankenwagen und fuhr ihn nach dem Dorfe Rioz zurück.

Zwanzigstes Kapitel.

Der General Boyer war im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl zu Corny angekommen, und obwohl sein Wagen vor den Vorposten wieder hatte zurückgesendet werden müssen, da eine von dem preußischen Hauptquartier für ihn bestimmte Equipage ihn erwartete, so war ihm dennoch gestattet worden, den Diener des Grafen von Villebois, welchen der Marschall ihm empfohlen, mit sich zu nehmen. Der General wurde mit Auszeichnung empfangen, er reiste jedoch, ohne sich aufzuhalten, weiter, um so schnell als möglich zur Kaiserin in Chislehurst zu gelangen, nachdem noch zuvor auf seine Bitte seinem Begleiter ein Passirschein nach dem als Lazarethstation bekannten und vollständig unverdächtigen Schloß von Villebois ertheilt worden war.

Der junge Mann machte sich nach der Abreise des Generals sogleich auf den Weg, passirte unangefochten die Linien und gelangte nach einem Marsch von einigen

Stunden an die erste Gärtnerwohnung des Parks von Villebois, wo er nach dem Weg zum Schloß fragte. Der Gärtner, ganz erstaunt, einen jungen Menschen in der Livrée des gräflichen Hauses zu erblicken, welchem der Park und die Wege zum Schloß unbekannt waren und den er seinerseits noch nie gesehen, fragte etwas mißtrauisch nach dessen Namen und Begehr.

„Ich heiße Jean," erwiederte der junge Mann, „der Herr Graf hat mich vor Kurzem in seine Dienste genommen und hat mich von Metz mit einer Botschaft an das Fräulein hieher geschickt."

Der Gärtner, welcher noch immer ein leises Mißtrauen hegte, wie man ja in jener Zeit auf beiden Seiten fortwährend in Besorgniß vor Spionen war, begleitete den Angekommenen durch den Park bis zum Schloß, wo derselbe von dem Portier und der ganzen Dienerschaft mit dem größten Interesse betrachtet wurde, da er ja von ihrem Herrn zu kommen angab, aber auch wiederum mit eben so viel Mißtrauen, da ihn Niemand vorher gesehen und die ganze Dienerschaft dieses alten Hauses sich doch unter einander genau kannte.

Er wurde sogleich Fräulein Hortense gemeldet, welche auf die Nachricht einer Botschaft von ihrem Vater den Ueberbringer derselben heraufzuführen befahl.

In unruhiger Spannung ging die junge Dame dem

Eintretenden entgegen und blieb betroffen stehen, als sie in ein ihr völlig unbekanntes Gesicht blickte, das sie unter der Dienerschaft ihres Vaters niemals gesehen hatte. Noch mehr erstaunte sie über die elegante und vornehme Manier, mit welcher der junge Mensch sie begrüßte, der nach seiner Livrée zu den unteren Stallbedienten ihres Vaters gehörte. Fast unwillkürlich erwiederte sie diese Begrüßung, wie sie es einem ihr vorgestellten Herrn ihres Standes gethan haben würde, — dann, wie unzufrieden über den Eindruck, welchen die Erscheinung und Haltung des Fremden auf sie gemacht hatte, richtete sie sich hoch auf und fragte mit stolzem und kaltem Ton:

„Sie sind seit Kurzem erst im Dienst meines Vaters? — Ich habe Sie niemals in Metz gesehen.“

„Seit ganz kurzer Zeit,“ erwiederte der junge Mann, „hat mir der Herr Graf erlaubt, diesen Rock zu tragen.“

„Wie geht es meinem Vater? Wie steht es in Metz?“ fragte Fräulein Hortense, abermals erstaunt über den Ton dieser Antwort und über den leichten fremdländischen Accent in der französischen Aussprache dieses eigenthümlichen Dieners.

„Der Herr Graf befindet sich wohl, — so wohl als es die traurigen Verhältnisse in der Stadt erlauben. Uebrigens glaube ich,“ fuhr er fort, „wird er bald aus seiner Lage befreit werden und selbst hieher kommen

können, um sich von seinen Anstrengungen und Entbehrungen zu erholen, denn der Platz kann sich nach meiner Ueberzeugung nur noch ganz kurze Zeit halten, — wenn nicht ein Wunder geschieht, so steht die Kapitulation nahe bevor."

Fräulein Hortense blickte traurig vor sich nieder.

„Die Kapitulation!" — sagte sie, — „auch das letzte Bollwerk unserer Macht wird fallen vor diesem unerbittlichen Feinde!"

„Wie schmerzlich für Frankreich, und wie viel schmerzlicher noch für Diejenigen," sagte der junge Mann, „welche auf Frankreich ihre Hoffnung gebaut haben, — für Diejenigen, deren Vertrauen auf Frankreich so bitter getäuscht wurde!"

Eine helle Röthe flammte in dem Gesicht des jungen Mädchens auf. Mit stolz zurückgeworfenem Kopf sagte sie:

„Ich weiß nicht, daß es Sitte in dem Hause meines Vaters war, daß die Diener unaufgefordert ihre Meinung, — ihr Urtheil über Frankreich aussprechen, es ziemt sich das weder für einen Franzosen, noch für einen Diener des Grafen Villebois."

„Sie haben Recht, mein Fräulein," sagte der junge Mann, „aber ich bin weder ein Franzose, noch ein Diener des Grafen."

Erschrocken zuckte Fräulein Hortense zusammen, fast

unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück und streckte schon die Hand nach der auf dem Tische stehenden Glocke aus, dann aber schüttelte sie, wie unwillig über diese Bewegung der Furcht, den Kopf, trat wieder dicht vor den Fremden hin und fragte in strengem, befehlendem Ton:

„Und wer sind Sie denn, — mit welchem Recht tragen Sie die Livrée unseres Hauses?"

„Ich bin ein Unglücklicher," sagte der junge Mann, „ein Geächteter, dessen Leben verfallen ist wie das des Vogels in der Luft, und den Ihr Vater hieher sendet, um bei Ihnen Schutz und Hülfe zu suchen."

Der ernste Ausdruck, in dem der junge Mann diese Worte sprach, schien dieselben glaubwürdig zu machen, dennoch blickte ihn Fräulein Hortense noch immer voll Zweifel und Mißtrauen an.

„Mein Vater sendet Sie hieher?" fragte sie, „und was kann ich —"

„Hier meine Beglaubigung," fiel der Fremde ein, indem er aus der Brusttasche seiner Livrée ein Papier zog, auf welchem in rothem Siegellack ein kleines Petschaft abgedrückt war. Er reichte dasselbe Fräulein Hortense.

Die junge Dame warf einen Blick auf das Siegel und rief:

„Das ist in der That der Abdruck von meines Vaters Ring, den er stets an seinem Finger trägt, Ni=

mand würde dieses Zeichen besitzen können, der nicht wirklich von meinem Vater gesendet ist! Wer sind Sie? Was kann ich thun, um den Wunsch meines Vaters zu erfüllen?" fragte sie dann in verbindlichem Ton.

„Ich bin der Kapitän von Feldhausen," sagte der junge Mann, „ich war Ordonnanzoffizier des Marschalls Bazaine —"

„Und Sie sind jetzt hier," fiel Fräulein Hortense ein, „während der Feind vor den Thoren von Metz steht?"

Eine dunkle Röthe überzog das Gesicht des Herrn von Feldhausen.

„Ich bin hier, mein Fräulein," sagte er, „auf den bestimmten Befehl des Marschalls und auch Ihr Vater hat mein Benehmen gebilligt. Ich war hannöverischer Offizier," fuhr er fort, „und bin nach Frankreich gekommen, um dem Ruf meines Königs zur Bildung einer Legion zu folgen und für dessen Rechte zu kämpfen. Der König hat die Legion aufgelöst, er hat das Schwert nicht gezogen, — da bin ich in die französische Armee eingetreten, welche gegen Preußen zu Felde ziehen wollte, — während jetzt das ganze Deutschland ihr gegenüber steht. Würde ich bei der Kapitulation gefangen werden, so würde ein schimpflicher Tod mein unzweifelhaftes Loos sein, deßhalb bin ich geflohen, — und obgleich der Marschall es mir befahl, obgleich Ihr

Vater es mir rieth, — so sehe ich jetzt doch, daß ich Unrecht gethan habe. Ich sehe das aus Ihrer Frage, mein Fräulein, — die Frauen sind scharfe Richter in Sachen der Ehre."

Er blickte traurig zu Boden, in rascher Bewegung trat Fräulein Hortense auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Verzeihen Sie mein rasches Wort, mein Herr," sagte sie, — „was mein Vater billigt, was der Marschall Ihnen befiehlt, das ist gewiß recht und ehrenvoll und ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen zu helfen."

„Vor allen Dingen kommt es darauf an," erwiederte Herr von Feldhausen, „mir hier so lang ein Asyl zu gewähren, bis sich die Gelegenheit für mich findet, um sicher nach Belgien zu kommen, wo ich dann weiter sehen werde, wie ich mein Schicksal gestalten kann, — wenn Sie mir also erlauben wollen — —"

„Ich werde sogleich Befehl geben," rief Fräulein Hortense, „daß man ein Zimmer für Sie einrichtet. Ich glaube, daß Sie hier völlig sicher sind, man respektirt das Lazareth im Schloß und es sucht Sie hier auch Niemand."

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein," sagte der junge Mann, „aber wäre es nicht besser und sicherer, wenn ich

in dieser unscheinbaren Verkleidung unter der Dienerschaft Ihres Schlosses bliebe?"

„Nein, nein," sagte Fräulein Hortense nachdenkend, „das geht nicht, die Leute würden sehr bald merken, daß Sie nicht einer der Ihrigen sind und das würde von Ihnen sprechen machen und viel mehr die Aufmerksamkeit auf Sie ziehen. Sie können hier als ein Sekretär meines Vaters erscheinen, den derselbe mir gesendet, um mich in den Geschäften, welche mir in dieser Zeit näher treten als sonst, behülflich zu sein, — das ist ganz natürlich, Sie werden dann keiner neugierigen Beobachtung ausgesetzt sein."

„Sie haben Recht," sagte Herr von Feldhausen, „ich unterwerfe mich Ihrer Anordnung."

Die junge Dame ließ den Kastellan des Schlosses rufen und ertheilte demselben ihre Befehle.

Bald war Herr von Feldhausen als Sekretär des Grafen im Schlosse installirt. Der Vicomte, welcher ungefähr die gleiche Figur mit ihm hatte, versah ihn mit Kleidung und Wäsche, und der junge Mann schloß sich dem kleinen geselligen Cirkel an, der hier vereint war, in dem er sich jedoch stets bescheiden und schweigsam zurückhielt, um nicht aus der Rolle des Untergebenen zu fallen.

Dieser Kreis vergrößerte sich immer mehr durch einzelne allmälig genesende preußische und französische

Offiziere, welche in dem Schloß gepflegt waren, und schloß sich bei den immer länger werdenden Abenden immer näher und enger zusammen.

Auch Fräulein Hortense wurde kräftiger und frischer, ihre nervöse Abspannung und Reizbarkeit verlor sich und eine zarte und gesunde Röthe färbte allmälig ihr früher so krankhaft und durchsichtig bleiches Gesicht. In merkwürdiger Weise veränderte sich auch ihr Benehmen gegen den Baron von Rantow. Während sie früher demselben mit scharf abgemessener Höflichkeit und abwehrender Kälte entgegengetreten war und auf alle seine an sie gerichteten Worte nur ganz genau die unbedingt nothwendige Antwort gegeben hatte, schien sie jetzt wärmer und herzlicher gegen ihn zu werden. Sie unterhielt sich eingehender mit ihm und öfter schienen sich ihre Ansichten und Empfindungen sympathisch zu begegnen. Auch fand sich oft Abends im Salon ihr Platz wie zufällig neben demjenigen des jungen Johanniters, — zuweilen richtete sich ihr Blick mit einem eigenthümlich sinnenden und fragenden Ausdruck auf denselben und schnell schlug sie leicht erröthend die Augen nieder, wenn er einem solchen Blick begegnete. Auch wenn sie Herrn von Rantow in leichtem, vertraulichem Geplauder von ihrer Kindheit erzählte und von all' den Träumen ihres kindlichen Geisteslebens, deren Erinnerungen sich wie märchenhafte Elfengestalten durch

die Hallen des Schlosses und durch die Schatten des Parks hinzogen, — dann lag im Ton ihrer Stimme zuweilen ein wunderbar tiefer und inniger Klang, der in dem jungen Mann mit süßem Schauer die Erinnerung an jene Stunde in dem Bosket des Gartens zurückrief, als er von ihren Lippen so entzückende, berauschende Worte hörte, welche zu seinem Schmerz so schnell sich als der Ausdruck eines krankhaften Zustandes somnambuler Ueberreizung gezeigt hatten.

Auch der junge Mann hatte sich in seinem ganzen Wesen sehr tief und merklich verändert. Sein früher oberflächlicher und unstäter Blick war tief und fest geworden, ernstere Männlichkeit lag in seinem ganzen Wesen, und während er sonst mit einer oft zu selbstzufriedenen Sicherheit den Menschen und den Verhältnissen entgegengetreten war, schien er jetzt Fräulein Hortense gegenüber oft fast ängstlich unsicher. Obgleich die junge Dame ihm täglich wachsende Zeichen freundschaftlicher Sympathie gab, obgleich er jenen Ton in ihren Worten wiederklingen hörte, der noch immer in wonnevoller Erinnerung durch seine Seele zitterte, wagte er dennoch nicht an das Glück zu glauben, das ihm aus allen diesen Zeichen entgegenschimmerte, welche er gewiß in früheren Zeiten mit sicherer Selbstgewißheit zu seinen Gunsten gedeutet haben würde.

Aber er fühlte sich glücklich, in der Nähe dieses Wesens leben zu können, das ihn mit so zauberischer Gewalt unterjocht hatte und mit so anmuthiger Ueberlegenheit diesen ganzen Kreis beherrschte, der durch den welterschütternden Völkerkrieg hier zusammengefügt war. Doch war es ein peinliches, fast schmerzhaftes Gefühl, das ihn erfüllte, ähnlich wie in reizenden Träumen, welche die liebsten und höchsten Wünsche als Wirklichkeit erscheinen lassen, während die Seele immer das Bewußtsein in sich trägt, daß Alles nur das Wolkenbild des Traumes ist, das wieder verfliegen und dem das kalte, traurige Erwachen folgen muß.

Er suchte nur in der Gegenwart zu leben, er suchte zu vergessen, was hinter ihm lag und was eine nahe Zukunft wieder mit Nothwendigkeit an ihn heranführen müßte.

Seit der Ankunft des Herrn von Feldhausen aber, welcher der Gesellschaft als Monsieur Bertin und als Sekretär des Grafen vorgestellt war, — nur ihrem Bruder hatte Hortense das Geheimniß des jungen Offiziers mitgetheilt, — seit dieser Zeit war Herr von Rantow traurig und still geworden. Fräulein Hortense hatte zwar in ihrem freundlichen und herzlichen Benehmen gegen ihn sich nicht geändert, aber sie behandelte den so plötzlich angekommenen Fremden mit einer Aufmerksam-

keit und Zuvorkommenheit, welche dem Sekretär ihres Vaters gegenüber bei ihrem sonst so stolzen Wesen auffallend und außergewöhnlich war. Auch ihr Bruder legte eine gleiche Aufmerksamkeit für den jungen Mann an den Tag, und Herr von Rantow selbst, welcher stets in der besten Gesellschaft gelebt und für die Manieren derselben einen sehr feinen und scharfen Blick hatte, bemerkte, daß dieser Herr Bertin für seine Lebensstellung ein ungewöhnlich sicheres, leichtes und elegantes Benehmen habe.

Der Baron hatte zum ersten Mal in seinem Leben eine wahre und tiefe Liebe in seinem Herzen empfunden, er sollte nun auch die erschütternde Pein der Eifersucht kennen lernen, welche ihn um so heftiger erfaßte, als er nicht das geringste Recht zu derselben hatte.

Wie die Eifersucht immer erfinderisch ist, so setzte er sich über den Fremden, der plötzlich so störend in seine Glücksträume hineingetreten war und der durch einzelne Andeutungen der Dienerschaft, die ihm zu Ohren kamen, noch räthselhafter wurde, alle möglichen Vermuthungen zusammen, wozu allerdings Fräulein Hortense mehrfach Veranlassung gab, da sie diesen Herrn Bertin nicht nur öfter in ihr Zimmer rufen ließ, um Geschäfte zu erledigen, wie sie sagte, sondern zuweilen auch mit ihm lange Spaziergänge durch den Park machte, worin der Vicomte,

ihr Bruder, durchaus nichts Außergewöhnliches und Unpassendes zu finden schien.

Auch entging es dem scharf beobachtenden Blick des Barons nicht, daß die Augen des jungen Sekretärs mit dem Ausdruck tiefer und glühender Bewunderung an Fräulein Hortense hingen, und daß oft eine helle Röthe über sein Gesicht flammte, wenn die junge Dame ihn durch eine Frage oder eine freundliche Bemerkung aus seiner bescheidenen Zurückhaltung zur Konversation mit ihr heranzog.

Der Himmel seines Glücks verdüsterte sich immer mehr, fast mechanisch nur besorgte er die Geschäfte und Anordnungen, welche die Leitung der Krankenpflege ihm auferlegte, und sich selbst zürnend, aber ohne die Kraft des Widerstandes, verzehrte er sich in peinvollen Gedanken, während er einen großen Theil seiner Zeit damit hinbrachte, in ängstlicher und schülerhafter Weise alle Begegnungen des Fräuleins von Villebois mit dem Sekretär ihres Vaters auszuspähen.

So war eine Zeit hingegangen, während welcher Herr von Rantow immer unruhiger und unstäter geworden. — Sein inneres Leiden zeigte sich in seiner äußern Erscheinung, er war bleich und verstört, und oft fragte ihn Fräulein Hortense mehr noch mit Blicken als mit Worten nach der Ursache seines so sichtlich erkennbaren

Leidens. Diese Blicke würden ihn, hätte er sein früheres Selbstvertrauen noch gehabt, mit Freude und Glück erfüllt haben, jetzt aber verstand er sie nicht zu deuten. Er antwortete auf die an ihn gerichteten Fragen mit ausweichenden Worten und Alles blieb beim Alten.

Während sich dieß in dem abgeschlossenen und verhältnißmäßig stillen Leben im Schloß von Villebois begab, gingen draußen die großen Weltereignisse mit ihrem ehernen Schritt ruhig und unaufhaltsam vorwärts.

Der General Boyer hatte die Kaiserin Eugenie in einer verzweiflungsvollen Unsicherheit und Unschlüssigkeit gefunden. Sie hatte lange gezögert, ihm irgend eine Antwort zu geben, — dann als der General ihr die dringende Nothwendigkeit unmittelbaren Entschlusses immer schärfer entgegenhielt, hatte sie an den Grafen Bismarck und den König Wilhelm telegraphirt, um bestimmte Friedensbedingungen zu erhalten, immer aber dabei erklärt, daß sie niemals in die Abtretung französischen Gebiets willigen werde und willigen könne, und über all' diesem Hinundherverhandeln, über all' diesem Zögern und Zagen, diesem Schwanken zwischen Aufflackern stolzen Muthes und matter Verzweiflung vergingen Tage auf Tage, bis dann endlich die Nachricht von der Kapitulation von Metz in Camden-House eintraf und alle Pläne und Hoffnungen begrub. Nachdem Metz genommen und Bazaine's Armee

kriegsgefangen war, konnte an einen Friedensschluß mit der kaiserlichen Autorität nicht mehr gedacht werden, da diese Autorität nunmehr auch die letzte Stütze verloren hatte, welche ihr im Lande hätte Halt geben können. Nun mußte das Verhängniß seinen Lauf nehmen und Ströme von Blut mußten noch fließen, um die republikanische Regierung endlich zu dem so schwer drückenden Frieden zu zwingen, welcher im Frühling des nächsten Jahres in Frankfurt abgeschlossen wurde.

Eine schwere Zeit war über Metz hingegangen während dieses unentschlossenen Schwankens der Kaiserin. Der Marschall Bazaine hatte mit banger Unruhe von Tag zu Tag eine Nachricht von dem General Boyer erwartet, er hatte vergeblich und immer wieder vergeblich im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl anfragen lassen, um dort immer wieder die Antwort zu erhalten, daß man von Friedensverhandlungen nichts wisse und daß die militärischen Rücksichten allein maßgebend sein müßten.

Mit düsterer Verzweiflung hatte der tapfere Marschall trotz der immer kleiner getheilten Rationen in immer unmittelbarerer Nähe das Ende des letzten Proviants und der letzten Portionen Pferdefleisch herannahen sehen, — da endlich hatte er seinen Kriegsrath versammelt, und alle seine Generale, auch der alte, feste und zähe Changarnier, hatten erklärt, daß es unmöglich sei, den Platz

länger zu halten, wenn man nicht in kurzer Zeit die ganze Armee der Krankheit und dem Hunger opfern wolle. Da endlich hatte sich der Marschall entschließen müssen, über die Kapitulation zu verhandeln, da endlich war die letzte Armee des kaiserlichen Frankreichs und in ihrer Mitte die Garden des in Wilhelmshöhe gefangenen Kaisers hinausgezogen aus den Thoren der von ihnen so lang vertheidigten Festung, um ihre Waffen vor dem fürstlichen Führer der deutschen Truppen zu strecken, welcher in ritterlichem Sinn als tapferer Soldat den so lang ausgehaltenen mannhaften Widerstand seines Gegners rühmend anerkannte. Das republikanische Frankreich aber, vom Taumel des politischen Wahnsinns ergriffen, statt achtungsvoll das Unglück seiner braven Armee zu ehren, schleuderte gegen sie und ihren Führer die Anklage des Verraths, welche später auf so widerwärtige Weise in dem Prozeß zur öffentlichen Verhandlung kam, bei welchem der Herzog von Aumale, ein General von unbekannter militärischer Vergangenheit, den Vorsitz über die Richter des Marschalls führte, der seinen Stab, von Grad zu Grad emporsteigend, sich durch lange Dienste erworben hatte und der Einzige war, der den Feinden Frankreichs nachhaltigen und langen Widerstand leistete.

Mit tiefem Schmerz hatten der Vicomte von Villebois und seine Schwester in den ihnen mit ziemlicher

Regelmäßigkeit zugehenden Zeitungen die Nachricht von dem Beginn der Verhandlungen über die Kapitulation gelesen. Der Vicomte hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, um in der Einsamkeit seinen traurigen Gedanken nachzuhängen, denn er sagte sich, daß nun für Frankreich Alles verloren sei.

Fräulein Hortense hatte aber sogleich den Lieutenant von Feldhausen zu sich bitten lassen.

„Ich habe Ihnen eine wichtige Nachricht mitzutheilen, mein Herr," rief sie, als der junge Mann bei ihr eintrat, — „der Marschall Bazaine unterhandelt über die Kapitulation von Metz und wenn der Marschall erst Unterhandlungen beginnt, so ist die Uebergabe der Festung unzweifelhaft und in wenigen Tagen bevorstehend. Mein Herz ist getheilt zwischen verschiedenen Empfindungen, — ich beklage dieß neue Unglück meines Vaterlandes, — aber ich sehe nun auch der Befreiung meines Vaters aus der traurigen Lage, in welcher sein edler Sinn ihn verharren ließ, entgegen. Mein Vater wird nun, wie ich hoffe, in kurzer Zeit hier sein, er wird Mittel finden, Sie in Sicherheit zu bringen, mit dem Ende der Belagerung werden auch die Hemmungen des Verkehrs in dieser Gegend aufhören. Mein Vater wird Gelegenheit finden, Sie sicher nach Belgien zu schaffen, wo Sie endlich, von aller Gefahr frei, ruhig athmen können und wo die

fortwährende Angst und Sorge vor Entdeckung nicht mehr über Ihrem Haupte schweben wird. Ich wollte keinen Augenblick verlieren, um Ihnen dieß mitzutheilen, damit Sie an die Pläne für Ihre Rettung denken können."

„Meine Rettung!" sagte der junge Mann traurig, — „nennen Sie es eine Rettung, mein Fräulein, für immer zu dem unstäten, einsamen Leben eines heimatlosen Verbannten verurtheilt zu werden? Denn das wird mein Loos sein; — niemals, niemals werde ich wieder den Fuß auf den Boden meiner Heimat setzen und meine Familie, meinen Vater," fügte er mit zitternder Stimme hinzu, „werde ich nur auf fremder Erde wiedersehen, um von ihm Abschied zu nehmen."

Fräulein Hortense blickte mit inniger, mitleidsvoller Theilnahme auf den jungen Offizier hin, welcher schmerzgebeugt vor ihr stand.

„Verlieren Sie die Hoffnung nicht," sagte sie mit sanfter Stimme, „die Zeit heilt viele Wunden und versöhnt viele Gegensätze."

„Diesen Gegensatz versöhnt keine Zeit," sagte Herr von Feldhausen finster, „ich habe die Waffen gegen mein Vaterland getragen, ich glaubte gegen die Gegner meines Königs zu kämpfen, — aber das ganze Deutschland hat an deren Seite gestanden und gegen Deutschland hat sich die Spitze meines Degens gerichtet. Das kann man

mir dort nicht verzeihen, — dafür kann ich keine Verzeihung erbitten und heimatlos gehe ich in die Welt hinaus. Und," sagte er, den tiefen Blick seines dunklen Auges zu Fräulein Hortense aufschlagend, „hier in diesem Kreise, in dem Sie mich mit so viel Freundlichkeit umgeben haben, hatte ich das Alles eine Zeitlang vergessen, und wenn die finsteren Gedanken an meine Zukunft an mich herantraten, suchte ich sie zu verscheuchen und fern zu halten von der freundlichen und glücklichen Gegenwart. Nun aber ist das aus; — dieser letzte Sonnenblick meines Lebens verschwindet und die kalte, graue Dämmerung liegt vor mir, die sich immer mehr verdichten wird bis zur schwarzen, finstern Nacht."

Fräulein Hortense trat zu ihm heran.

„Verzagen Sie nicht, mein Herr," sagte sie, indem eine Thräne in ihrem Auge glänzte, „in Ihrem Alter darf man die Hoffnung nicht verlieren, und seien Sie überzeugt — wie Ihr Schicksal sich auch immer gestalten möge — hier werden Sie immer aufrichtige Freunde haben, die den herzlichsten Antheil an Allem nehmen werden, was Sie betrifft."

Sie reichte ihm ihre Hand.

„O, mein Fräulein," rief der junge Mann in stürmischer Bewegung, „wenn Sie meiner freundlich gedenken, so wird es immer noch einen Lichtstrahl in meinem

Leben geben und ich werde in meiner Erinnerung den Stern finden, der mir die Kraft gibt, auf meinem dunklen Wege nicht zusammenzubrechen."

In überwallendem Gefühl beugte er sich nieder, als wolle er in die Kniee sinken, und drückte seine Lippen auf die zarte, schlanke Hand der jungen Dame.

Rasch öffnete sich in diesem Augenblick die Thür und der Baron von Rantow trat ein. Er blieb mit bleichem, verstörtem Gesicht auf der Schwelle stehen. Seine Lippen bewegten sich, als wolle er sprechen, ohne daß er einen Ton hervorbrachte, und seine Augen blickten starr, mit fast entsetztem Ausdruck auf Fräulein von Villebois und den jungen Sekretär, der sich bei seinem Eintreten schnell aufrichtete und bescheiden zurücktrat.

„Sie sehen so erschrocken aus, Baron," sagte Fräulein Hortense verwundert, „die Nachricht von der Kapitulation von Metz, welche soeben hieher gelangte, kann für Sie doch keine traurige sein," fügte sie wehmüthig hinzu, — „was haben Sie?"

Der Baron hatte mühsam einige Fassung gewonnen.

„Ich habe die Nachricht vernommen," sagte er, „und da ich befürchte, daß nach der Kapitulation auch hieher vielleicht eine Anzahl von den vielen Kranken und Verwundeten geschickt werden möchte, welche zweifellos in Metz eingeschlossen sind, so wollte ich mit Ihnen darüber

sprechen, welche Vorbereitungen wir dafür treffen können. Ich fand Niemanden im Vorzimmer und bitte um Verzeihung, daß ich es gewagt habe, ohne Weiteres einzutreten, — ich wußte nicht,“ sagte er mit einem Seitenblick auf Herrn von Feldhausen, „daß —“

„Beunruhigen Sie sich nicht,“ fiel Fräulein Hortense ein, — „ich habe keine Geheimnisse, — meinen Freunden steht meine Thür immer offen.“

„Mademoiselle haben keine weiteren Befehle für mich?“ fragte Herr von Feldhausen.

„Ich danke Ihnen, Herr Bertin,“ sagte die junge Dame; „überlegen Sie die Sache, über welche wir soeben sprachen,“ fügte sie mit herzlichem Ton hinzu, — „wir kommen noch darauf zurück und werden Alles so gut als möglich wenden.“

Herr von Feldhausen verneigte sich schweigend und ging hinaus.

„Ich bedaure unendlich, gestört zu haben,“ sagte der Baron Rantow mit einem gewissen harten und scharfen Ton, „und — Geschäfte unterbrochen zu haben,“ fuhr er mit bitterem Lächeln fort, „welche gewiß interessanter und wichtiger waren, als diejenigen, von denen ich Sie unterhalten kann.“

„Wie sind Sie sonderbar!“ sagte Fräulein Hortense, indem sie ihn mit einem fragenden Blick ansah, in dem

ein gewisser Vorwurf lag, „Sie haben mich in nichts unterbrochen, ich sprach mit meinem Sekretär und kann jenes Gespräch ja in diesem Augenblick wieder aufnehmen.“

„Ich will nicht die Ursache sein,“ sagte Herr von Rantow mit bebenden Lippen, „daß dieser Augenblick sich verzögere und daß Herr Bertin,“ fügte er zitternd vor leidenschaftlicher Erregung hinzu, „dieser räthselhafte Herr Bertin noch lange warten muß, bis er seine Lippen wieder auf diese Hand drücken kann, wie er es eben mit so glühender Verehrung that.“

Er legte die Hand vor seine Augen, als wolle er ein Bild verscheuchen, das vor seinem Blick stand, — dann machte er eine kurze Verbeugung und wandte sich zur Thür.

Fräulein Hortense hatte bei seinen Worten ihn zuerst ganz erstaunt angesehen, als begriffe sie den Sinn derselben nicht, dann zog eine flammende Röthe über ihr Gesicht, sie streckte die Hand nach ihm aus und rief mit strengem, befehlendem Ton:

„Herr von Rantow, bleiben Sie, — Sie sollen hier bleiben und mich anhören!“

Der Baron wandte sich langsam um.

„Was soll ich hören,“ sagte er tief traurig, — „nachdem ich gesehen habe? — überlassen Sie mich meinem Schmerz, — dem ich ja doch früher oder später anheimfallen mußte, — ich habe kein Recht —“

„Sie haben kein Recht," rief Fräulein Hortense, indem einen Augenblick ein Blitz hochmüthigen Stolzes in ihrem Blick aufleuchtete, — „Sie haben kein Recht über mich zu urtheilen, und doch," sagte sie, indem ihre Stimme einen unendlich weichen Ton annahm und ihre Augen sich mit wunderbar tiefem, fast bittendem Blick auf ihn richteten, — „und doch will ich nicht, daß Sie mich falsch beurtheilen. Bleiben Sie," sagte sie kurz und bestimmt, indem sie in schnellem Zug die Glocke bewegte.

„Herr Bertin," befahl sie dem eintretenden Diener.

„Ich bitte Sie, mein Fräulein," sagte der Baron mit einer abwehrenden Bewegung, „ersparen Sie mir —"

„Warten Sie," sagte Fräulein Hortense, ihn unterbrechend, indem sie den Blick in ungeduldiger Erwartung auf die Thür richtete.

Nach wenigen Augenblicken trat der Gerufene ein.

„Mademoiselle haben befohlen?"

„Lassen Sie den Ton des Dieners, mein Herr," sagte Fräulein Hortense, „der Baron ist ein Freund, vor dem wir keine Geheimnisse nöthig haben. Er ist zwar ein Preuße, aber er ist ein Kavalier, in dessen Ehre ich unbedingtes Vertrauen setze, er wird uns wesentlich behülflich sein, um Sie zu retten und vielleicht, um später Ihrem Schicksal eine günstigere Wendung zu geben."

Die beiden jungen Männer sahen sich erschrocken an, Keiner von ihnen wußte sich diese Worte zu erklären, Keiner von ihnen wagte eine Erwiederung.

„Herr Baron von Rantow," fuhr Fräulein Hortense fort, „dieser Herr, den Sie unter dem Namen Bertin als meines Vaters Sekretär hier gesehen haben, ist der Kapitän von Feldhausen, ein hannöverischer Edelmann, welcher in die französische Armee getreten und Ordonnanzoffizier des Marschalls Bazaine war. Er darf von den preußischen Truppen nicht erkannt und nicht gefangen werden, die Gefahr, daß dieß geschehe, wird größer werden, wenn vielleicht neue Kranke und Verwundete in unser Lazareth kommen. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie mit uns über Mittel und Wege nachsinnen werden, um ihn sobald als möglich über die belgische Grenze zu retten, und ich bin gewiß, daß Sie meine Bitte erfüllen werden. Ich bedaure," fügte sie hinzu, indem es abermals wie eine Bitte aus ihrem Blick zu dem Baron hinüberschimmerte, — „ich bedaure, Ihnen das nicht früher gesagt zu haben, — es war nicht Mißtrauen, was mich schweigen ließ, sondern die Furcht, Sie in peinlichen Konflikt mit den Pflichten Ihrer Stellung zu bringen. Jetzt, da die Gefahr näher tritt und die Zeit des Handelns da ist, wende ich mich an die Ehre des Edelmanns und," fügte sie mit leiser, zitternder Stimme hinzu, —

„an das Herz des Freundes, der mir beistehen wird, ein gutes und edles Werk zu thun."

Herr von Feldhausen stand stumm, mit niedergeschlagenen Augen da. Ueber das Gesicht des Herrn von Rantow zog ein Schimmer hell leuchtenden Glücks. Er machte eine Bewegung, als wolle er zu den Füßen der jungen Dame niederstürzen, welche, nachdem sie geendet, wie erschrocken über das, was sie gethan, erröthend und zitternd dastand, — dann aber wandte er sich zu Herrn von Feldhausen, streckte ihm seine Hand entgegen und rief:

„Ihr Geheimniß, mein Herr, ruht in meiner Brust so sicher wie in einem verschlossenen Grabe. Ich beklage, was Sie gethan, aber ich bin nicht Richter darüber und Ihnen nach allen Kräften beizustehen, ist für mich eine Ehrenpflicht, — und eine Pflicht der Dankbarkeit gegen dieß edle und gastliche Haus, unter dessen schützendem Dach ich Ihnen begegnet bin."

„So," rief Fräulein Hortense ganz glücklich, „nun haben wir keine Geheimnisse mehr, nun werden wir mit einander und mit meinem Bruder berathen, was zu thun ist! — — Sind Sie nun zufrieden?" fragte sie leiser, das Auge halb zu Herrn von Rantow aufschlagend.

„O, mein Fräulein," rief der Baron, — „Sie haben mich unendlich glücklich, unendlich stolz gemacht durch — Ihr Vertrauen, das Sie mir bewiesen."

„Nun werde ich die Herren bitten,“ sagte Fräulein Hortense, indem sie den sichern Ton der vornehmen Dame wiederfand, „mit einander zu überlegen, wie wir Alles am besten einrichten, — ich will ein wenig nach meinen Kranken sehen.“

Mit leichter Neigung des Kopfes deutete sie den jungen Leuten ihre Entlassung an.

Herr von Feldhausen verbeugte sich schweigend und ernst. Der Baron von Rantow folgte ihm, indem er nur zögernd seinen glühenden Blick von dem jungen Mädchen löste, welche das Lächeln reizender Verwirrung, mit dem sie ihn grüßte, noch anmuthiger erscheinen ließ.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Baron von Rantow war mit Herrn von Feldhausen in dessen Zimmer gegangen und die beiden jungen Leute hatten verschiedene Pläne zur Rettung des hannöverischen Offiziers entworfen, welche im Wesentlichen alle darauf hinausliefen, daß derselbe mit einem Geleitschein als Beauftragter der Lazarethverwaltung am leichtesten und besten die Grenze erreichen könne. Doch war man übereingekommen, jedenfalls erst die in kurzer Zeit wahrscheinliche Rückkehr des Grafen Villebois zu erwarten und bis dahin nur alle neu ankommenden Kranken und Verwundeten zuerst von Herrn von Feldhausen, von ihnen ungesehen, beobachten zu lassen, ob sich etwa Bekannte unter denselben befänden.

Der Baron von Rantow war gegen den jungen Hannoveraner voll der ausgesuchtesten und herzlichsten Freundlichkeit, als wolle er ihm alles Unrecht, das er ihm in Gedanken gethan, abbitten, allen Haß, den er in

seinem Innern gegen ihn gehegt hatte, wieder gut machen, — Herr von Feldhausen dagegen erwiederte dieses Entgegenkommen nur mit kalter, stiller Höflichkeit, — was ja in seiner peinlichen und gefahrvollen Lage natürlich war und den Baron nur veranlaßte, seine freundliche Herzlichkeit zu verdoppeln.

Herr von Rantow hatte dann die Kranken besucht und war dort mit Fräulein Hortense zusammengetroffen, mit welcher er zwar nur einzelne gleichgültige Worte hatte wechseln können, die aber dennoch durch den halb scheuen, halb verständnißvoll vertraulichen Blick, der sie begleitete, ihn unendlich glücklich machten. Er hatte sich dann auf sein Zimmer zurückgezogen, um bis zum Diner ungestört seinen Träumereien nachhängen zu können, denn das Glück hat ebenso wie das Unglück das Bedürfniß, die Einsamkeit zu suchen und im eigenen Innern die Klarheit und Ruhe wieder herzustellen, welche Schmerz und Freude in gleichem Maß trüben und stören. Er lag auf seinem Ruhebett ausgestreckt und vor ihm öffneten sich die Bilder einer lichtvollen und glücklichen Zukunft. Der Mittelpunkt aller dieser Bilder war immer und immer wieder das schöne Fräulein von Villebois mit dem reizenden Lächeln auf den Lippen, mit welchem sie ihn angeschaut hatte. Aber diese Zukunftsbilder waren unklar, er wußte nicht, wie sie sich verdichten sollten zu

faßbarer Wirklichkeit, für den Augenblick jedoch machten sie ihn in ihrer traumhaft verschwebenden Gestalt so glücklich, daß er sich scheute, sie mit dem Maß der gegebenen Verhältnisse zu messen, und er drängte alle Erinnerungen an die Vergangenheit, welche wie schwarze Nebel mahnend zwischen seinen lichten Visionen sich erheben wollten, gewaltsam zurück.

Da trat sein Diener herein und meldete, daß ein Transport mit Lazarethbedürfnissen von dem Hauptquartier zu Corny angekommen wäre, und daß ein Herr, welcher diesen Zug begleitet habe, durchaus den Herrn Baron von Rantow zu sprechen wünsche.

Der Baron erhob sich und folgte dem Diener, um die angekommene Sendung in Empfang zu nehmen. Er trat, das Gesicht noch ganz von Glück strahlend im Widerschein der Gedanken, welche ihn erfüllten, unter die große Halle, die nach dem Ehrenhof des Schlosses hinausführte. Aber hier blieb er starr stehen, als erblicke er ein Schreckgespenst, dessen Erscheinung alle in seinem Herzen erschlossenen Blüten unter der Berührung seiner kalten Hand erstarren lassen möchte. Dennoch war das, was er sah, eine ganz natürliche und durchaus nicht tragische Szene.

In dem Hof standen drei bis vier mit Kisten und Säcken bepackte, von Trainknechten gefahrene Wagen.

Die Dienerschaft des Schlosses war beschäftigt, die Ladung von den Wagen herabzunehmen, vor denselben aber stand der kleine Kommerzienrath Cohnheim, in einen Zobelpelz gehüllt, eine große Pelzmütze auf dem Kopf und ertheilte mit lauter Stimme seine Befehle.

„Seid vorsichtig mit dieser Kiste,“ rief er nach der einen Seite hin, „es sind Flaschen darin, — Burgunder und vortrefflicher Dry=Madeira, — aus meinem eigenen Keller, — ich habe ihn kommen lassen zur Stärkung der Kranken, — ich thue es gern, von Herzen gern, — ich will dem Vaterland Opfer bringen, — — um Gottes willen, daß jene Kiste nicht naß wird“ — rief er, nach einer andern Seite sich wendend, „es sind Cigarren darin, — die ich eigens habe kommen lassen für meinen künftigen Schwiegersohn, den Herrn von Rantow, — die feinsten Regalias, die ich in meinem Hause habe, — sie müssen an einen ganz trockenen Ort gestellt werden —“

In ähnlicher Weise gab er nach allen Seiten hin seine Anordnungen, eine Thätigkeit, die er, was ihren Erfolg betrifft, ebenso gut hätte lassen können, denn von der ganzen Dienerschaft des Schlosses von Villebois verstand Niemand die im reinsten berliner Deutsch ertheilten Ermahnungen des kleinen Kommerzienraths. Das einzige Resultat seiner vielseitigen Geschäftigkeit waren verschiedene unsanfte Berührungen, in welche er mit den rasch vom

Wagen gehobenen Kisten gerieth, sowie die dringende Gefahr, daß die Spitzen einiger unvorsichtig eingeschlagenen Nägel sich Durchgang durch seinen Zobelpelz verschaffen möchten.

Der Baron von Rantow blieb einen Augenblick starr und unbeweglich unter dem Portal des Schlosses stehen, kaum erblickte ihn der Kommerzienrath, so überließ er die Kisten ihrem Schicksal und eilte mit einem lauten Freudenruf auf den jungen Mann zu, — er ergriff dessen Hand und schüttelte dieselbe einige Minuten lang.

„Endlich habe ich die Freude, Sie wieder zu sehen, mein lieber Baron," rief er, — „der Krieg bekommt Ihnen gut, Sie sehen voller und kräftiger aus. Auch ich habe mich sehr gestärkt in dem Lagerleben, — es ist doch etwas Erhebendes und Schönes, so im Mittelpunkt der Ereignisse zu sein, umgeben von unserer tapfern, ruhmvollen Armee. Davon hat man keinen Begriff, wenn man so ein Manöver am Kreuzberg mit ansieht, — was ja auch sehr schön ist, — sehr schön, — aber es ist doch immer nicht das Gefühl, wie einen wirklichen ernsthaften Krieg zu sehen. Ich habe mich auch gar nicht von unserer braven Armee trennen können und bin im Hauptquartier geblieben, um die Liebesgaben unseres Vereins zu empfangen und vertheilen zu helfen, — und Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Karl," fuhr

er mit großer Wichtigkeit fort, „ist immer ganz besonders gnädig gegen mich gewesen und hat mir mehrere Male die Ehre erzeigt, mir Höchstseine Anerkennung auszusprechen, — nun aber muß ich wieder nach Hause, — meine Geschäfte erfordern meine Anwesenheit dort, ich kann nicht Alles meinen Commis überlassen, der Krieg bringt so schon große Verluste. Nun, Gott sei Dank, ich kann sie ertragen, wenn es nicht gar zu viel wird, — aber ehe ich nach Berlin reise, habe ich Sie noch einmal sehen wollen, lieber Baron, damit ich unseren Familien erzählen kann, wie es Ihnen geht und wie Sie aussehen, deßwegen habe ich diesen Zug mit Nahrungsmitteln und Arzneien hiehergeführt; — nun, ich finde ja gottlob Alles vortrefflich und werde den besten Bericht erstatten können."

Der Baron hatte schweigend den ganzen Strom der Beredsamkeit des Kommerzienraths über sich ergehen lassen, — die Kisten waren allmälig abgeladen und der Kommerzienrath fragte endlich, betroffen über die fast unhöflich kalte Zurückhaltung des Herrn von Rantow, ob er ein Unterkommen im Schloß finden könne.

„Ohne Zweifel — gewiß," erwiederte der Baron, „es werden sicher noch Zimmer frei sein."

Er rief den Kastellan und trug demselben auf, den Kommerzienrath in eins der verfügbaren Zimmer zu

quartieren, indem er es übernahm, dem Fräulein von Villebois gegenüber die Gastfreundschaft für den Ueberbringer der Verpflegungsgegenstände zu erbitten. Glücklich, sich frei gemacht zu haben, ließ er den Kommerzienrath fortführen, um ihn in ein behagliches Zimmer zu installiren, und zog sich selbst in seine Wohnung zurück, um abermals mit seinen Gedanken allein zu sein, welche jedoch dießmal weit weniger erfreulicher Natur waren, als noch kurze Zeit zuvor. Er sah mit einem Mal alle diese süßen reizenden Bilder, die ihn umgaukelt hatten, im Nebel verfliegen und die kalte klare Wirklichkeit trat mit erschütternder Rücksichtslosigkeit vor ihn hin. Jeder Augenblick konnte ihm die peinlichste Verlegenheit bringen, jeder Augenblick konnte sein kaum erblühtes, kaum ausgesprochenes, kaum klar gedachtes Glück wieder für immer zerstören und er konnte in seinen verworren durcheinander wogenden Gefühlen zu keinem Entschluß kommen. — Seine Heimat und seine Vergangenheit stiegen vor ihm auf, hier in dem fernen Lande, das zu einem zauberischen Paradies für ihn geworden war. Er hatte seine Verlobung mit Fräulein Anna Cohnheim geschlossen, weil sie eine gute, eine vortreffliche Partie war, und um so lieber, weil sie zugleich ein schönes, viel bewundertes und fein gebildetes Mädchen war. Hier nun aber hatte sein Herz zum ersten Mal die Flammen der wahren Liebe em=

pfunden. Er hatte sich dieser Liebe hingegeben, sie hatte ihn zu so berauschenden Hoffnungen erhoben und nun trat so plötzlich die Mahnung an seine frühere Verpflichtung vor ihn hin und zugleich wurde ihm auf schmerzliche Weise klar, daß Alles, was ihn bewegt hatte, doch eigentlich nur ganz schwankende Hoffnungen seien, — vielleicht nur seine eigenen Wünsche, welche die Phantasie seines erregten Herzens zu Hoffnungen gestaltet hatte. Was sollte Fräulein Hortense denken, wenn es hier auf irgend eine Weise zu Erklärungen käme? Wie sollte diese Verwirrung sich lösen?

Er ging mit brennender Stirn im Zimmer auf und nieder, vergeblich nach einem Ausweg aus dieser Lage suchend, welche auf so natürliche Weise sich entwickelt hatte, und für welche er doch niemand Anderem die Schuld geben konnte, als sich selbst.

Er sollte nicht lange diesen Gedanken überlassen bleiben. Die Stunde des Diners nahte heran und bald kam der Kommerzienrath in sorgfältigster Toilette, ein kleines Miniaturkreuz im Knopfloch, in das Zimmer des Barons, um denselben zu bitten, ihn der Dame des Hauses vorzustellen.

Herr von Rantow seufzte tief auf, während der Kommerzienrath, ganz glücklich darüber, daß er hier in diesem vornehmen Schlosse durch einen wirklichen, untadel-

haften Baron, seinen künftigen Schwiegersohn, eingeführt werden sollte, den jungen Mann dringend antrieb, sich bei seiner Toilette zu beeilen.

Endlich konnte der Baron keine Zögerung mehr rechtfertigen und er begab sich mit dem Kommerzienrath, auf dessen zahlreiche Bemerkungen er kaum eine Sylbe erwiedert hatte, in den Salon, wo, wie ihm die Diener mittheilten, das Fräulein sich bereits befand. Der Kommerzienrath näherte sich der jungen Dame, deren vornehme Haltung ihm ganz ungemein imponirte, mit lächelnder Miene und vielen Verbeugungen, und der Baron stellte ihn Fräulein Hortense mit einigen französischen Worten vor. Der Kommerzienrath lauschte gespannt, als ob ihm durch Anstrengung des Gehörs das Verständniß der französischen Sprache sich erschließen könnte.

Fräulein Hortense sagte ihm einige Artigkeiten, um ihm für die Ueberbringung der so willkommenen Verpflegungsgegenstände zu danken und der Kommerzienrath verneigte sich mit immer freundlicherem Gesicht fortwährend, indem er in gewissen Intervallen die Worte: „Mademoiselle — Comtesse" — mit einer Betonung ausstieß, welche keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß er die bestimmte Absicht habe, durch diese Worte viel Höfliches und Verbindliches auszudrücken.

Bald kam der Vicomte und dieselbe Szene der Vor-

stellung, dieselbe Art der Konversation wiederholte sich. Allmälig kamen dann die französischen und deutschen Offiziere, welche sich in der Rekonvalescenz befanden und an dem Diner theilnahmen, und Herr von Rantow, welcher nichts mehr befürchtete, als eine Unterhaltung des Kommerzienraths mit den deutschen Offizieren, beeilte sich nunmehr, ohne dessen Aufforderung, denselben jedem Einzelnen vorzustellen und ihn möglichst lange bei den Franzosen aufzuhalten, bis endlich der Kammerdiener anzeigte, daß servirt sei und die Gesellschaft sich in den Speisesaal begab. Herr von Rantow athmete erleichtert auf, als er sah, daß Herr Cohnheim seinen Platz zwischen Fräulein von Villebois und ihrem Bruder erhalten hatte. Er selbst setzte sich an die Seite des Fräuleins Hortense und wußte es mit einem großen Aufwand von Kunst und Geschicklichkeit dahin zu bringen, daß Herr Cohnheim fortwährend in ein Gespräch mit der jungen Dame verwickelt wurde, bei welchem der Baron als Dolmetscher dienen mußte und es auf diese Weise in der Gewalt hatte, unangenehme und peinliche Erörterungen zu vermeiden.

Nach dem Diner versammelte man sich in dem großen Salon, wie an jedem Abend, Fräulein Hortense nahm ihren gewohnten Platz an der Seite des Kamins und die Gesellschaft vertheilte sich in verschiedene Gruppen.

Der Baron von Rantow wich nicht von der Seite

des Kommerzienraths und wußte ihn mit Aufbietung aller möglichen Geschicklichkeit fortwährend zu dem Kreis der französischen Offiziere hinzuziehen, was Herrn Cohnheim durchaus nicht angenehm zu sein schien, welcher der fortwährenden Unterhaltung durch Vermittlung des Barons, — einer Unterhaltung, welche sich außerdem fast stets in denselben Phrasen bewegte — herzlich müde zu werden begann. Auch fiel ihm das höchst verlegene und unstäte Wesen des sonst so ruhigen und sichern jungen Mannes auf und er hatte denselben schon mehrere Male mit verwundertem Kopfschütteln angeblickt.

Auch Fräulein Hortense war betroffen über das eigenthümliche Benehmen des Barons, der sonst stets ihre Nähe und ihre Unterhaltung suchte und heute kein Wort und kaum einen Blick für sie hatte. Endlich, nachdem sie abermals mit Zeichen der Ungeduld seinen Augen zu begegnen versucht und die Unterhaltung mit verschiedenen anderen Herren, die sich ihr näherten, ziemlich kurz hatte fallen lassen, rief sie den Baron, der mit dem Kommerzienrath in ihre Nähe kam, zu sich heran.

Der junge Mann, der sonst einem solchen Ruf mit glücklichem Eifer gefolgt wäre, näherte sich mit leichtem Zögern.

„Es scheint, mein Herr,“ sagte Fräulein Hortense mit einer gewissen Empfindlichkeit, „daß Sie heute fast

die Absicht haben, mich zu vermeiden, — und," fügte sie in ernsterem Tone wirklich gekränkten Gefühls hinzu, „gerade heute würde ich einen solchen Wunsch nicht verstehen —"

„Ich den Wunsch haben, Sie zu vermeiden, mein Fräulein?" rief der Baron mit aufwallendem Gefühl, „wie wäre das möglich, wie könnte ich —"

Er blickte hastig nach dem Kommerzienrath hinüber, welchen er zu einer kleinen Gruppe deutscher Offiziere treten sah.

„Ich würde es allerdings auch nicht verstehen," sagte Fräulein Hortense, „ich finde es sehr hübsch, daß Sie sich eines alten Bekannten annehmen und diesen Herrn aus Berlin hier so freundlich einführen, aber er findet ja doch deutsche Herren, mit denen er sprechen kann. Und," sagte sie mit einem reizenden Lächeln, „man darf doch über seine alten Freunde die neuen nicht vernachlässigen, — also setzen Sie sich hier zu mir und lassen Sie uns ein wenig plaudern. Sie müssen mir noch erzählen, was Sie mit diesem Herrn Bertin verabredet haben, den ich — doch so schnell als möglich von hier entfernt wissen möchte, — um ihn zu retten," fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu, während ihr Blick mit einem eigenthümlich durchdringenden Ausdruck sich auf den jungen Mann heftete und sich dann schnell zu Boden senkte.

Dieser Blick ließ den Baron Alles um ihn her vergessen, — seine ganze Situation und den Kommerzienrath, den er so sorgfältig bewacht hatte. Er sah nur das junge Mädchen vor sich, deren Bild wachend und träumend sein Herz erfüllte und aus deren Augen ihm immer sichtbarer und verheißungsvoller lichtes Hoffnungsglück entgegenschimmerte.

Er zog ein Tabouret neben ihren Fauteuil und ihr Gespräch sank zum leisen, flüsternden Ton herab, während sie ihr auf die Hand gestütztes Haupt sanft zu ihm herabsenkte und er mit strahlendem Blick zu ihr aufsah.

Der Kommerzienrath hatte sich, wie gesagt, inzwischen zu einigen deutschen Offizieren gewandt. Mit verbindlichem Lächeln präsentirte er zur Einleitung der Konversation den Herren seine goldene Dose.

„Sie kommen aus dem Hauptquartier von Corny,“ fragte ein junger Infanterieoffizier, der einen Fuß im Schnürstiefel trug und sich auf seinen Stock stützte, indem er die Finger in den duftenden Tabak tauchte, — „die Verhandlungen werden ja nicht lange dauern und Metz wird bald übergeben werden.“

„Ganz gewiß, ganz gewiß,“ sagte der Kommerzienrath, „der Marschall Bazaine hat sich so lange gehalten als es ihm möglich war, und nun, nachdem all' sein Proviant erschöpft ist und er sich zum Unterhandeln ent=

schlossen hat, wird ihm auch daran liegen, so bald als möglich seine armen verhungerten Truppen aus ihrer traurigen Lage zu befreien. Man erwartete," fügte er mit etwas wichtiger Miene hinzu, „schon für heute die Unterzeichnung der Kapitulation und den Ausmarsch der Truppen."

„Es ist hart für den armen Marschall," sagte ein Dragoneroffizier, der den Arm in der Binde trug und den Oberkopf in eine leichte Bandage gehüllt hatte, — „so dem langsam ertödtenden Kampf mit dem Hunger erliegen zu müssen. Ich kann es verstehen, daß die französischen Soldaten darüber tief verzweifelt sind, nachdem sie vergeblich so viel gelitten haben, nun doch die Waffen strecken zu müssen."

„Nun," sagte der Kommerzienrath, „unsere braven Soldaten haben wahrlich auch genug ausgehalten. Zu hungern haben sie zwar nicht nöthig gehabt, wenn auch manchmal die Verpflegung knapp war, aber bei dem Wetter im Bivouak zu liegen, — und immer auf Posten, immer des feindlichen Ausfalls gewärtig, das ist wahrlich auch keine Kleinigkeit und ich habe während meines Aufenthalts im Hauptquartier die höchste Bewunderung vor der Armee empfunden. So gut wie hier," sagte er lächelnd, indem er in dem komfortablen Salon umherblickte, — „so gut wie hier haben es die Armen da draußen vor Metz nicht."

„Nun," rief der Infanterieoffizier, indem er auf sein zerschossenes Bein herabblickte, „ich wäre doch weiß Gott lieber da draußen im feuchten Bivouak mit gesunden Gliedern, als hier in diesem prachtvollen, behaglichen Schloß als Krüppel zu liegen, — mit der traurigen Aussicht," fügte er seufzend hinzu, „es mein ganzes Leben zu bleiben!"

„Ja, ja," rief der Dragoner, „ich tummelte wahrhaftig auch lieber meinen Gaul den Feinden entgegen, als hier unthätig zu sein, während die Kameraden sich Ruhm und Auszeichnung erwerben, — ich zähle die Stunden, bis ich wieder zu meinem Regiment gehen kann, — hoffentlich werden sie mir noch etwas zu thun übrig gelassen haben. Es ist ja ganz schön hier," fuhr er fort, „aber weiß Gott auch recht langweilig! Ja — wem es so gut wird wie unserem Johanniter, der kann es schon eher aushalten. Dieser Herr von Rantow kann wahrlich von Glück sagen, daß er hier die Eroberung dieser bildschönen und so reichen jungen Dame gemacht hat. Ich habe mich nach den Verhältnissen erkundigt, die Güter sind zwar Majorat und fallen dem Vicomte zu, aber das Fräulein Hortense bekommt eine diesem ungeheuren Vermögen entsprechende Abfindung, es ist wahrhaftig eine brillante Partie."

Der Kommerzienrath stand da, ein Bild starren Er-

staunens, seine lebhaften kleinen Augen öffneten sich übermäßig weit, mechanisch klappte seine Hand den Deckel der Dose auf und zu und mit fast erstickter Stimme fragte er:

„Herr von Rantow, mein —“

Er sprach das Wort nicht aus, das ihm schon den ganzen Abend auf der Zunge schwebte, das anzubringen er so eifrig nach einer Gelegenheit gesucht hatte.

„Ja wohl, Herr von Rantow,“ sagte der Infanterieoffizier, „übrigens ein vortrefflicher liebenswürdiger Mensch, dem ich die Partie herzlich gern gönne. Eine kurze Zeit lang schienen sie gespannt zu sein, aber jetzt ist Alles wieder im besten Gange. Sehen Sie nur dorthin, — die haben schon Frieden geschlossen, ohne daß sich Graf Bismarck und Herr Jules Favre hineingemischt!“

Der Kommerzienrath wandte sich um und folgte der Richtung der Blicke des Offiziers.

Er sah Fräulein Hortense mit niedergeschlagenen Augen, sanft auf die Lehne des Fauteuils herabgebeugt, den Worten des jungen Johanniters lauschend, welcher mit glühenden Blicken zu ihr sprach. Er sah, wie sie endlich die Augen aufschlug, er sah den feuchten Glanz dieser Augen, er sah das Lächeln ihrer Lippen, als Herr von Rantow wie beschwörend seine Hand auf die Brust legte, er sah endlich, wie sie, die auf ihr Gespräch ge-

richtete Aufmerksamkeit bemerkend, mit leichtem Erröthen dem jungen Mann einige Worte zuflüsterte, sich dann schnell erhob und zu ihrem Bruder hintrat, der, im Gespräch mit einigen französischen Offizieren, finster und traurig in einer Ecke des Salons saß.

Das heitere Lächeln verschwand von dem Gesicht des kleinen Kommerzienraths, langsam steckte er seine Dose in die Tasche und begrub sein Kinn tief in seinen weißen Hemdkragen.

Das Gespräch der Offiziere setzte sich in heiterer und leichter Weise über gleichgültige Gegenstände fort. Der Kommerzienrath aber nahm an demselben nur durch einige einsylbige Bemerkungen Theil und schien, in tiefe Gedanken versunken, nach einem Entschluß zu suchen.

Das Gespräch zwischen Herrn von Rantow und Fräulein Hortense war aber nicht allein von ihm bemerkt worden, in einer Ecke des Saals stand still und bescheiden der Sekretär Bertin und seine Augen hatten glühend in dunklem Feuer zu den jungen Leuten hinübergeblickt, über deren Häuptern die goldene Lichtwolke der Jugend und der Liebe zu schweben schien. Als Fräulein Hortense aufstand, ging er leise und unbemerkt zur Thür und verschwand aus dem Salon.

Herr von Rantow aber trat an das Fenster und blickte durch die großen Scheiben in den nächtlich finstern

Park hinaus, auf dessen Baumwipfel einzelne Sterne durch die dahinfliegenden, zerrissenen Wolken ihre zitternden Lichtstrahlen herabschießen ließen.

Die Unterhaltung stockte überall. Die Nachricht von der Kapitulation von Metz hatte den durch das gemeinsame Lazarethleben zwischen den deutschen und französischen Offizieren entstandenen geselligen Verkehr unterbrochen. Die Franzosen waren traurig und gedrückt und die Deutschen wagten aus Rücksicht auf die Empfindungen ihrer Gegner nicht, ihre Freude laut werden zu lassen. Fräulein Hortense schien dieß zu fühlen und früher als gewöhnlich zog sie sich, die Gesellschaft durch eine freundliche Verneigung grüßend, in ihr Zimmer zurück. Alle wußten ihr im Stillen Dank dafür und verließen ebenfalls den Salon, und Herr von Rantow, welcher nach der Entfernung der jungen Dame aus seinen glücklichen Träumen wieder zum Bewußtsein der peinlichen Wirklichkeit erwacht war, trat befangen zu dem Kommerzienrath heran und erbot sich, ihn nach seinem Zimmer zu führen.

Der Kommerzienrath erwiederte nichts und folgte ihm schweigend aus dem Salon. Herr von Rantow befahl einem der Diener zu leuchten und bald war man durch den langen, hallenden Korridor zu der für den Kommerzienrath bestimmten Wohnung gekommen. Der

Diener stellte einen silbernen Armleuchter auf den Tisch und entfernte sich.

Herr von Rantow reichte Herrn Cohnheim die Hand, um ihm gute Nacht zu wünschen. Der Kommerzienrath aber ergriff seine Hand nicht, sondern schlug die Arme übereinander und sprach ernst und feierlich:

„Ich muß noch ein Wort mit Ihnen sprechen, Herr Baron, denn wenn Sie sich auch alle mögliche Mühe gegeben haben, mich von der Unterhaltung mit unseren Landsleuten zurückzuhalten, so bin ich doch dazu gekommen zu hören, was man spricht, — und ich habe auch gesehen," fügte er mit Betonung hinzu, „was außer mir Viele gesehen haben."

Herr von Rantow zitterte und suchte vergeblich dem fragenden Blick, welchen er auf den Herrn Kommerzienrath richtete, einen unbefangenen Ausdruck zu geben.

„Herr Baron," fuhr der Kommerzienrath fort, „als Sie bei mir um die Hand meiner Tochter anhielten und ich Ihnen mein einziges Kind anvertraute, war ich überzeugt, dessen Schicksal in die Hand eines Mannes von Ehre zu legen —"

„Und nun?" fiel Herr von Rantow ein, indem eine glühende Röthe sein Gesicht färbte.

„Und nun?" wiederholte der Kommerzienrath, — „das will ich Sie fragen. Ist es wahr, was man hier

im Schloß sagt und was ich nach dem, was ich gesehen, für wahr halten muß? — Und wenn es wahr ist, — ist es von Ihnen ehrenhaft gehandelt gegen meine Tochter und ehrenhaft gegen die junge Dame, welche hier, wie es scheint, die Erinnerung an meine Tochter in Ihrem Herzen ausgelöscht hat?"

Herr von Rantow ging in tiefer Erschütterung einige Male mit großen Schritten auf und nieder. Dann blieb er vor dem Kommerzienrath stehen und indem er ihn frei ansah, sprach er mit fester Stimme:

„Ich freue mich, daß diese Erklärung stattfindet, ich hätte sie sogleich meinerseits beginnen sollen, — und daß ich das nicht gethan habe, ist das einzige Unrecht, das ich mir vorwerfe. Sie wissen selbst, Herr Kommerzienrath, daß meine Verbindung mit Ihrer Familie ebenso sehr von Ihnen und meinem Vater, als von Fräulein Anna und mir herbeigeführt worden ist. Bei aller Verehrung, die ich für Ihre Fräulein Tochter hege, ist dabei doch, wie ich glaube, weder auf der einen noch auf der andern Seite von einer eigentlichen Liebe die Rede gewesen, von einer solchen Liebe, wie sie mich jetzt ergriffen hat. Mit dieser Liebe im Herzen, so hoffnungslos sie sein mag, denn leider ist sie ja unter diesen Verhältnissen der nationalen Feindschaft fast hoffnungslos, kann ich meinerseits Ihrer Fräulein Tochter die Hand nicht reichen,

ohne ihr wenigstens vollkommene Klarheit über den Zustand meines Herzens zu geben. Es ist der Wille des Schicksals," fuhr er fort, „daß es so gekommen ist — vielleicht — ich glaube es gern, — ist es ein Glück für Ihre Tochter. Die Verpflichtung, welche ich habe, habe ich nur ihr allein gegenüber und sie allein hat darüber zu entscheiden, ob sie mich dieser Verpflichtung entbinden will oder nicht. Ich werde heute noch an Fräulein Anna schreiben, ich werde ihr aufrichtig, frei und ohne Rückhalt den Zustand meines Herzens darlegen, und wenn sie trotz des Gefühls, welches ohne Zuthun meines Willens übermächtig mein Herz beherrscht, mir ihre Hand reichen und mir ihr Leben anvertrauen will, so werde ich, das schwöre ich Ihnen, mein Wort halten, und ich schwöre Ihnen weiter, daß ich Alles aufbieten werde, um Ihre Tochter so glücklich zu machen, als es unter solchen Verhältnissen möglich sein kann."

Der Kommerzienrath hatte finster, immer mit niedergeschlagenen Augen dastehend, die Worte des Barons angehört. Seine Lippen bebten vor Zorn, seine kleinen Augen sprühten Feuer und sich auf den Zehenspitzen hoch emporrichtend, sprach er:

„Ich weiß genug, Herr Baron, Sie haben nicht nöthig, an meine Tochter zu schreiben, Sie haben nicht nöthig, mir zu sagen, daß Sie Ihr Wort halten werden.

Meine Tochter ist nicht dazu da, um einen Mann an seinem gegebenen Wort festzuhalten. Die Tochter des Kommerzienraths Cohnheim," fuhr er, sich noch stolzer aufrichtend, fort, „kann überall Partieen finden, Partieen, Herr Baron, die hinter Ihnen nicht zurückstehen."

„Ganz gewiß, Herr Kommerzienrath," sagte Herr von Rantow, „ganz gewiß, bessere und würdigere wie ich, — Sie werden mir aber gewiß erlauben —"

„Ich werde mir erlauben," rief der Kommerzienrath, „zu bemerken, daß nach meiner Meinung — wir nichts mehr mit einander zu erörtern haben!"

„Doch, Herr Kommerzienrath," sagte der Baron von Rantow, „ich glaube, daß wir noch Vieles mit einander zu erörtern haben, vor allen Dingen die Art und Weise, wie die Verbindung, welche zwischen uns bestand, wenn Fräulein Anna dieselbe lösen will, auf die freundlichste Weise gelöst werden könne. Indessen will ich," fuhr er fort, „in diesem Augenblick nicht auf diese Erörterung dringen, die Ruhe der Nacht wird Sie geneigter machen, in dieselbe einzutreten."

Er verneigte sich artig vor dem Kommerzienrath, der steif und kalt seinen Gruß erwiederte, und ging hinaus, um sich nach seinem Zimmer zu begeben.

Lange sann er über das nach, was ihm so plötzlich und unerwartet begegnet war; fast wollte es ihm als

ein Glück erscheinen, daß in die Verhältnisse, welche ihn so lange peinlich gedrückt hatten, wenigstens nach der einen Seite hin Licht gekommen war, und mit beinahe freudigem Gefühl schrieb er einen Brief an Fräulein Cohnheim, in welchem er sich offen und rückhaltslos aussprach und die Entscheidung in ihre Hand legte. Ueberzeugt zwar, daß diese Entscheidung nichts Anderes sein könne, als die Auflösung ihrer Verbindung, war er dennoch auch gewiß, Fräulein Anna keinen Schmerz zu bereiten, ihr vielmehr für ihr ganzes künftiges Leben einen Dienst zu leisten, wenn er sie vor der Fessel einer kalten, gleichgültigen Ehe bewahrte. Sein Brief war herzlich und freundlich, und mit einer hoffnungsvollen Freudigkeit, wie er sie seit lange nicht empfunden, legte er sich zur Ruhe. — — —

Am andern Morgen ließ er durch seinen Diener anfragen, ob der Kommerzienrath bereits zu sprechen sei. Er erhielt zu seinem Befremden die Antwort, daß Herr Cohnheim schon abgereist sei, zugleich wurde ihm ein Brief überreicht, den derselbe für ihn zurückgelassen habe. Schnell erbrach er denselben und las:

„Herr Baron, ich kehre nach Berlin zurück, um den „Meinigen, sowie Ihren Eltern die Nachricht zu über„bringen, daß die Verbindung, welche zwischen unseren „Familien beabsichtigt war, aufgehoben worden ist. Ich „bitte Sie, jeden Briefwechsel mit meiner Tochter zu

„unterlassen, jeder Versuch zur Wiederanknüpfung frü„herer Verbindungen würde vergeblich sein, denn mein „Entschluß ist unwiderruflich.“ —

Langsam und nachdenklich faltete er den Brief zusammen.

„Ich glaubte, er legte einen so großen Werth darauf, seiner Tochter einen Titel und einen alten Namen zu geben,“ flüsterte er leise, — „es gefällt mir von ihm, daß er mich so kurz abfertigt, ich habe es ja auch verdient, — aber so darf sich das Alles doch nicht lösen. Warum soll ein begangener Irrthum, — ein Irrthum, der von beiden Seiten begangen wurde, — nicht freundlich wieder gut gemacht werden? Mein Brief soll dennoch abgehen und ich bin überzeugt, daß Fräulein Anna mich milder beurtheilen wird als ihr Vater.“

Während er den Brief, welchen er in der Nacht geschrieben hatte, siegelte und seinem Diener zur Beförderung durch die Feldpost übergab, wurde es plötzlich laut im Schloßhof. Man hörte Jubelrufe, dann eiliges Hin- und Herlaufen in den Korridors. Ein wunderbares Leben schien das ganze, sonst so ruhige Schloß erfaßt zu haben.

Der Baron trat an das Fenster seines Schlafzimmers und sah die sämmtliche Dienerschaft im Hof versammelt um einen leichten offenen Wagen, aus welchem soeben,

in einen weiten Reisemantel gehüllt, ein Herr von auffallend vornehmer Erscheinung und Haltung stieg. Der Baron zweifelte keinen Augenblick, daß es der Graf von Villebois sei, welcher, von der so freudig bewegten und doch so ehrfurchtsvoll ihn umringenden Dienerschaft begrüßt, nach seinem Schloß zurückkehrte.

„Wie wunderbar," sagte er, „sollte jetzt, nachdem meine Vergangenheit ihren Abschluß gefunden, auch meine Zukunft sich entscheiden?"

Während er noch voll Interesse zu dem Grafen herabsah, welcher jedem einzelnen der herbeigeeilten Diener einige freundliche Worte sagte, flog Fräulein Hortense, die zum Portal des Schlosses hinabgeeilt war, in die Arme ihres Vaters, der sie lange an seine Brust drückte und dann, ihr seinen Arm bietend, mit ihr die Stufen zum Eingang hinaufstieg.

Herr von Rantow trat vom Fenster zurück, gedankenvoll machte er seine Toilette und ergriff dann ein Buch, um die Zeit zu erwarten, in der es ziemlich sein würde, sich dem Herrn dieses Schlosses vorzustellen, das sich so gastlich und freigebig der Pflege der Verwundeten geöffnet. Sein Blick aber haftete nicht auf den Zeilen des Buches und sein Geist nahm nichts von dessen Inhalt in sich auf. Wirre, widersprechende Gedanken durchkreuzten sich in seinem Innern, er fühlte, daß der Augen=

blick nun kommen müsse, in dem der Vorhang sich lüften werde, dessen Schleier sein künftiges Schicksal verhüllte, und fast bebte er vor diesem Augenblick zurück in dem Gedanken, das Glück für immer zu verlieren, das seine Hoffnung ihm zuweilen schon als wirklich gezeigt hatte.

Er mochte vielleicht eine Stunde so gesessen haben, als sein Diener schnell eintrat und ihm den Grafen von Villebois meldete.

Erschrocken sprang der junge Mann auf und eilte dem Grafen entgegen, der mit ernster, bekümmerter Miene zu ihm eintrat.

„Mein Gott," rief er, „Herr Graf, Sie bemühen sich zu mir. Ich erwartete nur, daß Sie sich ein wenig von Ihrer Reise ausgeruht hätten, um Ihnen meinen Besuch zu machen."

„Ich habe Ihnen zu danken, Herr Baron," erwiederte der Graf, „für die Unterstützung, die Sie meiner Tochter in der Erfüllung ihrer Aufgabe, die Leiden des Krieges zu mildern, gewährt haben. Doch komme ich nicht deßhalb schon jetzt zu Ihnen, — es ist vielmehr eine andere, — leider eine traurige Sache, die mich hieher führt."

Der Baron hatte einen Sessel herbeigezogen, der Graf wehrte dankend mit der Hand ab und fuhr fort:

„Meine Tochter ist schon seit längerer Zeit sehr

leidend gewesen und wurde in gewissen Zwischenräumen von einem eigenthümlichen Zustand nervöser Ueberreizung befallen —"

Herr von Rantow zitterte. Vor seiner Erinnerung stieg jener Abend im Park herauf, an welchem er Fräulein Hortense in jenem Zustand gesehen, — jener Abend, der unvergeßlich in seinem Herzen eingegraben war.

„Meine Tochter ist, wie mir mein Sohn gesagt hat, fast von diesen Anfällen frei gewesen," fuhr der Graf fort, „die Freude über meine Ankunft hat ihre Nerven aber in so hohem Grade erregt, daß sie unmittelbar darauf wieder in ihren ekstatischen Zustand zurückgesunken ist."

„Mein Gott, Fräulein Hortense ist krank?" rief der Baron erschrocken, „welch' ein Unglück!"

„Ja, sie ist krank," sagte der Graf, „sie liegt in jener Art von somnambülem Krampf, welcher sie früher häufig erfaßte, und in diesem Zustand, Herr Baron, verlangt sie mit der größten Bestimmtheit nach Ihnen."

„Nach mir! Mein Gott!" rief Herr von Rantow in der höchsten Verwirrung, indem ihn ein Gefühl wunderbaren Glücks durchschauerte.

„Sie verlangt nach Ihnen," erwiederte der Graf, „und der Arzt sagt, daß ihr Wunsch erfüllt werden müsse, da bei solchen Leiden die Aufregung sich durch

Widerspruch steigert. Ich hoffe, Sie werden deßhalb die Güte haben, mich zu meiner Tochter zu begleiten, vielleicht daß der Instinkt der Kranken fühlt, daß Sie einen ihr günstigen magnetischen Einfluß ausüben."

„Ich bin bereit, Herr Graf," erwiederte Herr von Rantow, dessen tiefe Erregung ihn keinen klaren Gedanken fassen ließ, — und er folgte dem Grafen, welcher ihn rasch nach der Wohnung seiner Tochter führte.

Fräulein Hortense lag in ihrem Boudoir in einem tiefen Lehnstuhl, die Füße auf ein Tabouret gestützt, — ihre Augen waren geschlossen, ihr Gesicht durchsichtig bleich, aber der Ausdruck stiller, glückseliger Verklärung lag auf ihren Zügen, — ihre feinen Hände ruhten verschlungen auf den schweren Falten ihres weiten Morgenüberrocks von dunkelblauer Seide. Neben ihr stand ihr Bruder, besorgt auf die Kranke herabblickend, deren Brust sich in tiefen, regelmäßigen Athemzügen hob und senkte.

„Bist Du da, mein theurer Freund?" sagte sie mit halb leiser, aber vollkommen klarer und verständlicher Stimme, als der Graf mit Herrn von Rantow eintrat, — „mein Herz ist erfüllt von Sehnsucht nach Dir. Ich kann nicht erwachen, wenn die wohlthätige Kraft, welche von Dir ausströmt, mir nicht zu Hülfe kommt."

Es entstand ein Augenblick unendlicher Verlegenheit. Der Graf sah fragend seinen Sohn an und der Vicomte

blickte mit zornfunkelnden Augen auf Herrn von Rantow, welcher, in diesem Augenblick alles Andere um sich her vergessend, eine Bewegung machte, als wolle er zu den Füßen der Dame niedersinken.

„Du bist erstaunt, mein Vater," fuhr Fräulein Hortense fort, — „und Du, mein Bruder, blicke nicht zornig auf ihn, Dein Blick thut mir weh, er brennt mich schmerzlich, wie ein glühender Stahl. Du darfst ihm nicht zürnen, er ist mein Freund, — die Seele meiner Seele, das Herz meines Herzens. Ihn habe ich gesehen mit meinem geistigen Auge in Metz, damals wußte ich, daß er mich heilen würde, daß er bestimmt sei, Dich zu retten, mein Bruder, aus dem kleinen Hause, in welchem Du verschmachtend lagst, daß er das Glück meines Lebens sein würde. Aber mein äußeres und mein inneres Leben waren getrennt; — während mein ganzes inneres Wesen ihm entgegenflog, war ich gezwungen, wenn mein innerer Blick und meine innere Empfindung sich verschlossen hatten, ihn kalt und fremd von mir zu stoßen. Aber seine Nähe, das Licht und die Wärme, die von ihm ausstrahlten, haben die gestörte Harmonie meiner kranken Natur wieder hergestellt und auch im wachen Zustand ist mir immer klarer geworden, daß ich ihn allein liebe, daß er allein mein Glück ist!

„Es ist heute zum letzten Mal," fuhr sie fort, „daß

dieser Zustand mich ergreift, in welchem die Seele vom Körper sich trennt und frei über Zeit und Raum schwebt. Er wird mich erwecken, erwecken zu neuem und kraftvollem Leben, zu einem Leben seligen Glücks, — wenn er sich nie wieder von mir wendet und nie mehr sein Schicksal von dem meinen trennt."

Sie schwieg einen Augenblick wie erschöpft.

„Ich gebe Ihnen mein Wort," sagte der Baron von Rantow, zum Grafen gewendet, — „daß ich —"

„Sprich nicht weiter, mein geliebter Freund," sagte Hortense, „Du vermagst es ebensowenig zu fassen und zu verstehen, was Du siehst und hörst, als mein Vater und mein Bruder. Würde ich es doch selbst nicht verstehen, wenn der innere Sinn sich geschlossen hat, aber das Eine weiß ich, daß die Liebe, welche bis jetzt in dem innern Leben meiner Seele glühte, von nun an auch im wachen Zustand mit übermächtiger Gewalt mich erfüllen wird, — glaube mir, mein Vater, er war mir bis jetzt ein Freund, ein treuer Freund, nichts weiter, wenn auch mein Gefühl immer mehr aus der dunklen Unklarheit sich emporrang. Von nun an aber wird er mein Leben, mein Glück, meine Welt und mein Himmel sein, und wenn Du mich von ihm trennst, mein Vater, so wirst Du das Todesurtheil Deiner Tochter sprechen."

Der Graf und der Vicomte blickten stumm zur Erde.

Das Auge des Barons hing mit verklärtem Entzücken an dem jungen Mädchen, das in wunderbarer Schönheit vor ihm saß und deren Worte seine Seele mit wonnevollem Schauer erfüllten.

„Jetzt, mein Freund,“ sagte sie, „strecke Deine Hand gegen meine Stirn aus und erwecke mich für die Liebe, — für das Glück, — für Dich!“

Der Baron blickte fragend und zögernd auf den Grafen.

„Ich bitte Sie, zu thun, was sie wünscht,“ sagte dieser.

Herr von Rantow streckte seine Hand aus und näherte die Spitzen seiner Finger ihrer reinen weißen Stirn.

„Wie der Strom von Glück und Licht zum Herzen flutet,“ sagte Fräulein Hortense, — „Kraft und Leben durchdringt mich, — meine Seele fügt sich ein in das Gewebe meines Körpers, — eine Wolke senkt sich herab, — ich sehe Dich nicht mehr,“ flüsterte sie kaum hörbar.

Ihr Haupt sank etwas seitwärts nach ihrer Schulter herab, ihre Züge nahmen den Ausdruck eines ruhigen, tiefen Schlafs an, — dann machte sie einige leichte, unruhige Bewegungen, sie erhob die Hand und fuhr mit derselben über ihre Stirn. Hierauf schlug sie langsam die Augen auf und blickte wie aus tiefem Schlummer erwachend umher.

„Wie schwach ich bin,“ sagte sie lächelnd, „ich glaube, ich bin ein wenig ohnmächtig gewesen. Wie doch die Freude so mächtig ergreifen kann! Nun, eine so freudige Erschütterung kann mir nicht schaden, ich werde mich bald wieder erholen, Du darfst nicht besorgt sein, mein Vater. Ah, Sie sind hier, mein Herr,“ sagte sie mit leichtem Erröthen, den Blick auf Herrn von Rantow richtend, welcher bei ihrem Erwachen zur Seite getreten war.

„Der Herr Baron von Rantow, mein Vater,“ fuhr sie fort, „hat mich treu unterstützt in dieser Zeit. Wir sind gute Freunde geworden,“ sagte sie lächelnd, indem sie dem Baron die Hand reichte. „Herr von Rantow wird auch Dein Freund werden, mein Vater, ohne seinen Beistand wäre mein Bruder vielleicht nicht mehr am Leben.“

Eine tiefe Bewegung zitterte bei den letzten, mit innigem Ton gesprochenen Worten seiner Tochter über das Gesicht des Grafen. Schweigend reichte er dem Baron die Hand, welche dieser, ehrerbietig sich verneigend, ergriff.

„Doch jetzt bedarfst Du der Ruhe, mein Kind,“ sagte der Graf, „wir werden Dich für einige Stunden allein lassen.“

Er küßte die Stirn seiner Tochter und verließ schweigend mit dem Baron und seinem Sohn das Zimmer.

Im Vorzimmer wandte er sich zu Herrn von Rantow und sprach ruhig und ernst:

„Sie werden begreifen, mein Herr, daß die ernste und entscheidende Unterredung, welche wir in Folge der eben stattgefundenen Szene mit einander werden zu führen haben, in diesem Augenblick nicht angemessen wäre. Sie sind ein Deutscher und ich bin Franzose, noch trennt der blutige Krieg unsere Nationen und ich bitte Sie, den Gegenstand, der uns Beiden so nahe liegt, nicht eher zu berühren, als bis der Friede diesem mörderischen Kampf wird ein Ende gemacht haben. Ich wünsche, daß dieß bald geschehe, und daß der Friede, wie er der Welt Heil und Segen geben wird, auch uns Glück bringen möge.“

Herr von Rantow verneigte sich schweigend und zog sich in sein Zimmer zurück, während der Vicomte dem Grafen nach dessen Wohnung folgte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Während der Kommerzienrath Cohnheim als Deputirter seines patriotischen Vereins die Liebesgaben desselben nach dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl gebracht hatte, war die Frau Kommerzienräthin, wie das ja ihre Stellung erforderte, unausgesetzt thätig in patriotischen Werken.

Der alte Baron von Rantow, der Vater des Johanniters, welcher in dem Schloß von Villebois die Pflege der Verwundeten leitete, war, nachdem er den Sommer über so gut als es bei den fehlenden Arbeitskräften möglich war, für die Bewirthschaftung seiner Güter gesorgt hatte, zum Winter wieder nach Berlin gekommen und hatte seine Wohnung im Parterre des Hauses des Kommerzienraths an der Thiergartenstraße bezogen.

Frau von Rantow hatte sich ebenfalls, wie alle Damen Berlins, den Liebeswerken für die im Auslande

kämpfenden Krieger gewidmet, und da sie ihren Familienbeziehungen gemäß einem der vornehmsten Damenvereine Berlins beigetreten war, so suchte die Frau Kommerzienräthin sich auf's Eifrigste ihr anzuschließen, um sich bei einer so patriotischen Gelegenheit durch die Mutter ihres künftigen Schwiegersohns mit denjenigen Gesellschaftskreisen in Verbindung setzen zu lassen, welche bisher für sie unnahbar gewesen waren.

Fräulein Anna, die Tochter des Kommerzienraths, nahm an dieser Thätigkeit der beiden älteren Damen regelmäßigen Antheil, — aber sie war still und schweigsam, sie erwiederte pünktlich und höflich die Briefe, welche der junge Baron ihr schrieb, ohne daß sie es zu bemerken oder daß es sie zu beunruhigen schien, wenn diese Briefe, wie es in der letzten Zeit geschehen war, länger als gewöhnlich ausblieben. Ihrer Mutter stand sie fremd und kalt gegenüber, und wenn dieselbe zuweilen eine Anspielung machte, welche das schweigsame und niedergeschlagene Wesen des jungen Mädchens mit der langen Abwesenheit ihres Verlobten in Verbindung bringen sollte, so antwortete sie nur durch einen stillen Seufzer, dessen Deutung sehr schwer gewesen wäre, wie die Deutung aller Seufzer, welche aus jungen Mädchenherzen emporsteigen.

An Frau von Rantow hatte sich Fräulein Anna

inniger angeschlossen. Das einfache, stille und sanfte Wesen der Baronin schien sie sympathisch zu berühren, aber trotz aller kindlichen Ehrerbietung und Aufmerksamkeit verfiel sie doch auch der Mutter ihres Verlobten gegenüber immer wieder in ihre stille, schweigsame, fast resignirte Zurückhaltung.

So saßen eines Nachmittags die drei Damen im Salon der Frau von Rantow beisammen. Frau von Rantow mit ihrem feinen, etwas bleichen Gesicht, auf dem der Ausdruck freundlicher Heiterkeit und vornehmer Ruhe lag, war beschäftigt, einen großen wollenen Soldatenstrumpf zu stricken, welche Arbeit mit ihrer ganzen Erscheinung wenig in Harmonie stand. Die Kommerzienräthin, welche steif und hochaufgerichtet neben ihr saß und auf ihrem scharfen, eckigen Gesicht ein liebenswürdiges Lächeln festzuhalten strebte, während in allen ihren Bewegungen eine gewisse Nachahmung der Manieren der Frau von Rantow sichtbar war, beschäftigte sich, eine Binde für die Verwundeten zu nähen. Fräulein Anna saß in einen Fauteuil zurückgelehnt und zupfte mit ihren feinen weißen Händen Charpie, welche sich in flockigen Wolken auf ihrem Schooß anhäufte. Sie war bleich und ihre großen mandelförmigen Augen blickten träumerisch sinnend vor sich hin, als folge sie weit in der Ferne liegenden Bildern, — ihre Hände sanken oft wie ermattet

nieder und schienen sich nur mechanisch mit dem Zupfen und Ordnen der feinen Fäden zu beschäftigen.

Die Unterhaltung war sehr wenig lebhaft, obwohl die Kommerzienräthin sich bemühte, von Zeit zu Zeit eine Bemerkung über die ausgezeichnete patriotische Thätigkeit einer oder der andern vornehmen Dame zu machen, deren Bekanntschaft ihr durch Frau von Rantow vermittelt war.

„Mein Gott, wie traurig ist es," sagte die Baronin, indem sie den langen und starken Strumpf, an welchem sie strickte, einen Augenblick niedersinken ließ, „wie traurig ist es, daß dieser Krieg immer nicht enden will, nachdem doch nun der Kaiser gefangen und alle großen Armeen in Frankreich geschlagen, — es ist wirklich ein Jammer, daß alle diese braven Landeskinder nach so viel vergossenem Blut nun noch mit all' den Leiden der rauhen Jahreszeit, mit Regen, Schnee und Frost zu kämpfen haben. Mein Sohn," fuhr sie fort, „ist ja keiner unmittelbaren Gefahr ausgesetzt und dennoch kann ich mich oft einer bangen Unruhe kaum erwehren, — wie lebhaft kann ich mich in die Besorgniß all' der armen Mutterherzen versetzen, deren Söhne den feindlichen Kugeln und Bajonnetten und zugleich allen Krankheiten der Jahreszeit gegenüberstehen."

Die Kommerzienräthin schlug mit einem tiefen Seufzer

die Augen auf und beugte ihre hagere steife Gestalt, wie erschüttert durch die trüben Betrachtungen der Frau von Rantow, über ihre Arbeit herab.

„Ja," sagte sie mit einem Ton, dem sie eine weiche und wehmüthige Färbung zu geben versuchte, „ja, es ist sehr, sehr traurig! — Es hat mir in das Herz geschnitten," fuhr sie fort, „als neulich die Gräfin Hohenstein in unserem Verein, — erinnern Sie sich noch, liebe Baronin? — so bitterlich weinen mußte, — sie hat einen Sohn schon verloren, die Arme, — und nun ist sie Tag und Nacht in Sorgen um den zweiten, der bei dem Korps des Generals Werder gegen die wilden Freischärler steht, welche so furchtbar grausam und blutgierig sein sollen, — ja, ja, es ist sehr traurig!" fügte sie mit einem nochmaligen schweren Seufzer hinzu, indem sie von der Seite auf die Baronin hinblickte, abwartend, ob dieselbe das Gespräch noch fortsetzen würde.

Frau von Rantow aber nahm ihre Strickerei wieder auf und die Kommerzienräthin ergriff ebenfalls ihre Nadel, um mit einem wohl arrangirten, traurig wehmüthigen Gesicht an ihrem Verbandzeug weiter zu nähen.

Fräulein Anna war bei Erwähnung der Gefahren, welche die Krieger draußen im Felde umringten, leicht zusammengezuckt und mit der Hand nach ihrem Herzen gefahren.

Dann sank sie noch bleicher, noch träumerischer als vorher in sich zusammen.

„Wir haben zwar,“ sagte die Kommerzienräthin nach einer Pause, „keinen Sohn den feindlichen Kugeln und Bajonnetten gegenüberstehen, aber dennoch empfinden wir doch auch in unseren Familien recht schwer diesen fürchterlichen Krieg, denn die Verbindung unserer Kinder wird ja durch denselben so weit hinausgeschoben, — und das empfinden die jungen Herzen,“ fuhr sie fort, indem sie den Ausdruck mütterlich liebevoller Theilnahme in ihren Blick legte, „ja so schwer, — sehen Sie, wie meine arme Anna immer bleicher und schwermüthiger wird, — nun, wenn Alles glücklich vorüber ist, wird die Freude um so größer sein!“

Fräulein Anna richtete bei den letzten Worten ihrer Mutter mit großen verwunderten Augen ihren Kopf empor, während ein eigenthümliches Lächeln ihre Lippen umspielte.

Frau von Rantow sah diesen Blick und dieses Lächeln und ihre Brust hob sich unter einem leisen, halb unterdrückten Seufzer.

Der Baron von Rantow trat ein. Sein volles, kräftiges Gesicht mit der kahlen Stirn und den großen blauen, geistvollen, aber etwas oberflächlich blickenden Augen war von einem dichten, ergrauenden und sorg-

fältig gepflegten Backenbart umgeben. Seine Haltung zeigte die leichte elegante Sicherheit des vornehmen Weltmanns und seine Bewegungen waren noch jugendlich geschmeidig. Er begrüßte die Damen mit jener eigenthümlich wohlthuenden, verbindlichen Höflichkeit, welche das Resultat guter Erziehung und harmonischer Bildung ist und welche die Franzosen mit dem so treffenden Ausdruck politesse du coeur bezeichnen. Dann sprach er mit einer lebhafteren Bewegung als dieß sonst seiner ruhigen phlegmatischen Natur eigenthümlich war:

„Die Damen beschäftigen sich mit der Sorge für unsere Verwundeten und Kranken im Felde, — das ist gewiß sehr schön, aber ich habe eben so recht lebhaft empfunden, daß es auch hier bei uns in der Nähe für freundliche Sorgfalt und Pflege viel zu thun gibt. Du erinnerst Dich," sagte er, zu seiner Frau gewendet, „daß mein alter Freund Büchenfeld beim Ausbruch des Krieges ein Etappenkommando erhalten und zu seiner großen Freude wieder den Rock des Königs angezogen hatte."

„Ja wohl," sagte Frau von Rantow, „ich erinnere mich, — er war so glücklich und stolz darüber, — was ist mit ihm? — ich hatte jeden Tag erwartet, ihn zu sehen."

„In diesen Tagen nach unserer Ankunft," erwiederte der Baron, „hatte ich noch keine Zeit gefunden, ihn zu

besuchen, und als ich heute zu ihm ging, — da finde ich, denke Dir, — meinen armen alten Freund krank und einsam, — ernstlich krank, und zu seiner Pflege nur einen recht ungeschickten Burschen bei ihm, der ihm auf einer Spirituslampe Thee kocht und ihm aus dem nächsten Restaurant in einem Menagekorb sein Essen holt. Er hat starkes Fieber und die Medikamente, welche ihm sein Arzt verschreibt, können ihm bei einer solchen Pflege wenig nützen, da er ohnehin schon etwas gebrechlich war."

„Mein Gott," rief Frau von Rantow, „das ist ja unendlich traurig, der arme Büchenfeld! Sein Sohn ist fort, da muß doch etwas geschehen. Was können wir thun?"

„Ich dachte daran," erwiederte der Baron, „ihn zu mir zu nehmen, aber der Transport in seinem Zustand bei dieser Jahreszeit ist nicht möglich. Auch würde ihn die Unruhe zu sehr erregen —"

„Ich will sogleich zu ihm!" rief Frau von Rantow lebhaft, indem sie ihre Arbeit auf den Tisch warf. „Es ist ein alter Freund und ein braver, vortrefflicher Mann, wir müssen dafür sorgen, daß er wenigstens in seiner trostlosen Einsamkeit nicht ohne Pflege bleibt."

Schnell zog sie den Glockenzug neben der Thür und befahl dem eintretenden Diener, den Wagen vorfahren zu lassen.

Die Kommerzienräthin hatte während dieses Gesprächs etwas steif und verlegen dagesessen, als wisse sie nicht recht, welche Miene sie dazu machen solle.

Fräulein Anna war bei der Nennung des Namens des alten Herrn von Büchenfeld in dunkler Röthe erglüht, dann hatte sie bleich und zitternd die Augen niedergeschlagen und mit gefalteten Händen der Erzählung des Barons zugehört. Als Frau von Rantow ihren Entschluß aussprach, den alten Freund ihres Gemahls zu besuchen und sich ihren Hut und ihren Mantel bringen ließ, erhob sich das junge Mädchen, wie einem plötzlichen Entschluß folgend, und sagte, indem sie zur Baronin hintrat:

„Wollen Sie mir erlauben, Sie zu begleiten, ich kann Ihnen vielleicht behülflich sein und finde so wenigstens Gelegenheit, hier an einem kranken Soldaten und Ihrem Freunde die Pflicht weiblicher Pflege und Sorge zu üben, welche so viele Andere in viel ernsterer Weise draußen übernommen haben.“

„Sie sind ein gutes Kind,“ sagte Frau von Rantow, indem sie das junge Mädchen auf die Stirn küßte.

„Wird es aber auch passend sein,“ fragte die Kommerzienräthin, — „wenn —“

„Ich weiß nicht,“ fiel Fräulein Anna mit einem stolzen Blick in kaltem Ton ein, „wie etwas unpassend

sein könnte, was ich in Begleitung der Frau Baronin thue."

„Ganz gewiß," sagte die Frau Kommerzienräthin, „ganz gewiß — aber —"

„Seien Sie ganz unbesorgt," sagte der Baron Rantow lächelnd, „der arme alte Büchenfeld ist zwar Wittwer, aber für eine junge Dame sans conséquence; — Fräulein Anna kann ihm ohne alle Mißdeutung ihre liebenswürdige Pflege widmen und ich werde ihr ganz besonders dankbar dafür sein, wenn sie meinem alten Freund vielleicht das Leben retten hilft."

Fräulein Anna war hinausgeeilt, um nach ihrer Wohnung hinaufzusteigen, und kehrte bald darauf in einer Wintertoilette von schwarzem Sammet wieder, welche die Schönheit ihres bleichen zarten Gesichts wunderbar hervorhob. Frau von Rantow verabschiedete sich von der Kommerzienräthin, indem sie dieselbe bat, sich durch ihre Abwesenheit nicht stören zu lassen; der Baron erbot sich artig ihr Gesellschaft zu leisten, athmete aber erleichtert auf, als Madame Cohnheim sich dennoch zurückzog.

In raschem Trabe fuhr das leichte Coupé des Barons die beiden Damen nach der Dorotheenstraße und hielt vor einem ziemlich alten und unscheinbaren Hause, auf dessen Flur die dort umher spielenden Kinder erstaunt auf=

blickten, als die beiden Damen, von einem Diener in eleganter Livrée gefolgt, die dunkle und enge Treppe bis zum zweiten Stockwerk hinaufstiegen.

Der Diener zog den etwas rostigen Glockenzug, neben welchem sich eine kleine Porzellanplatte mit dem Namen des Oberstlieutenants von Büchenfeld befand, und nach einigen Augenblicken wurde diese Thür von einem derben, gutmüthig aber einfältig blickenden Burschen in einer Hausjacke von grobem Leinen geöffnet. Auf die Frage der Baronin erwiederte der Bursche mit großen erstaunten Augen:

„Der Herr Oberstlieutenant sind zu Hause, — aber der Herr Oberstlieutenant sind krank und dürfen keine Besuche annehmen.“

„Lassen Sie uns nur immer eintreten,“ sagte Frau von Rantow lächelnd, indem sie die Hand auf das Schloß der Thür legte, welche der Bursche nach dem ertheilten Bescheid wieder schließen wollte, — „lassen Sie uns nur immer eintreten, wir werden Ihren Herrn nicht stören, wir werden ganz leise sein, — wir kommen ihn zu pflegen.“

Ein glückliches Lächeln erschien auf dem breiten, ehrlichen Gesicht des Burschen.

„Ach, das ist schön,“ rief er, „wenn die Damen meinen armen Herrn Oberstlieutenant pflegen wollen!

Der Herr Oberstlieutenant sind so krank und der Herr Doktor hat gesagt, daß auf die Pflege Alles ankäme, — und ich weiß mir so gar nicht recht zu helfen, — ich verstehe das gar nicht —"

Und er öffnete die Thür weit, um die Damen auf den Flur treten zu lassen, in welchen wenig vom Tageslicht hineinfiel und der am Abend durch eine kleine Oellampe erleuchtet wurde.

„Hier, ich bitte," sagte der Bursche, als Frau von Rantow sich zu der Thür rechts vom Eingang wenden wollte, — „hier wohnt der Herr Oberstlieutenant, — dort drüben ist die Wohnung des Herrn Lieutenants, — der in Frankreich ist, — da darf nichts geändert werden, — der Herr Oberstlieutenant haben den Schlüssel, damit der junge Herr Alles wiederfindet wie er es verlassen hat, — wenn er wiederkommt," sagte er seufzend mit einer fast weinerlichen Stimme, „und ihn dort nicht schon eine verdammte französische Kugel getroffen hat, — das wäre ein großer Jammer, denn der Herr Oberstlieutenant haben nur einen Sohn — und lieben ihn so sehr!"

Er öffnete die innere Thür und Frau von Rantow trat in das Wohnzimmer, während Fräulein Anna, wie unwillkürlich zögernd, einen Augenblick stehen blieb und einen langen Blick auf die gegenüber liegende Thür heftete, bevor sie der Baronin folgte.

Das Wohnzimmer des Oberstlieutenants war ein ziemlich großer Raum mit zwei Fenstern und etwas ungleichen, mit Oelfarbe gestrichenen Dielen; — sehr einfache weiße Vorhänge hingen vor den Fenstern, ein Spiegel in schwarz gewordenem Mahagonirahmen befand sich vor dem Mittelpfeiler über einer alten, breiten und tiefen Kommode, welche eine Stutzuhr von weißem Marmor und vergoldeter Bronze und zwei Leuchter trug. An der langen Wand des Zimmers stand ein hochlehniger Sopha mit einem großen runden Tisch davor und zwei tiefen Lehnstühlen daneben. Ueber dem Sopha hingen die Kupferstichporträts Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise, sowie die Bilder Friedrich Wilhelm's IV. und des regierenden Königs in Uniform mit Helm und Schärpe, darunter eine kleine Lithographie des Garnisonsorts, in welchem der Oberstlieutenant lange gestanden. Gegenüber stand ein kleiner Schreibtisch, auf welchem alles Schreibgeräth mit militärischer Ordnung rangirt war, — dem man aber doch ansah, daß das Schreiben nicht zu den regelmäßigen und vorzugsweise betriebenen Beschäftigungen des Oberstlieutenants gehörte. Darüber hing das in Kreidezeichnung hübsch ausgeführte Porträt der verstorbenen Gemahlin des Oberstlieutenants, einer freundlich blickenden Dame mit einer runden weißen Haube, in einen schwarzen Holzrahmen gefaßt und mit

einem Kranz von Immergrün und Immortellen umgeben. In der andern Ecke sah man einen kleinen Bücherschrank mit wenigen, aber sehr sauber gebundenen Büchern, — daneben einen Pfeifentisch mit einer großen Anzahl schöner und vortrefflich gehaltener Pfeifen, darunter einige Prachtstücke von Meerschaumköpfen mit schweren Silberbeschlägen, in der Mitte einen großen und tiefen Tabakskasten von fast schwarz gewordenem Mahagoniholz mit einer Silberplatte, auf welcher das Wappen des Oberstlieutenants eingegraben war.

Frau von Rantow umfaßte mit einem flüchtigen Blick dieß einfache Zimmer des alten Soldaten, welches das Bild eines ganzen, in stiller, anspruchsloser Pflichterfüllung dahingeflossenen Lebens darbot.

Dann wandte sie sich nach der dem Sopha gegenüber liegenden Thür, welche der Bursche vorantretend öffnete und welche nach dem Schlafzimmer des alten Herrn führte, während Fräulein Anna vor dem Bilde mit dem Immortellenkranz über dem Schreibtisch stehen blieb und dasselbe mit einem Blick voll sinnender Rührung betrachtete.

Das Schlafzimmer des alten Offiziers war noch einfacher. Man sah hier nur einen großen, tiefen, eichenen Schrank, einen kleinen Toilettentisch, einen großen Lehnstuhl von braunem Leder und neben den mit grünen

wollenen Vorhängen halb verhängten Fenstern einen großen weißen Tisch, auf welchem der Bursche des Oberstlieutenants einige Teller und Gläser, eine große Tasse und eine weiße, glänzend blank geputzte Kaffeemaschine auf einer kleinen Spirituslampe zusammen getragen hatte, mit welchen Geräthschaften er, so gut es angehen wollte, die Bedürfnisse der Pflege seines kranken Herrn zu befriedigen versuchte.

An der Wand der Thür gegenüber stand ein schmales Bett, und auf demselben lag, gerade und unbeweglich, der alte Herr von Büchenfeld in einer blendend weißen, fast bis zum Halse zugeknöpften Piquéjacke. Sein Kopf mit dem etwas emporstehenden, kurz geschnittenen grauen Haar war tief in die Kissen zurückgesunken, sein Gesicht mit den immer schon etwas kränklichen Zügen war todtenbleich, und nur unter den tief eingesunkenen, geschlossenen Augen zeigte sich eine scharfe, fieberhafte Röthe.

Frau von Rantow trat schnell an das Bett und blickte mit inniger Theilnahme und unruhiger Sorge auf den Kranken, der in kurzen regelmäßigen Zügen athmete und in jenem leichten Schlummer der Ermattung da zu liegen schien, der die Sinne nur halb betäubt und dem Körper keine Erquickung bringt. War es durch das Rauschen des Kleides der Dame oder durch den auf ihn gehefteten Blick derselben, — der Oberstlieutenant erwachte,

schlug langsam die Augen auf und blickte Frau von Rantow erstaunt und fragend an, als vermöge er sich die Anwesenheit dieser Dame, deren Gesicht durch den Fenstervorhang beschattet wurde, nicht zu erklären.

„Sehen Sie mich nur recht an, lieber Büchenfeld," sagte Frau von Rantow, indem sie unter dem heitern Ton den schmerzlichen und peinlichen Eindruck zu verbergen suchte, welchen der Anblick des kranken, leidenden alten Herrn ihr machte, „sehen Sie mich nur recht an und erkennen Sie mich, — mein Mann hat mir soeben erzählt, daß Sie krank sind und keine weibliche Pflege haben, — da bin ich denn gleich gekommen, um zu sehen, wo es etwas zu helfen gibt, — eine solche Junggesellenwirthschaft taugt nichts für einen Kranken; — mögen sie sich so sehr sträuben als sie wollen, wenn sie der Pflege bedürfen, müssen die Männer doch unsere Ueberlegenheit anerkennen."

Der Oberstlieutenant hatte mühsam den Kopf etwas erhoben und in seinen matten Augen leuchtete ein Blitz der Freude auf, als er Frau von Rantow erkannte. Er streckte ihr seine Hand entgegen und hob sich mit Anstrengung empor, um in seiner gewohnten galanten Artigkeit seine Lippen auf die ihrige zu drücken.

„Wie gut sind Sie, meine gnädigste Freundin," sagte er mit matter Stimme, „nach einem alten kranken

Mann zu sehen, der hier einsam und allein daliegt, — aber auch allein fertig werden kann," fügte er hinzu, indem ein Ausdruck festen, fast eigensinnigen Stolzes um seine Lippen zuckte, „ich hoffe bald meine Krankheit überwunden zu haben und bin ja seit dem Tode meiner guten Frau die Junggesellenwirthschaft gewohnt, da kann ich mir schon Alles schaffen, was ich bedarf."

Ein nervöses Zittern seiner Hände strafte die zuversichtlichen Worte Lügen und Frau von Rantow sagte mit wehmüthigem Lächeln:

„Nein, nein, mein lieber Freund, Sie können sich nicht Alles schaffen, was Sie bedürfen. Ich werde hier ein wenig Ordnung machen, denn was ich hier auf dem Tische sehe, flößt mir sehr geringes Vertrauen zu Ihrer Pflege ein."

Fräulein Anna war auf der Schwelle der Thür des Schlafzimmers erschienen. Ihr Auge ruhte mit thränenfeuchtem Schimmer auf dem kranken Oberstlieutenant.

„Hier, mein lieber Büchenfeld," sagte Frau von Rantow, „ist eine Freundin von mir, Fräulein Cohnheim, welche mich in meinem guten Werk unterstützen wird, sie wird Ihnen eine Zeitlang Gesellschaft leisten, während ich hingehen werde, um Verschiedenes herbeizuschaffen, was Sie in Ihren gesunden Tagen für überflüssig er=

achtet haben, was ich aber jetzt nicht entbehren kann, um für Sie zu sorgen.“

Der Oberstlieutenant streckte die Hand aus und rief fast erschrocken:

„Ich bitte Sie, meine gnädige Frau, bemühen Sie sich nicht, ich habe Alles, — mein Bursche sorgt vortrefflich für mich.“

Frau von Rantow drohte freundlich mit dem Finger.

„Sie sind ein so galanter Mann, lieber Büchenfeld, und dürfen sich daher den Anordnungen einer Dame nicht widersetzen. Außerdem sind Sie immer ein Mann der guten alten Zeit gewesen, — mein Herr und Gemahl hat mir befohlen, für Sie zu sorgen und Ihre Pflege zu übernehmen, — Sie dürfen mich also nicht zum Ungehorsam verleiten. Bitte, liebe Anna, unterhalten Sie Herrn von Büchenfeld, ich bin gleich wieder da.“

Und schnell sich abwendend ging sie hinaus. Unmittelbar darauf hörte man das Rollen ihres fortfahrenden Wagens.

Fräulein Anna trat zögernd mit niedergeschlagenen Augen an das Bett heran.

„Was kann ich Ihnen geben? Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Oberstlieutenant?“ sagte sie mit fast tonloser Stimme.

„Mein Gott, mein gnädiges Fräulein,“ erwiederte

der alte Herr, „Sie sind zu gütig, — wie auch Frau von Rantow zu gut und zu freundlich ist, — gar zu gut, ich bedarf nichts, ich habe vorhin meinen Thee getrunken, — ich habe wirklich — wirklich nichts nöthig.“

„Sie dürfen nicht sprechen, Herr Oberstlieutenant,“ sagte das junge Mädchen, „und meine Unterhaltung würde Ihnen vielleicht auch wenig Zerstreuung gewähren. — Kann ich Ihnen nicht etwas vorlesen?“

„O, mein Gott,“ rief der alte Herr, indem seine Blicke sich belebten, „Sie sind zu liebenswürdig, ich darf es kaum annehmen, — aber ich habe hier so lange allein gelegen, meine Augen sind matt und das Lesen greift mich an, wenn Sie wirklich so freundlich sein wollten, — ich würde Ihnen in der That recht dankbar sein!“

„Darf ich ein Buch aus Ihrer Bibliothek holen,“ fragte Anna, indem sie schnell ihren Hut und ihren Mantel ablegte, „wollen Sie mir vielleicht sagen, was Sie zu hören wünschen?“

„Meine Bibliothek ist sehr klein,“ sagte der alte Herr, „aber was ich immer und immer wieder gern lese und höre, das ist die Geschichte des siebenjährigen Krieges von Archenholz. Sie steht oben in der ersten Reihe, — aber das wird Sie langweilen, das ist nichts für eine Dame —“

„O, von mir ist nicht die Rede,“ sagte Fräulein Anna —

Und schon war sie in dem Nebenzimmer, um bald darauf mit einem Bande des bezeichneten Werkes zurückzukehren.

„Schlagen Sie nur auf wo Sie wollen,“ sagte der Oberstlieutenant, als sie mit dem Buch in der Hand ihn fragend anblickte. „Ich weiß mich gleich zurechtzufinden, — ich kenne das Alles, aber ich lese es immer wieder so gern, — es thut dem Herzen eines alten Soldaten, der seine Dienstzeit im Frieden verlebt hat, so wohl, die Geschichte der ruhmvollen Thaten unserer Armee unter dem großen Friedrich zu verfolgen, — aber es wird zu dunkel sein, es wird schon Abend und die Fenster sind verhangen —“

Fräulein Anna eilte hinaus. Nach einigen Augenblicken kehrte sie mit der kleinen gelben Schiebelampe des Oberstlieutenants wieder zurück, während der Bursche mit schweren Tritten ganz verwundert nachkam, da er sich noch immer nicht recht klar machen konnte, was diese Damen wohl mit seinem Herrn vor hätten.

Fräulein Anna hatte schnell ein Schwefelholz gefunden, die Lampe angezündet und aus einem geographischen Atlas, den sie aus der Bibliothek herbeiholte, einen Lichtschirm improvisirt, der den blendenden Strahl von dem matten Auge des Oberstlieutenants abhielt.

Der Bursche zog sich kopfschüttelnd wieder zurück.

„Wie Sie das Alles so gut und so schnell zu machen verstehen," sagte der alte Herr, indem sein Blick ganz glücklich und freundlich auf den schönen, vom Lampenlicht beleuchteten Gesichtszügen des jungen Mädchens ruhte, die sich schon niedergesetzt hatte und, das Buch aufschlagend, bei einem der ersten Kapitel zu lesen begann.

„Ah, das ist die Schlacht von Hohenfriedberg," sagte der Oberstlieutenant, nachdem sie einige Zeilen gelesen, — „das ist schön, das ist schön, da haben Sie gerade ein Kapitel getroffen, das ich ganz besonders liebe, — das klingt so gut an unsere Zeit an, in der unsere braven Truppen da draußen so kühne und heldenmüthige Schlachten schlagen, — ich habe auch einen Sohn da draußen," fügte er halb leise hinzu. Seine Worte verloren sich in einem stillen Seufzer.

Fräulein Anna bedeckte ihre Stirn mit der Hand, ihre Stimme zitterte ein wenig, — aber bald fuhr sie in hellem, klarem Ton fort zu lesen und der alte Herr lauschte mit geschlossenen Augen der Erzählung von den kühnen Reiterthaten aus der vergangenen Ruhmeszeit, welche ihm noch viel schöner und herrlicher erschienen, da sie ihm von diesem so zarten und anmuthigen Mädchen vorgelesen wurden, welche so plötzlich wie ein feenhaftes Lichtbild hier in seiner knappen, gleichmäßigen und einsam abgeschlossenen Häuslichkeit erschienen war.

Es mochte ungefähr eine Stunde vergangen sein, als Frau von Rantow wieder erschien und die Lektüre unterbrach. Ihr Diener folgte ihr, und er sowohl als der Bursche des Herrn von Büchenfeld trugen zahlreiche Körbe und Pakete in das Vorzimmer, aus denen die Baronin eine Menge von Dingen entwickelte, deren Anblick das größte Erstaunen des Burschen erregte. Mit einem geschäftigen Eifer, welcher der sonst so vornehmen Ruhe der Baronin nicht eigenthümlich war, ließ sie zunächst den weißen Tisch im Schlafzimmer des Oberstlieutenants abräumen, deckte über denselben eine große Serviette, und holte dann aus dem Wohnzimmer eine vollständig montirte Berzeliuslampe und eine Anzahl von Tassen, Gläsern und Wasserflaschen herbei, um alle Tisanen und Getränke, welche einem Kranken nöthig und nützlich sein können, herzustellen. Dann brachte sie Orangen und Citronen, Flaschen mit Fruchtsäften und alten Weinen, Selterswasser, — kurz, sie entwickelte, unterstützt von Fräulein Anna, ein ganzes Arsenal für die sorgfältigste Krankenpflege.

Der Oberstlieutenant wollte sprechen und gegen alle diese Aufmerksamkeiten protestiren, aber in tiefer Rührung fand er keine Worte und blickte feuchten Auges auf den geschäftigen Eifer der beiden Damen.

„Nun, Friedrich," sagte er endlich lächelnd, aber mit

bebender Stimme, — „mit dem Allen werden wir niemals umzugehen lernen!“

Das ungeheuer verwunderte Gesicht des Burschen mit den weit aufgerissenen Augen schien diese Vermuthung des Oberstlieutenants zu bestätigen.

„Doch, doch,“ sagte Frau von Rantow, „kommen Sie her, Friedrich, ich werde Ihnen zeigen, wie Sie das machen müssen.“

Friedrich trat heran, schnellte die beiden Absätze an einander, und indem er die kleinen Finger fest auf die Naht seines Beinkleides preßte, sagte er im Ton dienstlicher Ehrfurcht:

„Zu Befehl, gnädige Frau!“

Darauf zeigte ihm Frau von Rantow die Handhabung der Berzeliuslampe und die der übrigen auf dem Tische stehenden Gegenstände.

Er schien Alles wohl zu begreifen und in kurzer Zeit summte über der hellen Flamme das Wasser im Kessel. Dann goß die Baronin das kochende Wasser über einen Schiffszwieback, fügte etwas Zucker und ein wenig Wein hinzu und brachte dem Oberstlieutenant eine Tasse dieses Getränks.

„Trinken Sie, mein lieber Büchenfeld,“ sagte sie, „dieß wird Sie leicht ernähren, Ihre Kraft erhalten, ohne Sie aufzuregen. Dann werden Sie versuchen zu

schlafen und morgen früh werden wir wiederkommen, um nach Ihnen zu sehen. Ich werde mich dann mit Ihrem Arzt in Verbindung setzen, — und Sie werden sich überzeugen, daß gegen die Krankheit, diesen bösen und heimtückischen Feind, die Frauen bessere Mittel haben als ihr hochmüthigen Männer."

Der Oberstlieutenant erwiederte nichts, — er versuchte sich emporzurichten, aber seine Kräfte schienen dazu nicht auszureichen. Friedrich wollte herbeispringen, aber Fräulein Anna war bereits zu ihm getreten und unterstützte ihn, indem sie sein Kissen erhob und aufrecht hielt. Der alte Herr leerte die ihm gereichte Tasse und ein tiefer Athemzug wohlthätiger Befriedigung hob seine Brust, als er wieder in das Kissen zurücksank, das Fräulein Anna langsam niederlegte.

„Wie kann ich Ihnen jemals danken," sagte er, — „Sie —"

„Still," rief Frau von Rantow, „das werden wir Alles später abmachen, — wenn Sie wieder gesund sind, — dann verspreche ich Ihnen, Ihren Dank anzuhören. Jetzt werden Sie ganz still sein, kein Wort mehr sprechen und zu schlafen versuchen. Hier, Friedrich," fuhr sie fort, sich an den Burschen wendend, „von diesem Selterswasser und diesem Fruchtsaft werden Sie dem Herrn Oberstlieutenant zu trinken geben, wenn er in der Nacht dürstet.

Jetzt leben Sie wohl, mein alter Freund, der Himmel schütze Sie, — morgen bin ich wieder bei Ihnen."

Fräulein Anna trat heran.

„Und darf ich auch wiederkommen," fragte sie, „und Ihnen vom siebenjährigen Krieg vorlesen?"

„Wenn Sie so viel Güte für einen alten Mann haben wollen," sagte der Oberstlieutenant tiefbewegt, — „so werden Sie mir eine große, große Freude machen."

Er streckte seine zitternde Rechte dem jungen Mädchen hin, und indem er mit der andern Hand leicht ihr Haupt berührte, das sie grüßend herabneigte, sprach er:

„Gott segne Sie, mein Kind, für Ihr gutes Herz und Ihre Wohlthat an mir."

Fräulein Anna zitterte, — tiefer noch neigte sich ihr Haupt herab und der alte Herr fühlte einen warmen Thränentropfen auf seine Hand niederfallen. Dann eilte sie schnell, als wolle sie ihrem eigenen Gefühl entfliehen, Frau von Rantow nach, welche bereits das Wohnzimmer durchschritten hatte, und beide Damen stiegen die Treppe hinab.

„Ja, Gott segne sie," rief Friedrich, welcher beim Oberstlieutenant zurückgeblieben war, „jene vortrefflichen Damen! — Jetzt wollen wir den Herrn Oberstlieutenant schon bald wieder gesund haben, denn so wie die es verstehen, hätte ich es doch nimmer machen können, — und

dem Herrn Oberstlieutenant vorzulesen wäre ich schon gar nicht im Stande gewesen."

Der alte Herr hatte die Hände gefaltet und sprach leise:

„Ich fühlte mich einsam und verlassen und habe solche Freunde, — ich habe Unrecht gehabt, mein Gott, zu zagen, und mit neuem Muth und Vertrauen sende ich nun die eine tägliche und stündliche Bitte zu Dir empor: ‚Beschütze gnädig meinen Sohn und erhalte ihn mir'!"

Er schloß die Augen und allmälig zeigten seine regelmäßigen und ruhigen Athemzüge, daß ein wohlthätiger Schlaf sich auf ihn niedersenkte.

Friedrich holte einen Rohrstuhl aus dem Wohnzimmer herbei und setzte sich, gegen die Wand gelehnt, auf denselben, um den Schlummer seines Herrn zu bewachen, indem er den Blick auf den Tisch mit den Flaschen richtete und sich im Geist die Vorschrift der Frau von Rantow über die Mischung des Getränks wiederholte, das er dem Oberstlieutenant reichen sollte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Längst hatte König Wilhelm mit seinem Stabe das Hauptquartier in Ferrières verlassen und war in die alte Residenz Ludwig's XIV. eingezogen, wo jener König, der sich so gern mit der Sonne vergleichen ließ, einst die Befehle zur Verwüstung der deutschen Länder ertheilte, in denen noch heute Ruinen und Trümmer als Zeugen der unmenschlichen und schmachvollen Grausamkeit des damaligen Frankreich zum Himmel emporstarren.

Nachdem Metz gefallen, nachdem alle Versuche der französischen Regierung, neue Armeen in's Feld zu stellen, gescheitert, war die letzte große Aufgabe der preußisch-deutschen Kriegführung, den Widerstand von Paris zu brechen. Denn so lange Paris, welches man nach Viktor Hugo's Vorgang „die heilige Stadt" zu nennen begann, so lange dieß Paris sich hielt und den so leicht zu täuschenden Franzosen den Glauben an seine Unüberwindlichkeit ließ, so lange war an eine Beendigung des Krieges, an

einen Frieden, der die Thatsachen anerkannte, nicht zu denken.

Fest war der Gürtel um die riesige Stadt und ihre Forts gezogen, und ruhig warteten die deutschen Armeen auf den Tag, an welchem diese in der großen gewaltigen Stadt eingeschlossene Welt von Menschen aller Art und aller Stände ihre letzten Vorräthe aufgezehrt haben würde. Alles war auf dem Posten. Der militärische Dienst wurde mit der größten Pünktlichkeit und Schärfe gehandhabt, denn alle aus Paris zurückkehrenden Kundschafter brachten die Nachricht, daß der General Trochu viel von einem großen Plan spreche, den er gefaßt, um durch einen Ausfall die Einschließung zu sprengen und einen Weg zu neuer Verproviantirung der Stadt zu öffnen, zugleich aber auch um die Verbindung mit denjenigen Armeen herzustellen, welche die Pariser mit eigensinniger Zuversicht von der Loire her erwarteten.

Lange hatte man von diesem Plane der „grande trouée" von allen Gefangenen sprechen hören und auch in allen aus Paris herauskommenden Zeitungen gelesen, denn es war eine Eigenthümlichkeit des Generals Trochu, daß alle seine militärischen Pläne und Absichten öffentlich diskutirt wurden, und man hatte sich daran gewöhnt, alles das für Redensarten zu halten, weil niemals etwas Ernstes darauf erfolgt war und weil man in der That

auch nach allen Mittheilungen, welche darüber anlangten, die französische Armee in Paris kaum noch einer ernsten Erhebung fähig hielt.

Man war daher zwar überrascht, aber in keiner Weise unvorbereitet, als in der Nacht vor dem 30. November die sämmtlichen Forts um Paris, der Mont Valerien an der Spitze, unterstützt von den Kanonenbooten der Seine, ein Geschützfeuer eröffneten, bei dessen Donner der Himmel auf die Erde herabzustürzen schien und das in Versailles fast jede Unterhaltung auf der Straße unmöglich machte. Zu gleicher Zeit wurde von allen Höhen vor Paris elektrisches Licht über die Gegend hingeworfen, um die Bewegungen der Deutschen erkennen zu können und zugleich den eigenen Truppen Licht für ihr Vordringen zu gewähren.

Man hatte zunächst in Versailles diesen ganzen Lärm für eine jener nutzlosen und unberechenbaren Pulververschwendungen gehalten, welche die Franzosen in den Forts von Paris von Zeit zu Zeit vornahmen und bei welchen sie ihren Gegnern niemals Schaden zugefügt, bloß aber einmal ganz ungerechtfertigter und unbegründeter Weise das schöne, an historischen Erinnerungen so reiche Schloß von St. Cloud in Brand geschossen hatten.

Die entsetzlich lärmende Kanonade dauerte bis zum nächsten Tag am Nachmittag fort. Dann aber schwieg

sie urplötzlich mit einem Schlag und es zeigte sich, daß sie dießmal doch eine ernste Bedeutung gehabt habe, denn es traf die Meldung ein, daß sächsische Korps und die württembergische Division durch einen kräftigen und nachdrücklich geführten Ausfall von fünfzigtausend Mann wirklicher Linientruppen angegriffen worden wären. Auch von anderen Seiten liefen Meldungen über das Vordringen französischer Abtheilungen ein, und es schien dießmal, als ob der General Trochu wirklich mit Ernst daran dächte, seinen lang gehegten und vielfach diskutirten Plan der grande trouée mit Energie zur Ausführung zu bringen.

Der Ausfall war auch insofern von Erfolg gekrönt gewesen, als die Franzosen die Stellung bei Champigny genommen hatten und es nicht gelungen war, sie wieder zurückzuwerfen; die französischen Truppen übernachteten auf einem von ihnen eroberten und gegen die Deutschen behaupteten Schlachtfelde. Die Lage war bedenklich, denn wenn es den Franzosen gelang, die Stellung bei Champigny festzuhalten und einen Vorstoß in das Marnethal nach Lagny hin zu machen, so war die Trouée fertig und die Einschließungsarmee war in ihrer Verbindungslinie mit Deutschland bedroht.

Noch spät am Abend wurde der General von Moltke zum König gerufen und lange dauerte die Unter-

redung über die am nächsten Morgen zu treffenden Maßregeln.

Am folgenden Tage gelang es, allerdings mit großen Anstrengungen, die Bewegungen des Ausfalls aufzuhalten, aber viel Blut war geflossen, schwere Verluste waren auf beiden Seiten, die Franzosen hatten sich mit einer außerordentlichen Tapferkeit geschlagen und das Dorf Champigny befand sich noch in ihren Händen.

Als der Morgen des 3. Dezember heraufstieg — es war während der Nacht sehr kalt geworden, dichtes Schneegestöber erfüllte die Luft und hüllte die Erde in eine weiße Decke ein — schwieg der Kampf, dennoch aber war die zweite pariser Armee im Osten noch nicht wieder hinter die Forts zurückgezogen und man mußte jeden Augenblick eine Erneuerung der Feindseligkeiten erwarten; drei französische Armeekorps marschirten zwischen den Dörfern Brie und Champigny in Schlachtordnung auf, so daß sie sich noch unter dem Schutz der Kanonen der Forts befanden, aber in jedem Augenblick gegen den deutschen rechten Flügel vorstoßen konnten.

Der König war schon früh aufgestanden, hatte die Meldungen von den verschiedenen Truppenkorps empfangen und die Disposition getroffen, daß die deutsche Artillerie eine solche Aufstellung einnehme, um die französischen

Truppen bei einem Vormarsch aus dem Bereich der Forts sogleich in ihr Feuer zu nehmen.

Dann war Seine Majestät zum Großherzog von Baden gefahren, um seine Gratulation zu dem Geburtstag der Großherzogin, der einzigen Tochter des Königs, abzustatten. Nach kurzem, herzlichem Glückwunsch kehrte der König wieder in die Präfektur zurück. Während Seine Majestät sich hier noch mit der schnellen Durchsicht einiger neu eingegangenen Meldungen beschäftigte, fuhr ein kräftiger Mann von militärischer Haltung in der Feldzeugmeisteruniform der königlich bayerischen Armee, mit dem Band und dem Stern des preußischen Schwarzenadlerordens geschmückt, in einem leichten offenen Jagdwagen in den großen Ehrenhof der Präfektur ein. Er stieg aus und schritt an den präsentirenden Wachen vorbei die große Treppe hinauf zu der rechts liegenden Wohnung des Königs, welche aus einem Vorzimmer, einem Arbeitszimmer und einem Schlafzimmer bestand.

Bei seinem Eintritt in das Vorzimmer erhob sich der Flügeladjutant vom Dienst schnell mit ehrerbietigem Gruß, eilte nach einem kurzen Schlag an die Thür in das Kabinet des Königs und meldete:

„Seine königliche Hoheit der Prinz Luitpold von Bayern."

Der König blickte ernst auf, neigte den Kopf und

trat dann langsam, wie in tiefen Gedanken sich erhebend, dem Prinzen entgegen, hinter welchem der Adjutant vom Dienst die Thür schloß.

„Ich heiße Eure königliche Hoheit herzlich willkommen im Hauptquartier der deutschen Armee. Sie werden sich von Neuem überzeugen können, einen wie herrlichen Antheil Ihre bayerischen Truppen an unseren Siegen in Anspruch nehmen können. Wir haben in diesen Tagen neue Kämpfe zu bestehen gehabt, die ernster als je vorher waren und noch nicht abgeschlossen sind. Vielleicht wird es Ihren bayerischen Korps auch noch vorbehalten sein, sich neuen Ruhm zu erkämpfen."

„Ich freue mich von Herzen, Majestät," erwiederte der Prinz in seinem etwas süddeutsch anklingenden Dialekt, „daß unsere Bayern sich ein so auszeichnendes Lob erworben haben. Es sind brave, vortreffliche Soldaten, und wenn sie so ausgezeichnet geführt werden, wie von Seiner königlichen Hoheit dem Kronprinzen, so kann ihnen der Sieg nicht fehlen."

Der König hatte den Prinzen zu einem Sessel neben seinem Schreibtisch geführt und nahm selbst vor demselben Platz.

Eine kleine Pause trat ein.

Dann zog der Prinz aus seiner Uniform einen viereckigen, groß gesiegelten Brief und sagte:

„Der König hat mich beauftragt, Eurer Majestät dieß Schreiben, das er an Allerhöchstdieselben gerichtet, zu übergeben."

Der König Wilhelm empfing den Brief und sprach, gegen den Prinzen sich verneigend:

„Eure königliche Hoheit erlauben."

Dann erbrach er das Siegel, zog ein Schreiben hervor und durchlas den Inhalt. Immer ernster wurde sein Gesicht, während er die Zeilen auf dem Papier verfolgte, und fast traurig blickte er, als er zu Ende gelesen, noch einige Sekunden zur Erde nieder. Dann faltete er den Brief zusammen, legte ihn auf den Schreibtisch neben sich und fragte:

„Eure königliche Hoheit kennen den Inhalt dieses Briefes?"

„Ich kenne ihn, Majestät," erwiederte der Prinz, „und ich bin glücklich, daß der König, mein Neffe, mich gewählt hat, um dieß hochbedeutungsvolle Schreiben in Eurer Majestät Hände zu legen. Möge der heutige Tag, an welchem der erste Grundstein zum Wiederaufbau des deutschen Reichs gelegt wird, reichen Segen über Deutschlands Fürsten und Völker und über Eurer Majestät kaiserliches Haupt bringen."

Der König reichte dem Prinzen die Hand und sprach mit feierlichem Ernst:

„Es ist eine schwere, verhängnißvolle Aufgabe, welche an mich herantritt. Das deutsche Volk hat ja so lange von seiner Einheit geträumt und darnach gerungen, — in einer Zeit unklarer und mißgeleiteter Bewegungen hatte schon das Parlament in Frankfurt meinem in Gott ruhenden Bruder diese Kaiserkrone angeboten. Er hat sie zurückgewiesen und zurückweisen müssen, weil die kaiserliche Hoheit nur übertragen werden kann durch den freien Entschluß und die freie Wahl der deutschen Fürsten, deren Gesammtheit die Souveränität der Nation in sich schließt. Und noch ein wahres und bedeutungsvolles Wort sprach mein Bruder bei jener Gelegenheit, als er sagte: ‚Eine Kaiserkrone kann nur auf einem Schlachtfeld erworben werden.‘ Heute," fuhr er fort, „trifft Beides zu; — auf ewig ruhmvollen Schlachtfeldern ist die deutsche Einheit gekittet mit dem Blut der Krieger aus allen Stämmen des Vaterlandes, — mir ist es vergönnt gewesen, nach dem gnädigen Rathschluß Gottes, die vereinigten Heere des großen Vaterlandes zum Siege zu führen, und nun wird mir von Ihrem königlichen Neffen, meinem ersten Bundesgenossen, die deutsche Kaiserkrone entgegengetragen, der Zustimmung der übrigen Fürsten und freien Städte gewiß. Heute darf ich diese Krone annehmen und muß sie annehmen, aber ich bin mir bewußt, daß es mir fern gelegen hat, nach ihr zu streben, daß es mir fern liegt,"

fügte er mit Betonung hinzu, „mich über meine Verbündeten erheben zu wollen. Ich bin mir bewußt, daß ich für mich und mein Haus eine ernste, schwere und heilige Pflicht übernehme, und ebenso wie ich in dem Rest meines Lebens alle Kraft daran setzen werde, diese Pflicht zu erfüllen, so weiß ich auch, daß meine Nachfolger alle ihr Leben der neuen, großen Aufgabe ebenso treu und eifrig widmen werden, wie meine Vorfahren sich der Sorge für ihr Königreich Preußen gewidmet haben. Ich werde Seiner Majestät unverzüglich antworten, — wir werden heute wohl noch ein wenig zu thun haben," sagte er dann, „die Franzosen haben einen sehr ernsten Ausfall gemacht, und wenn sie auch zum Stehen gebracht sind, so haben wir sie doch noch nicht zurückgeworfen. Es scheint, daß die Armee in Paris seit einiger Zeit besser organisirt ist, denn die französischen Truppen haben sich bei diesem Ausfall wirklich vortrefflich geschlagen und uns viele Mühe gemacht."

„Es ist tief zu beklagen," sagte der Prinz Luitpold, „daß die gegenwärtigen Machthaber in Frankreich den Sieg der deutschen Waffen noch immer nicht anerkennen wollen und durch diesen thörichten und zwecklosen Widerstand noch so viel Blut vergießen lassen."

Der König schüttelte den Kopf.

„Es sind nicht die gegenwärtigen Machthaber," sagte

er, „es ist die französische Nation selbst, welche sich sträubt, an ihre Niederlagen zu glauben, und keine Regierung würde in diesem Augenblick im Stande sein, Frieden zu schließen, bei jedem Versuch dazu müßte sie verschwinden. Sie müssen erst noch empfindlicher unsere Macht fühlen, ihre letzte Hoffnung muß zerstört, Paris muß genommen sein, bevor sie an Frieden denken werden, und das kann allerdings noch viele, viele Menschenleben kosten. Aber vielleicht ist es gut so," fuhr er fort, „vielleicht müssen sie erst die volle Wucht der deutschen geeinigten Nationalkraft in ihrer ganzen Schwere empfinden, um künftig den Frieden zu halten und den Glauben zu verlieren, daß sie Deutschland ungestraft angreifen dürfen."

„Ich habe mit großer Freude vernommen," sagte Prinz Luitpold, „daß der Großherzog von Mecklenburg einen wichtigen Sieg über die Loirearmee erfochten hat —"

„Ja," sagte der König, „das ist ein wichtiger Erfolg, den wir dem Großherzog danken. Er hat den General Chanzy zurückgeworfen, der sich in seinen Operationen bisher als den geschicktesten und für uns gefährlichsten unter den französischen Generalen gezeigt hat. Für die Unterwerfung von Paris ist es von der größten Bedeutung, daß die Loirearmee vollständig zurückgedrängt und von jeder Verbindung mit Paris oder mit der Nordarmee des Generals Bourbaki abgeschnitten werde. Ich

fürchte aber, mit dem jetzigen Erfolg des Großherzogs von Mecklenburg wird die Sache noch nicht abgemacht sein und auch dort werden wir noch viele Kämpfe zu bestehen haben. Wir haben einen schwierigen und gefährlichen Theil des Krieges noch vor uns," sagte er seufzend.

„Doch an dem glücklichen und ruhmvollen Ende desselben ist nicht mehr zu zweifeln," erwiederte Prinz Luitpold. „Gott hat die deutschen Waffen bisher so sichtbar gesegnet und wird unsere heilige und gerechte Sache auch bis zum letzten, vollen und ganzen Siege hinausführen."

„Dessen bin ich gewiß," rief der König, „und nachdem das Schwert Deutschlands einmal gezogen ist, soll es wahrlich nicht eher in die Scheide zurückkehren, als bis der volle Preis des Kampfes in unseren Händen ist!"

Der Prinz stand auf.

„Ich bitte Eure königliche Hoheit," sagte König Wilhelm, „dem König Ludwig zunächst meinen freundlichsten und herzlichsten Dank zu melden, meine Antwort wird in kürzester Frist erfolgen."

Er begleitete den Prinzen bis zur Thür und verabschiedete sich von ihm mit herzlichem Händedruck. Unmittelbar darauf trat der Flügeladjutant vom Dienst ein und meldete den Prinzen von Grusien, Generaladjutanten des Kaisers von Rußland.

Auf den zustimmenden Wink des Königs trat dieser Prinz vom alten grusischen Fürstenstamm, ein hoher schlanker Mann mit schönen, edlen Gesichtszügen, in der großen Uniform der russischen Generaladjutanten in das Zimmer und meldete sich militärisch dem König als Ueberbringer eines Schreibens Seiner Majestät des Kaisers, das er in der Hand trug und dem König ehrerbietig überreichte.

König Wilhelm that einige herzliche, freundliche Fragen nach dem Befinden des Kaisers Alexander, sowie nach dem Quartier und der Aufnahme des Prinzen, und entließ denselben dann mit einer Einladung zur Tafel und dem Wunsch, ihn einige Zeit im Hauptquartier bei sich zu sehen, damit er von allem Sehenswürdigen und Beachtenswerthen Kenntniß nehme und dem Kaiser darüber Bericht erstatten könnte.

Nachdem der Prinz sich wieder entfernt, setzte sich der König vor seinen Schreibtisch und erbrach den Brief des Kaisers von Rußland, den er langsam und sinnend durchlas.

„Welch' eine wunderbare, entscheidungsreiche Zeit!" sagte er dann. „Wie gewaltig haben diese wenigen Monate in die Weltgeschichte eingegriffen, welche sonst Jahre und Jahre lang kaum vorwärts schreitet! Wie hätte ich ahnen können, als ich diese Organisation meiner

Armee in mir trug und durchdachte, als ich sie unter so großen Schwierigkeiten und gegen so vielen Widerstand zur Ausführung brachte, — daß sie noch unter meiner Regierung so ungeheuer welterschütternde Erfolge erringen sollte! Ganz Europa ist umgestaltet in dieser kurzen Spanne Zeit und umgestaltet durch die unvergleichlichen Thaten meiner Truppen. Dieses stolze französische Kaiserreich liegt in Trümmern, Deutschland, das noch vor vier Jahren sich gegen mich erhob und Preußen niederbeugen wollte, ersteht jetzt zu einem einigen Reich und trägt in freiem Entschluß meinem Hause seine Kaiserkrone entgegen. Und an den fernen Küsten des Schwarzen Meeres erhebt sich Rußland wieder von den Niederlagen, deren schmerzliche Folgen es so lange getragen hat, — er verdient es, der Kaiser Alexander, um seiner treuen und festen Freundschaft willen, die er mir bewiesen hat und die ihren schwerwiegenden Antheil in Anspruch nehmen darf an den glänzenden Erfolgen dieser Tage. Aber wahrlich, ein herrliches, stolzes Gefühl ist es, daß Gott mich so hoch begnadigt hat, es zu erleben, wie mein Preußen allen Gegnern zum Trotz so hoch dasteht, daß die Spitze seines Degens die Welt umgestaltet vom atlantischen Ozean bis zu den Grenzen Asiens. Mit Freuden kann ich heimgehen, wenn es Gott gefällt, zu meinen Vorfahren, denn ich habe ihr Werk weiter geführt und habe nicht umsonst

gelebt! — Meine Vorfahren," sagte er dann leise, indem ein Zug tiefer Wehmuth auf seinem Gesicht erschien, — „meine Vorfahren, die Könige von Preußen, — die einst Kurfürsten des alten versunkenen Reichs waren, das auf den Schlachtfeldern dieser Tage seine Wiedergeburt feiert."

Der Kammerdiener trat ein und meldete, daß der Geheime Hofrath Schneider zu Seiner Majestät Befehl stehe.

„Er soll kommen," sagte der König, auf dessen Gesicht noch immer der Ausdruck ernster Wehmuth lag.

Unmittelbar darauf trat der Geheime Hofrath im schwarzen Frack mit weißer Kravatte, die blaue Schnalle der Landwehrdienstauszeichnung im Knopfloch und eine große Mappe unter dem Arm in das Zimmer; sein Gesicht mit dem weißen Haar, dem weißen vollen Bart und den lebhaften geistvollen Augen war frisch und heiter wie immer. Er trug eine große Mappe, mit Zeitungen und Papieren gefüllt, unter dem Arm und näherte sich mit tiefer Verbeugung dem König.

„Guten Morgen, Schneider," sagte der König, — „wissen Sie, daß heut ein bedeutungsvoller Tag für mich und mein Haus ist?"

Der Hofrath blickte ihn fragend an.

„Soeben ist der Prinz Luitpold von Bayern hier gewesen," fuhr der König fort, „und hat mir vom König

Ludwig die Aufforderung gebracht, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen."

„Dann muß ich Eurer Majestät meinen allerunterthänigsten Glückwunsch sagen," erwiederte der Hofrath, „diese Kaiserkrone ist das leuchtende äußere Zeichen der nationalen Anerkennung und des Dankes der Fürsten und des Volks, — die Sache haben Eure Majestät schon in der Hand, — das ist das Schwert, welches Deutschland zum Siege führt."

Der König blickte ihn sinnend an.

Dann aber ließ er den Kopf auf die Brust sinken und saß einige Augenblicke in trübem Schweigen da, während der Hofrath ihn verwundert und erstaunt ansah.

„Eure Majestät sind traurig," sagte er, „verstimmt und niedergeschlagen, — darf ich mir erlauben, meine Verwunderung darüber auszudrücken? An einem solchen Tage, an welchem in ganz Deutschland, wenn es dort bekannt wäre, was hier geschehen, die Freudenschüsse erschallen und die Glocken Jubel und Dank läuten würden, an einem solchen Tage verstehe ich nicht, daß Eure Majestät so düster und niedergeschlagen sein können."

Der König blickte durch das Fenster in die kräuselnden weißen Schneeflocken hinaus. Ein feuchter Glanz schimmerte in seinem Auge, das er langsam, mit tief durchdringendem Blick auf den Hofrath richtete.

„Sie verstehen das nicht, Schneider?“ sagte er mit leiser Stimme, „und doch sollten Sie es vor Allen verstehen. Der Kurmärker sollte es verstehen, welch' tiefe Wehmuth heute das Herz des Königs von Preußen bewegt. Schneider,“ sagte er laut mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung bebte, „wir stehen an der Grenzmarke einer großen, schönen und lieben Vergangenheit, — heute ist es entschieden, heute bin ich deutscher Kaiser geworden. Sie haben mir die Krone des neu geeinten Reichs entgegengetragen, — das ist groß, das ist herrlich und erhaben, das ist ein Ereigniß, welches die Welt umgestaltet. Das Alles erkenne ich mit Dank gegen Gott. Aber, Schneider,“ fuhr er fort, indem sein Blick sich thränend verdunkelte und seine Lippen zitterten, „so groß und schön das ist, so sehr die Jugend sich darüber freuen mag, es thut doch auch weh, der letzte König von Preußen zu sein.“

Der Geheime Hofrath öffnete weit seine Augen, er blickte in das tief bewegte Gesicht des Königs, als verstände er dessen Worte nicht.

„Der letzte König von Preußen,“ sagte er, — „verzeihen Eure Majestät, das kann ich nicht fassen und begreifen, heute, wo Eure Majestät an der Spitze Ihrer Armee siegreich die kaiserlichen Adler Frankreichs zu Ihren Füßen niedergeworfen haben, heute, wo Preußen die

höchste Höhe seines Ruhms und seiner Ehre erreicht hat, heute, wo der Geist des großen Friedrich stolz auf Eure Majestät herabblickt, heute, wo alle Schmach gesühnt ist, die der Königin Luise das Herz brach, — heute wollen Eure Majestät davon sprechen, der letzte König von Preußen zu sein! Mir scheint, daß Eure Majestät die königliche Krone von Preußen Ihrem Sohne glänzender und schimmernder hinterlassen werden, als je einer Ihrer Vorfahren sie seinem Nachfolger übergeben hat."

Der König neigte zustimmend den Kopf. Immer aber blieb der wehmüthig-schmerzliche Ausdruck auf seinem Gesicht und langsam sprach er:

„Muß ich denn aber nicht deutscher Kaiser werden? Der lang gehegte nationale Wunsch nach der Einigung im deutschen Reiche hat jetzt auch die Fürsten mit fortgerissen und man bringt mir die Krone des neuen Reiches entgegen, nachdem ich mit dem Schwert, das man in meine Hand gelegt, Deutschland zum Siege geführt habe!"

„Und wenn Eure Majestät deutscher Kaiser werden," sagte der Hofrath, „werden Sie deßhalb aufhören, König von Preußen zu sein? Blieb Eurer Majestät erhabener Vorfahr, als er sich zu Königsberg die Krone auf sein Haupt setzte, darum nicht Kurfürst von Brandenburg? War es nicht die alte brandenburgische Kraft, welche sich

dem neuen Königreich Preußen mittheilte, es durchströmte und es zu der Höhe hinaufführte, auf welcher es heute steht? Stehen nicht heute noch die alten brandenburgischen Regimenter an der Spitze der preußischen Armee, die ihrerseits wieder dem deutschen Heere voranschreitet? Und, Majestät, sind denn nicht die Habsburger, die so lange deutsche Kaiser waren, darum nicht minder Erzherzoge von Oesterreich, Könige von Böhmen und von Ungarn geblieben?"

„Das war etwas Anderes," sagte der König rasch, „das war kein rechtes Kaiserthum, — sie hatten die Krone, aber sie hatten das Schwert nicht in ihrer Hand, — so kann, so wird das Kaiserthum der Hohenzollern nicht sein. Während unter dem frühern Kaiserthum das deutsche Reich zerbröckelte und in Ohnmacht versank, soll unter meinem Haus die Nation einig und mächtig zur obersten Stufe unter den Völkern Europas heraufsteigen. Darauf hin muß fortan unsere Kraft gerichtet sein, das ist die Aufgabe, die ich meinen Nachfolgern einst hinterlassen werde, — wie Friedrich I. uns Allen die Pflicht auflegte, Preußen zu kräftigem Leben zu entwickeln, so wird es nun später die Pflicht meines Sohnes und seiner Nachfolger sein, das Werk zu vollenden, an welches einst die Hohenstaufen und viele andere deutsche Kaiser vergeblich ihre Kraft setzten. Das neue deutsche Reich wird keine

Freunde haben in Europa," fuhr er fort, den Blick aufwärts richtend. „Man wird uns überall achten, man wird uns fürchten, aber man wird noch lange, lange nicht dieß Deutschland lieben, das bisher so still und bescheiden dastand unter den europäischen Nationen und das jetzt mit einem Male waffenklirrend in die Schranken tritt, — und auch im Innern werden der Feinde noch so manche entstehen. Das alte Reich war das römische Reich deutscher Nation. Wir aber werden," sagte er, die Hand fest auf den Tisch legend, „des deutschen Volkes deutsche Kaiser sein. Wenn Jene schon mit der Priesterherrschaft Roms unausgesetzten Kampf zu bestehen hatten, um wie viel erbitterter, um wie viel unversöhnlicher wird jene herrschsüchtige Hierarchie, werden die Nachfolger Gregor's VII. dem deutschen Reiche gegenübertreten, an dessen Spitze kein Nachfolger der römischen Imperatoren, sondern ein vom deutschen Volk auf den Schild erhobener Kaiser steht. Und," sagte er seufzend, „viele, viele schwere Kämpfe liegen noch in der Zukunft. Wir werden siegreich aus ihnen hervorgehen," sprach er mit dem Ausdruck fester Zuversicht und stolzer Willenskraft, „aber," sagte er dann wehmüthigen Tons, indem er den immer noch aufwärts gerichteten Blick langsam dem Geheimen Hofrath zuwendete, — „aber, Schneider, unser altes Preußen wird dabei nicht so fortbestehen

können, wie wir es kennen und wie wir es geliebt haben von Jugend auf, es wird Deutschland werden, wie Brandenburg Preußen wurde, es wird heraufwachsen zu etwas Größerem, Mächtigerem, Herrlicherem, — aber es wird doch nicht mehr das alte Preußen sein, und so sehr ich mit Dank gegen Gott, der mein Haus so hoch begnadigt hat, der Zukunft entgegenschaue, so sehr ich voll muthigen Vertrauens ihre Aufgaben zu erfassen bereit bin — so thut es mir doch weh um das alte Preußen, das heute unter dem lauten Siegesjubel zurücktritt von der Weltbühne, um dem kaiserlichen Deutschland den Platz zu räumen."

Der feuchte Schimmer seines Blicks hatte sich verdichtet zu einem klaren Tropfen, der im Licht der durch die Schneewolken hervorbrechenden Morgensonne an der Wimper des königlichen Auges glänzte, auch des Geheimen Hofraths Blick verdunkelte sich und mit bebender Stimme sprach er:

„Was Eure Majestät mir da sagen, schneidet mir in's Herz. Fast müßte ich ja wünschen, daß ich gestorben wäre, bevor diese gewaltigen Ereignisse die Welt verändern. Die neue deutsche Herrlichkeit mag ja groß und glänzend sein, aber ich werde mich schwer in dieselbe hineinfinden, wenn mein altes liebes Preußen, dem jeder Lichtblick meiner Erinnerungen, jeder Tropfen meines

Bluts, jede Faser meines Wesens gehört, dabei untergehen soll."

„Untergehen?" sagte der König, indem er schnell mit der Hand die Thräne in seinem Auge zerdrückte, „untergehen kann Preußen niemals, — die Blüte, welche zur Frucht wird, verändert sich und verschwindet, aber sie geht nicht unter. So wird auch Preußen nicht untergehen, wenn es auch nicht bleiben kann, was es war."

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und saß in schweigendem Sinnen einige Augenblicke da. Schweigend stand der alte treue Diener dreier Könige von Preußen vor seinem Herrn in dieser ernsten Stunde, in welcher eine vergangene Welt hinabsank, um einer neuen Zeit den Platz zu räumen.

„So ist denn," sagte der Hofrath endlich, indem er seine wehmüthige Bewegung unterdrückte, „die Prophezeiung des Abtes von Lehnin erfüllt:

> ‚Et pastor habebit gregem
> Et Germania regem!'"

zitirte er aus jener merkwürdigen Prophezeiung, in welcher der Abt des alten Klosters Lehnin einst die Geschichte aller Fürsten des Hauses Hohenzollern verkündigt hatte.

Der König richtete den Kopf auf und sah den Geheimen Hofrath mit einem tiefen Blick an.

„Ganz recht, — ganz recht, Schneider," sagte er,

— „das hat sich wohl erfüllt, — aber unbekannt und dunkel liegt die Zukunft vor mir, die am späten Abend meines Lebens meinem Hause sich öffnet. Doch Gott kennt die Zukunft," sagte er nach einigen Augenblicken, indem ein ruhiges, mildes Licht in seinen Augen glänzte, „und Gott wird auch auf den neuen Wegen meines Volkes und meines Hauses starker Hort sein."

Ein Kanonenschuß ertönte von fern herüber.

Der König horchte auf.

Dann erhob er sich und warf einen Blick auf seine Uhr.

„Da haben wir nun," sagte er, „unsere altpreußischen Herzen ausgeschüttet, unsere alten Herzen, deren Gefühle so ganz und vollständig die heutige Generation kaum mehr versteht, und darüber ist die Zeit hingegangen."

„Aber nicht unfruchtbar, Majestät," erwiederte der Geheime Hofrath, „ich habe die schönste und edelste Lektüre gehabt, denn es ist mir vergönnt gewesen, zu lesen in dem königlichen Herzen meines Herrn, der auf der Höhe des Sieges, während Gott die erste Krone der Welt auf sein Haupt setzt, in warmer, treuer Liebe der alten Heimat gedenkt, in welcher sein Volk und seine Vorfahren in fester und unermüdlicher Arbeit diesen Sieg vorbereitet und möglich gemacht. Und ich habe die feste Zuversicht gewonnen," fügte er mit freudigem Ton hinzu,

„daß, so lange ich noch unter Eurer Majestät lebe das alte Preußen bleiben wird, was es war.“

„Und wenn es sich einst verändert,“ sagte der König, „Eins soll bestehen, so Gott will, für alle Zeit — das ist dieß hier —“ und er deutete lächelnd, aber zugleich mit dem Ausdruck feierlicher Rührung in seinen Zügen auf das kleine Kreuz in der Kokarde vor der ledernen Landwehrmütze, welche der Hofrath in der Hand hielt.

„Mit Gott für König und Vaterland!“ rief der Geheime Hofrath, „denn Eins muß ich Eurer Majestät sagen, wenn Allerhöchstdieselben deutscher Kaiser werden — so lange ich lebe, werden Sie für mich doch immer mein König und der König von Preußen bleiben.“

König Wilhelm nickte heiter mit dem Kopfe.

„Wie der Herr Geheime Hofrath,“ sagte er mit schalkhaftem Augenblinzeln, „für mich immer der Landwehrunteroffizier L. Schneider bleibt.“

Und er beschrieb mit dem Finger in der Luft den Zug des Buchstabens L, indem er den untern Bogen dieses Buchstabens mit weit ausgestrecktem Arm lang durch die Luft zog.

„Darf ich mir unterthänigst eine Frage erlauben?“ sagte der Hofrath wieder ganz in seinem frühern heitern und ruhigen Ton, „warum geben Eure Majestät dem bescheidenen Anfangsbuchstaben meines Vornamens auf

allen an mich allergnädigst gerichteten Briefcouverts und auch in diesem Augenblick, indem Sie meine unbedeutende Initiale hier in die historische Luft von Versailles zu ziehen geruhen, eine so außergewöhnliche Ausdehnung? Dieses L ist schon oft der Gegenstand meines ernsten Nachdenkens und das Wunder der Postboten gewesen, und wenn Eure Majestät vielleicht die Gnade haben wollten —"

„Das geht Sie nichts an," fiel der König herzlich lachend ein, „denken Sie nur weiter nach, und wenn Sie das Richtige herausgefunden haben, will ich es Ihnen sagen."

Rasch bewegte er die Glocke und befahl dem Kammerdiener, den Flügeladjutanten zu rufen.

Der Flügeladjutant vom Dienst trat in militärischer Haltung ein.

„Ich will hinausfahren," befahl der König, „um zu sehen, ob heut etwas zu erwarten ist. — Adieu, Schneider," sagte er, dem Geheimen Hofrath freundlich zunickend, setzte den Helm auf und verließ das Zimmer.

Auf den Wink des vorauseilenden Flügeladjutanten fuhr der königliche Wagen heran. Die Stabswache rangirte sich und schnell fuhr der König in der Richtung nach Paris hin.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Frau von Rantow und Fräulein Anna Cohnheim hatten ihre Besuche bei dem Oberstlieutenant von Büchenfeld täglich wiederholt und die Krankheit des alten Herrn hatte unter der sorgfältigen, liebevollen Pflege der Damen einen zwar sehr langsamen, aber günstigen Verlauf genommen. Immer aber hatte er sein Bett noch nicht verlassen können und Fräulein Anna mit unermüdlichem Eifer ihm aus seinem Lieblingsbuche von den Thaten des großen Friedrich und seiner ruhmvollen Armee vorgelesen, an denen der Geist des kranken und gebrechlichen alten Soldaten sich erfrischte und aufrichtete. Das junge Mädchen blieb täglich stundenlang bei dem alten Mann, wenn Frau von Rantow für die Bedürfnisse seiner leiblichen Pflege gesorgt hatte, sie erfreute den Oberstlieutenant ebenso sehr durch die Lektüre des Archenholz als durch ihr Geplauder und die Fragen, welche sie bald über diesen, bald über jenen militärischen Ausdruck stellte, und

welche ihm Gelegenheit zu Erklärungen und Erläuterungen gab, denen sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte. „Bald werden Sie das Alles ebenso gut verstehen, als ob Sie ein Soldatenkind wären,“ sagte der alte Herr dann, wohlgefällig lächelnd, und niemals entließ er sie am Abend, ohne die Hand auf ihr Haupt zu legen und des Himmels Segen auf sie herabzurufen dafür, daß sie so viel von ihrer Zeit der Pflege und Erheiterung eines alten einsamen Mannes widme. Und jedesmal von Neuem durchschauerte es sie bei diesen Segensworten, — ebenso wie bei dem Klang und Tonfall der Stimme des Oberstlieutenants, welche so oft gewisse Erinnerungen in ihr wach rief, — Erinnerungen, die sie für immer ertödten wollte und die sie doch immer noch mit zauberischer Gewalt bewegten und hier in dem kleinen stillen Zimmer neben dem alten gebrochenen und kranken Manne, der mit glücklichen Blicken ihren Worten lauschte, ein anderes Bild voll Jugend, Kraft und Leben erscheinen ließ, — ein Bild, das einst all' ihr Glück in sich faßte und das aller Schmerz und Kummer nicht aus ihrem Herzen hatte reißen können.

Der Oberstlieutenant hatte von seinem Sohne wenig gesprochen, — er hatte nur kurze Billets und Postkarten von demselben erhalten, welche ihm mittheilten, daß der Lieutenant noch unverwundet geblieben und dem Haupt-

quartier des Prinzen Friedrich Karl aggregirt sei. Jede solche Nachricht hatte den alten Herrn glücklich gemacht, mehr und mehr stärkte sich sein gläubiges Vertrauen, daß Gott sein Gebet erhören und den einzigen Sohn, das Einzige überhaupt, das ihn noch an die Welt und das Leben fesselte, ihm erhalten werde. Auch freudiger Stolz erfüllte ihn über die Auszeichnung, welche seinem Sohn widerfahren, — er erblickte in derselben in seinem frommen, einfachen Sinn einen Ersatz, den ihm die Vorsehung für sein in stiller, ruhmloser Pflichterfüllung hingebrachtes Leben geben wolle, und in diesem Gefühl verschwand die Erinnerung an seine enge, beschränkte Vergangenheit vor dem lichten Bilde der Zukunft seines Sohnes, welcher so jung schon das Glück hatte, die ersten Stufen militärischer Auszeichnung zu ersteigen.

Der Oberstlieutenant theilte diese kurzen Nachrichten stets der Frau von Rantow mit, welche mit einigen herzlichen Worten ihre Theilnahme aussprach, während Fräulein Anna in eigenthümlich gemischten Gefühlen mit tief herabgesenktem Haupt in ihrem Buche blätterte, um die Stelle zu finden, an der sie am Tag vorher ihre Lektüre beendet.

So waren Wochen auf Wochen hingegangen und immer lieber war dem jungen Mädchen die Aufgabe des thätigen Liebeswerks an dem Krankenbette des alten Herrn

geworden, welche ihr in dieser so ernsten und schweren Zeit einen Beruf und eine Pflicht gab, die sie mit Freude erfüllten, — immer mehr schloß sie sich mit wahrhaft kindlicher Liebe an diesen schlichten alten Soldaten, der in seinen einfachen Gesprächen, in den gelegentlich erzählten Erinnerungen aus seinem so ruhig und gleichmäßig verlaufenen Leben doch so viel tiefe, ergebene Frömmigkeit, so viel reine, mit Kleinem und Wenigem sich bescheidende Heiterkeit und dabei ein so fast erhaben ritterliches Gefühl für Ehre, für alles Große und Edle zeigte, daß oft eine tiefe Rührung ihr Herz erfüllte, wenn sie der Welt gedachte, in welcher ihr Vater lebte und in welcher sie aufgewachsen war, jener Welt, in der das Ringen nach Gold Alles bewegte, in der der Besitz der einzige Maßstab war für Menschenwerth und Menschenglück. Dann dachte sie mit dumpfem Schmerz auch an ihre Zukunft, welche ebenfalls nach diesem Maßstab des Glücks gemessen war, und unter diesen Eindrücken, die immer tiefer und tiefer sich in ihre Seele gruben, wurde ihr die Verbindung mit dem jungen Baron von Rantow zu einer drückenden Fessel, denn sie war gewiß, daß kaum etwas Anderes als äußere Rücksichten den jungen Mann bestimmt hätten, — wie sie ja selbst auch nur in einer gewissen stumpfen Gleichgültigkeit sich entschlossen hatte, dem Baron ihre Hand zu reichen.

Da war eines Tages zugleich mit der Nachricht von der Kapitulation von Metz ein Brief des Kommerzienraths gekommen, der seine nahe Rückkehr ankündigte, und schon am Tage darauf, als Anna Abends von ihrem Besuche bei dem Oberstlieutenant zurückkam, fand sie ihren Vater, der eben angekommen war und seiner Frau in hastigen, abgebrochenen Sätzen von seinem Leben im Hauptquartier erzählte, wobei die Kommerzienräthin mit ganz besonderem Interesse vernahm, daß die patriotische Thätigkeit ihres Mannes die besondere Anerkennung des Prinzen gefunden habe und daß sogar, wie der Kommerzienrath mit einer gewissen würdevollen Feierlichkeit versicherte, im großen Hauptquartier vor Seiner Majestät selbst von den Leistungen des Vereins, den Herr Cohnheim vertrat, gesprochen worden sei. Die Kommerzienräthin richtete sich höher auf und fühlte schon die Wonne des Augenblicks im Voraus, in welchem sie von dieser höchsten und allerhöchsten Anerkennung würde in dem Damenverein sprechen können, in den sie durch Frau von Rantow eingeführt worden war.

Da trat Fräulein Anna in das Zimmer und der Kommerzienrath, welcher sein Reisekostüm mit einem bequemen Schlafrock vertauscht hatte und im Lehnstuhl hinter der duftenden Theetasse saß, legte seine eben angezündete Regaliacigarre zur Seite, erhob sich, ging seiner

Tochter entgegen, die mit freudiger Herzlichkeit zu ihm hineilte, und umarmte sie mit einer Miene voll feierlichen Ernstes.

Dann führte er sie zu einem Stuhl neben ihrer Mutter, und indem er sich wieder niederließ, begann er, ein Bein über das andere schlagend, nach kurzem Räuspern:

„Ich habe Deine Rückkehr erwartet, mein Kind, um nach den erhebenden Mittheilungen über unsere herrliche Armee, nach den hocherfreulichen Nachrichten über die so reiche Anerkennung, welche meiner aufopfernden Mühe zu Theil wurde, — nun auch von einem traurigen — einem peinlichen Ereigniß zu sprechen, — das Dich vor Allem angeht."

Betroffen blickte Fräulein Anna auf.

„Der Baron von Rantow —" fuhr Herr Cohnheim fort.

„Mein Gott," rief die Kommerzienräthin, — „dem Baron ist doch kein Unglück widerfahren? — er ist doch nicht krank — verwundet?"

Um die Lippen des Kommerzienraths spielte ein höhnisches Lächeln, das nicht recht zu seinem so freundlichen, selbstzufrieden-heitern Gesicht paßte.

„Er befindet sich ganz wohl — ganz wohl," sagte er achselzuckend, — „aber," fuhr er fort, indem er die Falten seines Schlafrocks enger zusammenzog und einen

langen Zug aus seiner Cigarre that, — „für uns ist er todt — und ich hoffe, daß meine Tochter die Sache ebenso aufnehmen wird als ich, — und sich über den Abbruch einer Verbindung trösten wird, die wir leicht durch eine andere ersetzen werden —“ fügte er hinzu, indem er langsam schlürfend einen Schluck aus seiner Theetasse nahm.

„Welch' ein Unglück! — welch' ein Unglück!“ rief die Kommerzienräthin, — „um Gottes willen, was ist geschehen? — erzähle, — was hast Du gethan?“

Sie sank an die Lehne des Sophas zurück und drückte ihr Taschentuch an die Lippen.

„Mein armes Kind, — fasse Dich, meine Tochter,“ sagte sie dann, indem sie ihrem Gesicht den Ausdruck zärtlicher mütterlicher Theilnahme und Besorgniß zu geben versuchte, — „wie kannst Du so unvorbereitet —“

„Vorbereitet oder unvorbereitet, — einmal muß sie es doch erfahren,“ fiel der Kommerzienrath ein, — „fassen muß sie sich, — und ein armes Kind ist sie gar nicht, sondern die Tochter des Kommerzienraths Cohnheim, die jeden Tag statt des Barons einen Grafen haben kann.“

Fräulein Anna sah übrigens durchaus nicht so aus, als ob sie des mütterlichen Trostes bedürfe. Sie war wohl erstaunt und verwundert, aber kein Zug von Schmerz oder Jammer lag auf ihren Zügen, ja es schien, als ob ein Schimmer von Freude in ihrem Blick aufleuchtete,

und wie erleichtert hob sich ihre Brust, als sie den Mantel, welchen abzulegen ihr der Kommerzienrath keine Zeit gelassen hatte, auf ihren Sessel zurückfallen ließ.

Auf die drängenden Fragen seiner Frau begann nun der Kommerzienrath seine Erlebnisse im Schloß von Villebois zu erzählen, oft von den zornigen Ausrufungen der so plötzlich aus allen Himmeln ihrer vornehmen Verbindungen gestürzten Kommerzienräthin unterbrochen, während Fräulein Anna in stiller, fast lächelnder Ruhe zuhörte.

„Aber mein Gott," rief die Kommerzienräthin, als die Erzählung beendet, — „wie hast Du so vorschnell handeln, — Alles so rücksichtslos abbrechen können, — in unserem Stande, — in der vornehmen Welt muß man Alles sanft, ruhig und behutsam anfassen, — keinen Eklat machen! — Was ist es denn am Ende auch gewesen, — eine kleine Gefühlsverirrung, — eine vorübergehende Courmacherei, — die vielleicht gar keine Konsequenzen gehabt hätte! — Was wird Frau von Rantow sagen, — wie wird unsere Stellung erschüttert werden!"

„Unsere Stellung?" rief der Kommerzienrath, sich hoch aufrichtend und die Arme unter einander schlagend, — „unsere Stellung? Die Stellung des Hauses Cohnheim ist eine sehr feste und respektable, — so fest und respektabel," fuhr er fort, — „daß ich nicht nöthig habe, mich an den Baron von Rantow zu halten, um meinen

Platz in der Welt zu behaupten; Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Karl haben mich nicht darum ausgezeichnet, weil der Baron Rantow mein Schwiegersohn ist, sondern weil ich der Kommerzienrath Cohnheim bin, der sein gutes Geld — sein ehrlich erworbenes Geld hergegeben — und mit Freuden hergegeben hat zur Erquickung und Stärkung der braven Soldaten, und Seine Majestät, als er seine Zufriedenheit über meinen Eifer aussprach, — hat gewiß nicht gewußt, daß der Baron von Rantow meine Tochter heirathen sollte —"

„Was wird die Baronin sagen," sprach die Kommerzienräthin, welche die Worte ihres Mannes kaum gehört hatte, — „man muß versuchen, das wieder in Ordnung zu bringen."

„Nichts wird man in Ordnung bringen," rief der Kommerzienrath, purpurroth vor Zorn, — „ich habe Alles in Ordnung gebracht, wie es sein muß, und so bleibt es, — und Du, meine Tochter, sollst nichts verlieren, — tröste Dich über den Baron, — ich werde Dir einen Grafen kaufen!"

Und mit großen Schritten, mächtige blaue Wolken emporblasend, ging er auf und nieder, während die von seinen heftigen Bewegungen aufgegangenen Quasten seines Schlafrockes lang hinter ihm her zogen.

„Ich glaube," sagte Fräulein Anna, indem sie auf-

stand und den Arm sanft auf die Schulter ihres Vaters legte, — „ich glaube, daß ich wohl ein wenig mitzusprechen habe, da mich doch die Sache am nächsten angeht, — und ich, mein Vater, bin ganz mit Dir einverstanden, — ich danke Dir, daß Du so schnell und entschlossen gehandelt hast.“

„Aber, mein Kind, bedenke —“ sagte die Kommerzienräthin.

„Ich finde nichts dabei zu bedenken, Mama,“ erwiederte Anna kurz und fest, — „daß der Baron nicht aus Liebe sich mit mir verbunden hat, weiß ich, — auch würde ich ihm kleine Gefühlsverirrungen —“ sagte sie mit einem flüchtigen Lächeln, — „gerne nachgesehen haben, — wenn er aber selbst ausspricht, daß er mich nicht liebt, — wie er es gethan, — wenn er die Entscheidung über die Erfüllung seines Versprechens in meine Hände legt, — dann bleibt mir nichts zu thun, als ihm sein Wort zurückzugeben, — ich danke Dir nochmals, mein Vater, daß Du dieß sogleich in meinem Namen gethan, — und,“ fügte sie in heiterem Ton hinzu, — „ich verspreche Dir, daß ich mich trösten werde, auch wenn Du mir — keinen Grafen kaufst.“

„Du bist ein braves, gutes Kind,“ sagte der Kommerzienrath, indem er einen kräftigen Kuß auf die Stirn seiner Tochter drückte, — „Du weißt, was Du Dir und

Deinem Vater schuldig bist; — morgen werde ich mit dem alten Baron sprechen, — seinetwegen thut es mir leid," sprach er seufzend, — „wir hätten vortreffliche Geschäfte mit einander machen können; — und nun — kein Wort weiter über die Geschichte, — sie ist abgethan und aus, — sie soll aus sein!" fügte er zu seiner Frau gewendet mit einem befehlenden Blick hinzu, der jedoch auf die sinnend in die Sophaecke gelehnte Kommerzienräthin nicht ganz den Eindruck zu machen schien, den er von demselben erwarten mochte. Doch sagte sie nichts und bald zog sich die Familie zur Ruhe zurück, — die Kommerzienräthin und Fräulein Anna mit ihren sehr wenig ähnlichen Gedanken beschäftigt; — der Kommerzienrath allein, mit sich selbst vollständig im Klaren und müde von seiner Reise, schlief fest und ruhig, und in seinem Traum sah er ein weiß und orange Band aus einer glänzenden Wolke herabwehen und ein silberblinkendes Kreuz mit einem rothen Adler senkte sich auf seine Brust nieder. Immer weiter führten ihn die wunderbar verschlungenen Traumbilder, und endlich sah er sich vor seinem Schreibtisch stehen, — er verschloß einen Brief mit hellrothem Siegellack, der wunderbar aromatisch, Myrrhen und Weihrauch ähnlich das Zimmer durchduftete, dann stieß er ein großes goldenes Petschaft mit Diamanten und Rubinen besetzt auf die weiche rothe

Masse nieder, und als er es wieder emporhob, sah er ein schön und scharf ausgedrücktes Siegel mit einem gekrönten Helm. Er blickte auf die Feder des von diesem Helm überragten Wappens, — aber ein heller Glanz strömte von demselben aus, der sein Auge blendete und ihn erweckte. Unmuthig drückte er sich in die Kissen zurück und versuchte das schöne Traumbild festzuhalten, aber der wiederkehrende Schlaf brachte dasselbe nicht zurück.

Am nächsten Morgen erhielt Fräulein Anna den Brief des Barons von Rantow, den dieser unmittelbar nach der Abreise des Kommerzienraths von Villebois an sie abgesendet. Der Brief war herzlich, offen und würdig geschrieben, er gab ihr vollkommen den ruhigen Gleichmuth dieser ihre Mutter so tief bewegenden Katastrophe gegenüber wieder und söhnte sie mit ihrem bisherigen Verlobten vollständig aus, — sie schrieb an denselben sogleich ebenso offen, klar und freundschaftlich, und während der Kommerzienrath in seinen länger als sonst fortgesetzten Morgenträumen noch immer den glänzenden Wappenschild auf dem rothen Siegel wiederzufinden suchte, — während die Kommerzienräthin bei ihrer komplizirten Morgentoilette darüber nachsann, wie sie nach dem Vorgefallenen ihre Stellung zu nehmen habe, und wie sie das von ihrem Mann so leichtfertig abgebrochene Verhältniß in angemessener Weise wieder anknüpfen könne,

— war Fräulein Anna bereits mit dem Brief des Barons und mit ihrer Antwort zu Frau von Rantow hinabgeeilt und hatte ihr dieselben vorgelesen.

Die Baronin hatte sie in ihre Arme geschlossen, ihr völliges Einverständniß mit der Antwort an ihren Sohn ausgesprochen und zugleich gesagt, daß sie stets mit Sorge und Unruhe das kühle und fremde Verhältniß zwischen den jungen Leuten beobachtet habe, und daß ihr diese Lösung für die Zukunft Beider glücklich und heilsam erscheine. Zugleich aber hatte sie das junge Mädchen gebeten, in ihr stets wie bisher eine treue, mütterliche Freundin zu sehen. Auch der Baron, dem seine Gemahlin sogleich die Sache mittheilte, nahm dieselbe sehr ruhig auf, und als er von den Vorgängen auf dem Schloß des Grafen von Villebois hörte, schien ihm die dort sich entwickelnde Zukunft seines Sohnes sehr einleuchtend, — er schlug in einem französischen Adelslexikon nach, das er mit einer reichen Anzahl heraldischer und genealogischer Werke in seiner Bibliothek besaß, — er fand die Familie des Grafen von Villebois als eines der ältesten und vornehmsten Geschlechter Lothringens verzeichnet, welches vielfache Verbindungen mit fürstlichen Häusern aufzuweisen hatte, und bald begann er die Auflösung der Verbindung mit dem Hause Cohnheim als ein durchaus glückliches und befriedigendes Ereigniß zu betrachten.

Als die Kommerzienräthin steif und verlegen und der Kommerzienrath mit zurückhaltender Würde bei Herrn und Frau von Rantow erschienen, fanden sie die schwierigen und peinlichen Erörterungen vollständig geebnet und geordnet, — der Baron versicherte Herrn Cohnheim, daß das Vorgefallene auf ihre beabsichtigten gemeinschaftlichen Geschäftsunternehmungen keinen Einfluß haben dürfe, und Frau von Rantow bat die Kommerzienräthin, ihre freundschaftlichen Beziehungen fortzusetzen und gemeinschaftlich im Kreise ihrer Bekannten die Auflösung der Verlobung ihrer Kinder mitzutheilen, um allem Geschwätz und aller Kritik im Voraus die Spitze abzubrechen. So war denn Alles heiter und zufrieden, — nur Fräulein Anna blieb ernst und still und brachte nach wie vor einen großen Theil des Tages bei dem Oberstlieutenant von Büchenfeld zu, dem die Nähe des jungen Mädchens ein unentbehrliches Bedürfniß geworden war.

Die Kommerzienräthin versuchte zwar zuweilen von Neuem gegen diese Besuche Einsprache zu erheben, — aber die Berufung auf Frau von Rantow, von welcher sie nun, da die künftige Verwandtschaft nicht mehr bestand, in Betracht ihrer Stellung ganz abhängig war, brachte sie zum Schweigen.

So war die Weihnachtszeit herangekommen.

Der Oberstlieutenant war langsam zur Genesung

fortgeschritten, — er hatte allmälig wieder aufstehen können, — Frau von Rantow hatte trotz seiner Protestationen einen großen, weichen und bequemen Lehnstuhl gesendet, in welchem der alte Herr, obwohl er es nicht einräumen wollte, sich äußerst behaglich befand. Nur zu der Bequemlichkeit eines Schlafrocks, welchen er eine unmännliche Verweichlichung nannte, hatte er sich nicht verstehen wollen, und seit er wieder aufstehen konnte, hatte er stets den schwarzen Militärüberrock getragen, denn wenn er auch, wie er sagte, als unnützer Invalide hier im Lehnstuhl sitze, so sei es ihm doch eine heilige Freude, in dieser großen Zeit neuer Ruhmesthaten der Armee des Königs Rock zu tragen.

Frau von Rantow war seit einiger Zeit unpäßlich und konnte das Zimmer nicht verlassen. Als am Nachmittag des Weihnachtsabends die frühe Dunkelheit hereinbrach, erschien Fräulein Anna in dem Zimmer des alten Herrn, während der sie begleitende Diener mit Friedrich, des Oberstlieutenants Burschen, mit einiger Unruhe, welche durch ihre mühsam zu leisem Geflüster gedämpften Stimmen noch bemerkbarer wurde, verschiedene Gegenstände vom Wagen die Treppe hinaufschaffte.

Der Oberstlieutenant wollte sich erheben, aber Fräulein Anna drückte ihn sanft in seinen Lehnstuhl zurück und bot ihm ihre Stirn dar, welche er leise mit den

Lippen berührte, indem sein Blick glücklich und verklärt auf dem jungen Mädchen ruhte.

„Es ist gar so freundlich von Ihnen," sagte er, „daß Sie auch heute gekommen sind, — heute am Weihnachtsabend, — wo Sie doch gewiß viel Freude zu Hause haben, — um mir —"

„Still, still, Herr Oberstlieutenant," rief Anna, indem sie die Spitzen ihrer Finger auf den Mund des alten Herrn legte, — „sollte ich denn heute nicht kommen, — heute, wo man ja Allem, was man lieb hat, Freude machen möchte? — Und meine Gesellschaft macht Ihnen ja ein wenig Freude, — nicht wahr? — Sie haben es mir wenigstens gesagt —"

„Sie bringen lichten Sonnenschein in meine stille, dunkle Einsamkeit," sagte der Oberstlieutenant bewegt, — „aber Sie dürfen nicht zu viel —"

„Nun," fiel Fräulein Anna ein, — „wenn ich Ihnen nur ein wenig Freude mache, so bin ich zufrieden! — Nun aber," fuhr sie fort, „muß ich Sie noch ein wenig plagen, — Sie müssen für eine kurze Zeit da hinein in Ihr Schlafzimmer und mir das Terrain hier überlassen, damit ich ein wenig mit dem Weihnachtsmann hier verkehren kann —"

„Nein, nein," rief der alte Herr abwehrend, — „das ist zu viel —"

„Herr Oberstlieutenant," sagte Anna, indem sie sich gerade aufgerichtet vor ihn hinstellte, — „Sie haben mir von dem stummen Gehorsam erzählt, den ein Soldat dem militärischen Befehl gegenüber beobachten müsse, — darf ich," fuhr sie mit schmeichelndem Ton fort, — „heute für meine Bitte auch einmal den stummen Gehorsam in Anspruch nehmen?"

„Ihnen kann ich nicht widerstehen," sagte der alte Herr lächelnd, — und mühsam suchte er sich zu erheben.

Fräulein Anna eilte hinaus und rief Friedrich, um den Lehnstuhl in das Schlafzimmer zu tragen, — dann führte sie den Oberstlieutenant dorthin, — ermahnte ihn zu kurzer Geduld und schloß die Thür.

Mit Hülfe ihres Dieners und unter sprachlosem Erstaunen Friedrich's bedeckte sie den Tisch im Wohnzimmer mit weißem Leinen, stellte einen grünen, walddruftenden Tannenbaum auf denselben und legte daneben eine große Pfeife mit prachtvoller Bernsteinspitze und mächtigem silberbeschlagenem Meerschaumkopf mit dem kunstvoll geschnitzten Wappen des Oberstlieutenants, — einen in feiner Seide, Gold und Silber gestickten Tabacksbeutel, — ein spanisches Rohr mit schwerem goldenem Knopf und einen silbernen Trinkbecher; — neben den Tisch auf die Erde ließ sie einen großen geflochtenen Korb stellen, den der Diener vorsichtig hereinbrachte, — dann entzündete

sie selbst die Lichter, befahl Friedrich, den Lehnstuhl seines Herrn wieder hereinzubringen, führte dann den Oberstlieutenant, ihn sorgsam unterstützend, in das vom hellen Lichterglanz erfüllte Zimmer zu dem unmittelbar neben den Tisch gestellten Lehnstuhl.

Der alte Herr ließ sich langsam nieder und blickte, die Hände faltend, in die lichtdurchfunkelten grünen Zweige des Weihnachtsbaums.

„Hier,“ rief Fräulein Anna in hastiger Geschäftigkeit, — „diese Pfeife sendet Ihnen Frau von Rantow, damit Sie sich nie wieder scheuen, in ihrer Gegenwart zu rauchen, — als galanter Mann müssen Sie ihrem Geschenk ja Ehre anthun, — diesen Stock der Baron, um sich darauf zu stützen, wenn Sie nun bald wieder ausgehen, — dazu diesen Becher und diesen Korb mit altem Bordeaux und Madeira — und hier,“ fuhr sie ein wenig zögernd fort, — „Sie haben oft gescholten über die moderne Zeit und die Cigarren, statt deren die Soldaten früher den Tabacksbeutel bei sich trugen, — da hab' ich Ihnen denn diesen Tabacksbeutel gestickt, — ich habe gedacht, Sie würden sich darüber freuen, — und Tabak ist auch darin, — so gut ich ihn finden konnte, ich — verstehe mich nicht darauf, — Sie müssen ihn aber gleich probiren.“

Sie nahm, während der alte Herr immer noch

schweigend in das Licht des Baumes blickte, die Meerschaumpfeife, stopfte sie aus dem Tabacksbeutel langsam und sorgfältig und brachte sie dann mit einem brennenden Fidibus dem Oberstlieutenant, der sie wie mechanisch nahm und einige Züge daraus that.

„Wie schön ist das," sagte er dann, immer in die Lichter blickend, — „wie schön, — und wie gut sind Sie! Kommen Sie her," sagte er dann, die Hände ausstreckend und Fräulein Anna zu sich heranziehend, — „kommen Sie her, — recht nahe zu mir, — um mich so recht über diese Lichter freuen zu können, muß ich den Glanz derselben in Ihren Augen wiederleuchten sehen."

Das junge Mädchen, deren Hand er immer in der seinen hielt, ließ sich zu seinen Füßen in die Kniee sinken und blickte glücklich und liebevoll zu ihm auf, — der Glanz der hellen Weihnachtslichter schien wirklich aus ihren Augen zurückzustrahlen und eine helle Thräne rann über die bleiche, welke Wange des Oberstlieutenants in seinen grauen Bart herab.

Rasch dann, als schäme er sich dieser Schwäche, fuhr er mit der Hand über die Augen und rief mit lauter Stimme:

„Friedrich!"

Der Bursche trat herein und sah mit glücklichem, frohem Gesicht auf den brennenden Weihnachtsbaum und

auf seinen Herrn, der in großen Zügen aus der neuen Pfeife rauchte.

„Friedrich,“ sagte der Oberstlieutenant, indem er seine Börse aus der Tasche zog, — „hier ist ein Thaler für den Diener des Fräuleins und ein Thaler für Dich, — und für diesen dritten Thaler holst Du eine Flasche Wein, die ihr trinken werdet auf das Wohl —“

Er hielt inne.

„Nein,“ sagte er leise, — „das ist nicht das Rechte, ihr werdet sie trinken auf das Wohl unseres allergnädigsten Königs und Herrn —“

Friedrich richtete sich stramm empor.

„Und dann,“ fuhr der Oberstlieutenant fort, — „Du hast in der Schule Dein Abendgebet gelernt?“

„Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant,“ erwiederte der Bursche, — „aber ich vergesse es zuweilen,“ fügte er in zögernder Verlegenheit hinzu.

„Du wirst es nicht vergessen,“ sagte der Oberstlieutenant, „und wirst jeden Abend den lieben Gott um seinen Segen für diese Dame bitten, — wie ich es thue.“

Er legte seine Hand auf das in tiefer Rührung niedergebeugte Haupt des jungen Mädchens.

„Zu Befehl, Herr Oberstlieutenant!“ rief Friedrich, indem er die Absätze schallend an einander schlug und die kleinen Finger vorschriftsmäßig hinter die Seitennaht

seiner Beinkleider brachte, — „und tausend Donnerwetter sollen mich verschlagen, wenn ich das vergesse!“ Und auch über sein breites Gesicht rollte ein Thränentropfen herab, den er, da seine Hände dienstmäßig festgelegt waren, nur mit der Zunge aufzufangen wußte.

Dann machte er militärisch Kehrt und verließ, scharf auftretend, das Zimmer.

„Nun, mein liebes Kind,“ sagte der Oberstlieutenant, „habe ich noch eine Bitte, — ihre Erfüllung soll diesem schönen Feste der Liebe und der Freude die wahre Weihe geben.“

Anna blickte fragend zu ihm empor, bereit aufzuspringen, um seinen Wunsch zu erfüllen.

„Doch zuerst,“ sprach er mit weichem Ton weiter, „nehmen Sie dort jenes bekränzte Bild herab und stellen Sie es hier auf den Weihnachtstisch, — diese lieben treuen Augen, die ich hier auf Erden nur noch in jenem Abbild sehen kann, das ihr warmes Licht nicht wiederzugeben vermag, — diese lieben Augen werden sich im Strahl dieser Weihnachtskerzen beleben und ich werde glauben, daß sie bei mir sei, meine treue Gefährtin in Freud und Leid, — und sie wird bei mir sein, — ihr Geist wird aus der Ewigkeit, wo sie mich erwartet, herabblicken, hat sie doch auch ihren Theil an dem, was mir jetzt die höchste Weihnachtsfreude bereiten soll.“

Fräulein Anna war schon hingeeilt und hatte vorsichtig das Bild über dem Schreibtisch von seinem Nagel genommen; dann breitete sie die Zweige des Weihnachtsbaumes auseinander und lehnte das Bild zwischen dieselben an den Stamm, so daß es von einem frischgrünen Kranz umschlossen war und der zitternde Lichterschein dem Gesicht und den Augen Bewegung zu verleihen schien.

Der Oberstlieutenant blickte wehmüthig auf diese geliebten Züge, — er nickte leise mit dem Kopf, als wolle er die Dahingeschiedene begrüßen, — dann sprach er zu Fräulein Anna, welche erwartungsvoll vor ihm stand:

„Nun müssen Sie mir — und meiner lieben Frau da etwas vorlesen, das ich von Ihrer Stimme am liebsten höre; — ich habe,“ fuhr er fort, — „heute in der Früh einen Brief von meinem Sohn erhalten, — den ersten langen und ausführlichen Brief seit langer Zeit, — ich habe aus der Aufschrift gesehen, daß er lebt und schreiben kann, — aber meine schwachen Augen erlauben mir noch nicht selbst zu lesen, — und von meinem Friedrich wollte ich mir das nicht vorbuchstabiren lassen, — da habe ich denn den Brief aufbewahrt, bis Sie kämen, — freilich erwartete ich Sie heute nicht, — nun Sie aber doch gekommen sind und mir so große Freude gemacht haben, — nun müssen Sie mir auch den Brief

meines Sohnes vorlesen, — hier unter dem brennenden Weihnachtsbaum, — vor dem Bilde seiner Mutter."

Er zog einen noch versiegelten Brief aus der Brusttasche seiner Uniform und reichte ihn dem jungen Mädchen.

Eine dunkle Glut zog über Anna's Gesicht, — mit zitternder Hand, fast widerstrebend, nahm sie den Brief, den er ihr reichte, eine schmerzliche Bitterkeit zuckte einen Augenblick durch ihre Züge.

„Es könnten Geheimnisse darin stehen," sagte sie unschlüssig, — „die für mich —"

„Lesen Sie — lesen Sie, — ich bitte Sie darum," sagte der alte Herr dringend, „was mein Sohn mir schreibt, können Sie Alles lesen."

Fräulein Anna zögerte noch einen Augenblick, dann erbrach sie das Siegel, und sich dem Oberstlieutenant gegenüber in das Licht des Weihnachtsbaumes setzend, begann sie zu lesen. Zwar zitterte ihre Stimme merklich, aber der alte Herr war selbst zu bewegt, um darauf zu achten.

Der Lieutenant von Büchenfeld erzählte zuerst frisch und lebendig von den Operationen der Armee des Prinzen Friedrich Karl, klar und scharf die militärisch-technischen Gesichtspunkte präzisirend, — wobei dann der Oberstlieutenant immer stolz mit dem Kopf nickte, obwohl ihm manchmal doch nicht Alles völlig klar zu sein schien

und er solche Stellen noch einmal zu lesen bat, — dazwischen waren Episoden hübsch und fesselnd erzählt, — kleine Züge aus dem Humor und dem Heldenthum des Soldatenlebens, die den Alten höchlich erbauten und ergötzten, — und endlich erzählte der junge Offizier bescheiden, fast beiläufig, daß er das eiserne Kreuz erhalten, dann, daß er zum Premierlieutenant ernannt und dem Generalstabe zum Hülfsdienst beigegeben sei.

Der Oberstlieutenant breitete die Arme nach dem Bilde unter dem Weihnachtsbaum aus.

„Du hörst es, Alte," rief er mit bebender Stimme, — „er hat das Kreuz, dieses herrliche Ehrenzeichen, um das ich die Kämpfer aus den großen Freiheitskriegen stets beneidet habe, — er ist beim Generalstab, — er macht uns Ehre, — Du darfst stolz auf ihn herabblicken, — danke Du Gott dort oben, wie ich es thue mit Herz und Mund!"

Er blieb einige Augenblicke schweigend in sich versunken dasitzen, — zuweilen nur den leuchtenden Blick voll inniger Empfindung über die Lichter des Baumes hinauf zu dem ewigen Herrn alles Lichtes und aller Herrlichkeit erhebend.

So rauschte der gewaltige Hauch der großen Zeit mächtig hinein in den engen stillen Kreis eines in sich abgeschlossenen Lebens, und von den Wogen der sturm-

bewegten Völkergeschichte her trug dieser Hauch das Hochgefühl und die Begeisterung der Jugend in das alte Herz, das fast schon für das Leben abgestorben war.

Nach einiger Zeit las Fräulein Anna weiter:

„Du siehst also, mein lieber Vater, daß meine Aus„sichten und Hoffnungen gut sind, bis hieher hat mich „die Vorsehung behütet, — und wenn nicht noch eine „feindliche Kugel mich trifft, worauf man ja immer ge„faßt sein muß, so darf ich die Zuversicht haben, daß die „Pflichterfüllung meines Dienstes, den ich mir zur einzigen „Lebensaufgabe gesteckt habe, auch der äußeren Anerkennung „nicht entbehren wird. Die Hauptsache bleibt freilich, „sich selbst sagen zu können, daß man mit der ganzen „Kraft und dem ganzen Ernst nach dem Großen und „Guten strebt, — und dieß Streben mit seiner edlen „Arbeit soll die Blüte sein, welche mein Leben schmückt, „— sie ist weniger duftig und farbenreich als so manche „andere, — dafür aber um so reiner und unvergänglicher. „Diese Blüte werde ich hegen und pflegen und durch sie „wirst Du, mein Vater, stets glücklich sehen

Deinen treuen und gehorsamen Sohn."

„Wie traurig!" rief Fräulein Anna wie unwillkürlich aus ihrem innern Gefühl heraus, indem sie den Brief zusammenfaltete und vor das Bild unter dem Weihnachtsbaum legte.

„Ja ja — das ist traurig, — eine traurige Geschichte!“ sagte der Oberstlieutenant, dessen Augen fieberhaft glänzten und auf dessen Wangen eine brennende, scharf abgegrenzte Röthe erschien, — die heftige Erregung dieses Abends begann seine noch so schwachen Kräfte zu erschöpfen.

„Eine traurige Geschichte?“ fragte Fräulein Anna zitternd, indem sie schnell wieder abbrach, als wolle sie keine Neugier zeigen, während doch ihr auf den Oberstlieutenant gehefteter Blick das ganze Interesse verrieth, das sie an dieser Geschichte nahm.

„Ja ja,“ sagte der Oberstlieutenant, indem er den Kopf, der ihm schwer zu werden schien, auf den Arm stützte, — „mein armer Sohn, — ich hätte ihm wohl auch andere Blumen in seinem Leben gegönnt, — als die Pflichterfüllung und den Ehrgeiz, — aber ich kenne ihn, er fühlt so tief, — er hat geliebt, — sehr geliebt, — eine Dame, — die ihn verhöhnt, — verachtet, betrogen —“

„Betrogen!?“ rief Fräulein Anna in lautem Aufschrei, indem sie die Hände auf ihr Herz drückte, — „betrogen, verachtet —“ fuhr sie dann mit gewaltsamer Mäßigung fort, — „wie ist das möglich? — wie kann man ein Herz verachten, das uns liebt? — wie kann —“

„Sie verstehen das nicht, mein Kind,“ sagte der Oberstlieutenant, indem er müde den Kopf gegen die Lehne

seines Sessels sinken ließ, — „weil Sie gut und brav sind, — Sie würden Niemand weh thun, — Niemand kränken, aber es gibt so viele leichtfertige Koketten, — die mit den Herzen spielen, die sie angelockt —“

„Und einer solchen Kokette,“ sagte Fräulein Anna bitter, — „hat Ihr Sohn sein Herz geschenkt?“

„Ich wußte das nicht so,“ sagte der Oberstlieutenant, — „ich war unzufrieden mit ihm, — es war eine unangenehme Sache, er hatte in einem öffentlichen Lokal im Rausch eine Dame schwer beleidigt, — ihr Liebhaber, — ihr Verlobter sendete ihm seine Sekundanten, — ich wurde von den Herren, da ich sie zufällig empfing und die Sache entdeckte, zum Urtheilsspruch aufgefordert, — und ich mußte meinem Sohn Unrecht geben, — ich mußte von ihm verlangen, daß er die geforderte Ehrenerklärung gebe, — denn eine Dame zu beleidigen ist unverzeihlich.“

„Ja, unverzeihlich,“ sagte Fräulein Anna, finster vor sich hinblickend.

„Ich that ihm wohl Unrecht,“ sagte der Oberstlieutenant mit immer matterer Stimme, — „und das schmerzt mich heute noch, — denn wenn er sich auch nicht so weit hätte fortreißen lassen sollen, — so hatte er doch gerechten Grund zu seiner Entrüstung. — Er hatte geschwiegen, — lange geschwiegen über die ganze Sache,“ fuhr er fort, während Fräulein Anna mit hoch=

athmender Brust zuhörte, — „er hatte es still für sich getragen, — aber als er zum Feldzuge ausrücken sollte, — da kam er zu mir und sprach mir aus, was er in seinem Herzen trug, — weil er nicht wollte, daß ich eine falsche Meinung über ihn behielte, während er dem Tode vielleicht entgegenginge, — er erzählte mir, daß er eine Dame sehr, sehr geliebt habe, — daß sie ihm wieder ihre Liebe versprochen, — daß er sich entfernt gehalten, weil sie reich und verwöhnt sei, — und er ihr nichts zu bieten hatte; — da habe ihm diese Dame geschrieben, um ihm ein Rendezvous zu geben, — das Herz voll Glück und Liebe sei er dorthin geeilt, — und habe sie begegnet mit einem Andern, — ihrem nachherigen Verlobten, — so habe sie sich von einem ihr wahrscheinlich überlästigen Verhältniß befreien wollen, — und da sei er denn in Gesellschaft einiger Kameraden — vom Wein erhitzt — von Zorn und Verzweiflung zernagt, dazu gekommen, in halber Bewußtlosigkeit eine schwere Beleidigung gegen jene Dame auszustoßen, — die er durch jene Ehrenerklärung gesühnt. — Da habe ich ihm Alles verziehen," sprach der alte Herr, „und kein dunkler Punkt war zwischen uns, als er zum Krieg hinauszog."

„Und die Dame?" fragte Fräulein Anna mit erstickter Stimme.

„Ich kenne sie nicht," sagte der Oberstlieutenant, —

„mein Sohn hat sie mir nicht genannt, — in solchen Dingen darf ein Kavalier Niemand — selbst seinem Vater nicht — Namen nennen, — und ich will sie nicht kennen, — denn ich könnte ihr nicht verzeihen, was sie meinem Sohn Böses gethan, — und," fügte er, die Hände faltend, hinzu, — „der Herr, der uns heute seinen Sohn zur Sühne unserer Sünden gesendet, — will doch, daß wir vergeben und Diejenigen segnen, die uns Böses gethan."

„Und haben Sie — hat Ihr Sohn," fragte Fräulein Anna mit niedergeschlagenen Augen in leisem Ton des Vorwurfs, — „nie daran gedacht, daß jene Dame unschuldig sein könne, — daß ein Mißverständniß habe stattfinden können? — Wie man vergeben soll, — so soll man auch nicht vorschnell — nicht ungehört verurtheilen!"

„Ein Mißverständniß?" fragte der Oberstlieutenant, — „woher hätte das kommen sollen? — ich habe nie wieder über die Sache gesprochen, — und zum ersten Mal heute kommt sie über meine Lippen, Ihnen gegenüber, — die mir armem alten Mann so viel Theilnahme gezeigt, — zu Ihnen habe ich davon gesprochen, — es hat mein Herz erleichtert, — vielleicht war es gut für meinen Sohn, daß es so gekommen ist, — jetzt lebt er ohne Sorge und Unruhe nur seinem Beruf, — er wird

allein bleiben, — denn — er hat mir gesagt, — er habe jene Dame zu sehr geliebt, — und — wenn das so ist, — ich kenne ihn, so wird er sie immer lieben, so viel Böses sie ihm gethan, — und keine Andere wird in seinem Herzen Platz finden.“

Er lehnte sich erschöpft zurück und schloß die Augen.

Die Lichter des Weihnachtsbaumes waren herabgebrannt und nur die Lampe auf dem Seitentisch erleuchtete das Zimmer, — aber heller, lichter Glanz erfüllte die Seele des jungen Mädchens und jubelnde Stimmen riefen die frohe Botschaft seliger Hoffnung in ihrem Herzen: „Er liebt mich, — er liebt mich, — es war ein finsterer, verhängnißvoller Irrthum, — Alles wird klar und hell werden!“ — Sie wußte nicht wie, — aber sie wußte, daß es gut werden müsse, — denn er hatte sie ja nur beleidigt aus zu großer Liebe, — weil er sich verachtet und verschmäht wähnte, — wenn er einen Blick that in ihr Herz, — so mußte er sich wieder zu ihr wenden —

Sie schauerte in sich zusammen vor dem Glück, das hier unter dem Weihnachtsbaum in so hellem Hoffnungsschimmer ihr entgegenleuchtete.

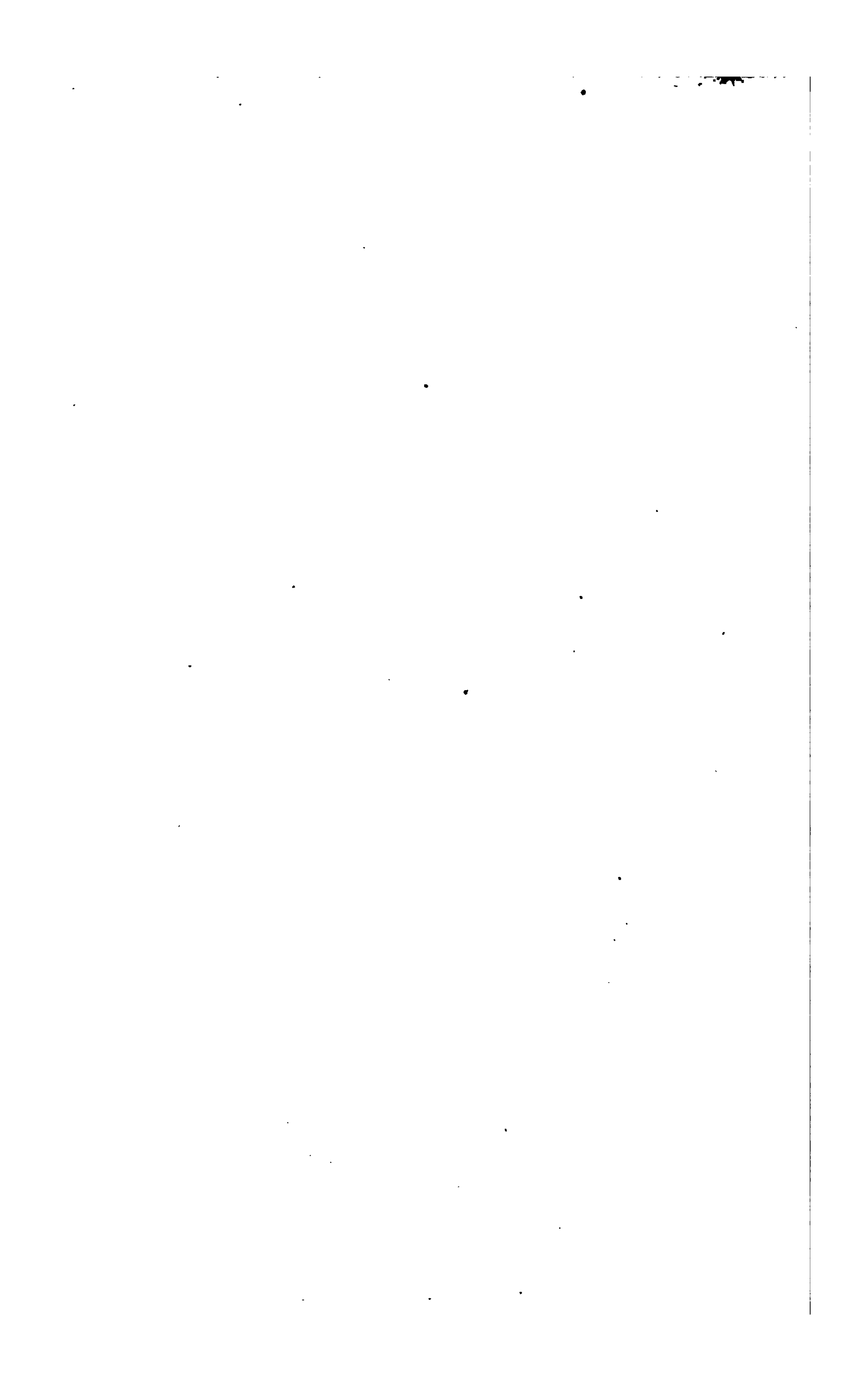
„Ich bin recht müde geworden,“ sagte der Oberstlieutenant nach einiger Zeit, indem er die Augen wieder aufschlug, — „auch die Freude greift an, — kehren Sie

zurück nach Hause, mein Kind, — ich will zu Bett gehen, — Gott beschere Ihnen ebenso glückliche Weihnachten, als Sie mir bereitet."

In rascher Bewegung ergriff Anna seine Hand und küßte sie ehrfurchtsvoll, ehe er es abwehren konnte.

Dann rief sie den Burschen, der seinen Herrn in das Schlafzimmer führte, nachdem dieser noch, wie immer, seine Hand mit einem innigen Segensspruch auf das Haupt des jungen Mädchens gelegt hatte.

Fräulein Anna fuhr nach Hause und in ihrem Herzen brannten hellere Lichter, als auf dem von reichen Geschenken umgebenen Weihnachtsbaum in dem glänzenden Salon ihres Vaters.



Held und Kaiser.

Vierter Band.

Held und Kaiser.

Fünfte und letzte Abtheilung
des
Roman-Cyklus „Um Szepter und Kronen".

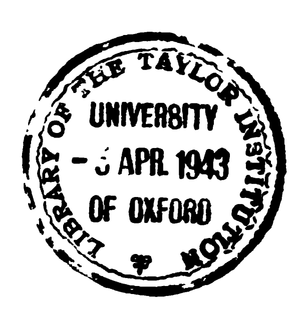
Zeitroman

von

Gregor Samarow.

Vierter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1876.



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Von rauhen, feuchten Winternebeln verhüllt, erhob sich die Sonne des 18. Januar, dieses merkwürdigen Tages, an welchem vor einhundertundsiebenzig Jahren der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der Sohn des großen Kämpfers gegen den übermüthigen und übermächtigen Ludwig XIV., in der alten Ordensstadt Königsberg sich die königliche Krone auf das Haupt gesetzt, und an welchem heute, nach fast zwei Jahrhunderten, sein Nachfolger im Schlosse jenes stolzen französischen Königs von der deutschen Nation als ihr Kaiser auf den Schild erhoben werden sollte.

Damals aber hatte der brandenburgische Kurfürst hinausziehen müssen über die Grenzen Deutschlands hin, um ein König in Preußen zu werden als Lehensträger von Polen, weil die kaiserlichen Habsburger keine königliche Krone dulden wollten auf dem Haupte eines Fürsten,

der ihnen zu den Diensten des Erzkämmerers verpflichtet war.

Die europäischen Mächte hatten von oben herab auf diese preußische Krone geblickt, welche Friedrich I. seinen Nachfolgern hinterließ, als eine Mahnung, dem glänzenden Schein die Macht und das Wesen zu geben. Und erst dem Schwert des großen Friedrich war es vorbehalten, das königliche Preußen ebenbürtig einzuführen in den Kreis der europäischen Souveräne, über deren Haupt die geschlossene Krone das Kreuz trägt, — zum Zeichen, daß nur Gott über ihnen ist und sie auf Erden keinen Richter haben.

Die kaiserliche Krone aber, welche heute auf das Haupt des Enkels und Nachfolgers jenes ersten preußischen Königs erhoben werden sollte — sie war nicht das Symbol einer künftig zu erringenden Größe und Macht, sie war die Vollendung und Erfüllung der sehnsüchtigen Träume der Nation, welche durch Heldenthaten und Siege ohne Gleichen zur Wirklichkeit geworden.

Dieser Krone hatten die Nachfolger nicht erst Macht und Glanz zu geben, — sie brachte ihnen nur die Mahnung, ihre gegenwärtige Macht zu erhalten, ihren hellen Glanz zu schützen.

Wie Friedrich Wilhelm IV. einst in prophetischer Vorahnung es ausgesprochen, daß die deutsche Kaiser-

krone nur auf dem Schlachtfelde erworben werden könne, — so war es erfüllt, und die ganze Nation in Waffen umgab den Grundstein des neuen deutschen Kaiserthrons.

Schon in den Tagen vorher, am siebenzehnten bis zum Morgen des achtzehnten, trafen die Fahnen und Standarten der Truppen der dritten Armee, welche Paris im Süden einschloß, ein, darunter die Fahnen des ersten und zweiten bayerischen Korps; auch die Fahnen des Gardekorps waren beordert, doch trafen nur die Fahnen des ersten Garderegiments zu Fuß ein, weil die Uebrigen unterwegs den Gegenbefehl erhielten, da nach den Meldungen der Vorposten die Bewegungen der französischen Truppen auf einen Ausfall schließen ließen, den man beabsichtigte.

Vom frühen Morgen an war ein reges militärisches Leben in Versailles, denn die Mannschaften aller dort kantonnirenden Regimenter hatten die Erlaubniß erhalten, sich in der zum Schlosse führenden Straße aufzustellen. Auf Befehl des Königs war die ganze Infanterie der Stabswache und die Kavallerie — aber zu Fuß — zum Dienste vor und in dem Schloß befohlen und durch Mannschaften der Gardelandwehr abgelöst worden.

Die Bevölkerung von Versailles hatte nicht erfahren, um was es sich handelte. Es wurde öffentlich nur von dem Ordensfest gesprochen, um zu verhindern, daß die

Franzosen durch irgend eine Unternehmung die Feier des Tages stören möchten.

Der Minister des kaiserlichen Hauses, Freiherr von Schleinitz, war in den letzten Tagen in Versailles angekommen und mit den Hofmarschällen unausgesetzt thätig gewesen, alle Vorkehrungen zu dem großen Akte zu treffen.

Man hatte dem König, welcher befohlen, daß die Feierlichkeit in der Salle des glaces, diesem großen Prunkgemach des vierzehnten Ludwig, stattfinden sollte, über alle Details der Arrangements Vortrag gehalten, und er hatte fast alle vorgeschlagenen Anordnungen genehmigt. Nur als man davon gesprochen, auf der Langseite des Saals dem Altar gegenüber einen Haut-pas zu errichten, hatte der König dieß kurz und bestimmt abgelehnt und dadurch die Hofmarschälle in eine gewisse Verlegenheit versetzt, weil es ihrer Meinung nach nicht angemessen war, daß der König, welcher nun der Kaiser werden sollte, auf ebener Erde in gleicher Linie mit allen Uebrigen der Feier beiwohnen sollte.

Vom frühen Morgen des achtzehnten Januar an war auch im Schlosse Alles in Thätigkeit; im Saal wurden die letzten Vorbereitungen beendet, die Truppen begannen heranzurücken, um ihre Aufstellung zu nehmen, und es entwickelte sich jene tausendfach komplizirte Thätig-

keit, welche stets so großen und ausgedehnten Repräsentationsfeierlichkeiten vorherzugehen pflegt und sich in den letzten Augenblicken noch verdoppelt, als ob Jeder noch etwas vergessen hätte, während doch Alles bis auf das Kleinste vorher überlegt und geordnet worden ist.

Nur in dem Arbeitszimmer des Königs in der Präfektur war Alles wie sonst. Er hatte sich früh, seiner Gewohnheit gemäß, erhoben, seinen Kaffee genommen und die Privatbriefe durchflogen. Dann blickte er tief ernst, fast traurig aus dem Fenster hin über das dichte Gewühl von Soldaten aller Waffen, welche im Ordonnanzanzug sich dort hin und her bewegten.

„So ist es denn vollendet," sagte er leise, „was so Viele so lange ersehnt und was wie eine Unmöglichkeit, wie ein unausführbarer Traum erschien! Deutschland ist einig unter Preußens Feldherrnschaft, und das alte Reich steigt neu verjüngt aus seinem Grabe empor. Segne dieß neue Deutschland, mein Gott," sprach er, die Hände faltend, — „aber auch mein altes Preußen segne für und für und laß es kräftig und fest fortbestehen als den Grundstein dieses neuen Baues, den aufzurichten Du mich bestimmt hast."

Lange stand er schweigend da und fuhr erst aus seinen tiefen Gedanken empor, als der Kammerdiener den Oberhofmarschall Grafen Pückler meldete.

Der König wandte sich der Thür zu und begrüßte mit herzlicher Freundlichkeit den Grafen, welcher in dem Campagne-Ueberrock mit den Schulterstücken des Generallieutenants hereintrat.

„Guten Morgen, mein lieber Graf Pückler," sagte der König lächelnd, — „kommen Sie, um von dem König Abschied zu nehmen, bevor Sie in den Dienst des Kaisers treten? — Sie werden sich irren, der Kaiser wird keine Hofmarschälle haben, im Dienst des Kaisers werden Sie nur als General stehen, Hofmarschall müssen Sie schon beim König von Preußen bleiben."

„Das hoffe ich, Majestät," erwiederte der würdige alte Herr, indem seine kleine schmächtige Gestalt vor Bewegung zitterte und tiefe Rührung auf seinem Gesicht erschien, „so lange ich lebe, werde ich meinen Dienst nicht mehr verändern; — doch ich komme," sagte er nach einer kleinen Pause, „um Eurer Majestät Befehle nochmals zu erbitten —"

„Nun, ist noch etwas nicht klar, noch etwas nicht in Ordnung?" fragte der König. „Es war ja doch Alles festgesetzt."

„Alles ist fertig," erwiederte Graf Pückler, „die Dekoration des Saales ist beendet. Aber," — fuhr er mit einem gewissen Zögern fort, — „ich möchte Eure Majestät nochmals darauf aufmerksam machen, daß der

Platz für Allerhöchstdieselben, dem Altar gegenüber, durch gar nichts ausgezeichnet ist — was vielleicht dem Eindruck der Feier schaden möchte — und ich möchte fragen, ob Allerhöchstdieselben nicht befehlen wollten, dort einen Haut-pas zu errichten — ich habe darüber mit dem Kronprinzen gesprochen, und auch Seine Königliche Hoheit —"

„Nein," fiel der König ein, auf dessen Gesicht zuerst ein ernster, fast ungeduldiger Ausdruck erschienen war und der jetzt den Grafen Pückler mit forschendem Blick und schalkhaftem Lächeln ansah, — „nein — lassen Sie den Haut-pas!"

„Aber wenn Eure Majestät die Gnade haben wollten, zu erwägen —" sagte der Hofmarschall.

„Nein, nein," sprach der König jetzt sehr ernst und bestimmt, „es soll Alles bleiben wie es ist, ich habe schon mehrfach meine Meinung gesagt."

Graf Pückler verneigte sich schweigend.

„Alles Uebrige ist also in Ordnung?" fragte der König.

„Zu Befehl, Majestät."

„Gut," sagte der König, „Punkt zwölf Uhr werde ich dort sein."

Und mit freundlicher Handbewegung entließ er den Grafen Pückler.

„Ich sehe wohl, was sie wollen," sagte er, ihm nachblickend, „mit ihrem Haut-pas. Aber ich will das nicht," fügte er ernst hinzu.

Der Flügeladjutant vom Dienst trat ein und überreichte dem König ein soeben angekommenes Telegramm.

Der König öffnete dasselbe.

„Vom alten Wrangel," sagte er lächelnd, — „der brave Mann vergißt mich nicht, leider hat er nicht mehr hinausziehen können in diesen großen und heiligen Krieg, aber er hat doch auch mitgefochten an den Siegen, die wir heute errungen, denn sie bilden doch nur das letzte Glied in der jahrhundertelangen Kette der Siege meiner Armee, und deren Veteranen haben wohl das Recht, durch den ehrenreichen Feldmarschall dem Kaiser den ersten Gruß und Glückwunsch zu bringen."

Er trat schnell an seinen Schreibtisch und schrieb mit kräftigen Zügen einige Zeilen. Dann reichte er das Blatt dem Flügeladjutanten und sprach:

„Hier die Antwort, lassen Sie dieselbe schnell abgehen."

Er blickte auf seine Uhr.

„Ich habe noch Zeit übrig," sprach er, „diese Zeit muß ich benützen, denn an diesem Tage, welcher den reichen Ehrenpreis des langen Ringens und Strebens meiner Vorfahren und meines Volkes bringt, darf ich

nicht versäumen und vergessen, was in jahrhundertelanger, ununterbrochener, gleichmäßiger Fortführung uns bis hieher gebracht hat — die Arbeit — die Arbeit, welche der Lebensberuf meines Volkes gewesen ist von seinem Thron herab bis zu seinen Hütten."

Er trat zu dem Schreibtisch, auf welchem, wie sonst die von Tage zu Tage zu erledigenden Sachen niedergelegt waren, und begann eine Nummer nach der andern genau durchzulesen, bald durch einen kurzen Namenszug die ihm unterbreiteten Vorschläge genehmigend, bald Bemerkungen und Fragen an den Rand notirend.

Plötzlich hielt er bei der Durchlesung eines der an ihn eingesandten Schriftstücke betroffen inne:

„Mein Gott," sagte er, „welch' eine wunderbare Fügung! Da wird mir der Befehl zur Neubedachung des Klosters Lehnin gerade heute vorgelegt! Dieser alte Abt von Lehnin, welcher in seinen lateinischen Versen den Schicksalslauf der Hohenzollern oft so treffend vorhergesagt, er hat ja auch Deutschlands Einigung prophezeit und dabei zugleich geschrieben, daß dann auch das Kloster Lehnin ein neues Dach erhalten werde. Wie seltsam, wie wunderbar, daß am heutigen Tage, während sich Alles schon zum Kaiserfest versammelt, diese Verfügung mir vorgelegt wird!"

Und leise flüsternd citirte er die Worte der lehniner Weissagung:

> «Et pastor habebit gregem
> Et Germania regem.»

„Nun,“ rief er dann, „wie ich heute die Bedachung des alten Klosters befehle, so möge das Dach, welches an diesem Tage über Deutschland errichtet wird, fest gefügt sein und dem großen Vaterland Schutz und Schirm gewähren gegen alle Stürme und Wetter der Zukunft.“

Und mit kräftigen Zügen setzte er seinen Namen unter das vor ihm liegende Schriftstück.

Der Kammerdiener trat aus der Thür, welche zum Schlafzimmer des Königs führte, und sprach:

„Wenn Eure Majestät die Gnade haben wollen — es wird Zeit sein, Allerhöchstihre Toilette zu machen.“

„Die Uniform des ersten Garderegiments,“ befahl der König aufstehend, — „das Band vom schwarzen Adlerorden und alle Kriegsorden und Denkmünzen — aber nur die Kriegsorden.“

Der Kammerdiener ging hinaus.

„Die Tapferkeit m e i n e s kriegstüchtigen Volks hat mich hieher geführt,“ sprach der König, „die d e u t s c h e Armee umgibt mich; als des deutschen Volkes oberster Kriegsherr soll der Kaiser an die Spitze der deutschen

Fürsten treten. Darum passen für diesen Tag nur die Ehrenzeichen, welche ich als Feldherr meiner siegreichen Heere trage."

Er stand noch einen Augenblick schweigend da, faltete die Hände und schien im leisen, stillen Gebet mit Gott zu sprechen.

Dann folgte er dem Kammerdiener in sein Schlafzimmer.

*

Wagen auf Wagen rollten in den Ehrenhof des Schlosses von Versailles, von dessen Mittelbau an der Stelle der sonst dort aufgezogenen weißen Fahne mit dem rothen Kreuz heute die purpurne Standarte der Könige von Preußen mit dem eisernen Kreuz in der Mitte und den schwarzen Adlern in den vier Feldern herabwehte.

Die Fürsten und die Offiziere aller Grade und Waffengattungen versammelten sich zu der großartigen und einzigen Feier der Proklamation des deutschen Kaisers in dem alten Königssitz des besiegten Frankreichs.

Auf der großen Treppe am linken Schloßflügel stieg man zu den Gemächern des großen Königs empor, dessen Sinnbild die Sonne war, die Sonne, vor welcher der Adler der Hohenzollern, seiner Devise getreu, seinen Flug nicht gesenkt hatte. Die preußischen und deutschen Offi=

ziere, die dekorirten Mannschaften und die Fahnenträger begaben sich nach der prachtvollen galerie des glaces, diesem riesigen Raum, welcher die höchste Pracht des altfranzösischen Hofs gesehen, aber in welchem gewiß niemals ein gewaltigeres historisches Ereigniß sich abgespielt hatte, als heute. Wunderbar kontrastirte diese Versammlung, welche die Blüte der Waffenkraft Deutschlands repräsentirte, mit der Dekoration des Saales.

Der mächtige Raum, in welchem einst Ludwig XIV. den Dogen von Genua vor sich knieen sah, ist hoch gewölbt und empfängt sein Licht durch siebenzehn große Fenster, welche vom Boden bis zur Decke aufsteigen und nach der Gartenterrasse hinausgehen. Jedem Fenster entspricht an der gegenüberstehenden Wand eine mit riesigen Spiegeln ausgelegte Nische. Die Wände zwischen den Fenstern und Nischen sind mit braungelblichem, weißgeädertem Marmor bekleidet; in den Fensternischen selbst sieht man Mosaike von schwarzem, weißem und rothem Marmor. Die Ornamente der Thüren und der Schmuck der oberen Theile der Wände sind reich vergoldet, und Plastik und Malerei haben in reichster Fülle zum Schmuck des Saales und seines Gewölbes beigetragen.

Das Auge kann alle diese Reliefs, theils aus blauem Gestein auf goldenem Grund geschnitten, alle diese Trophäen und Waffenschilder kaum fassen. Es ist ein Ueber=

maß von Pracht und Reichthum, aber nicht erdrückend und überladen, weil Alles dennoch im edelsten Styl gehalten ist. Deutlicher treten unter allem diesem Schmuck die sieben großen und acht kleineren Deckengemälde hervor, sowie die beiden Gemälde innerhalb der runden Wölbungen über der Ein- und Ausgangsthür. Alle diese Bilder stellen die Siegesherrlichkeit Ludwig XIV. vor mit den jener Kunstperiode eigenthümlichen Allegorieen. Am bedeutungsvollsten tritt unter denselben hervor des Königs siegreicher Uebergang über den Rhein, ein Gemälde, auf welchem Ludwig XIV., umgeben von allen Gottheiten des Olymps, erscheint, während finstere Titanengestalten zu seinen Füßen sich vergebens bemühen, sich seinem Siegeslauf entgegenzustellen.

Und unter diesem Bilde versammelten sich im schimmernden Waffenschmuck die Vertreter der deutschen Heere, um den König von Preußen zum deutschen Kaiser auszurufen, den König von Preußen, den jener stolze Ludwig, der mit dem ruhig siegesgewissen Lächeln aus dem Bilde herabsah, einst kaum als seinesgleichen anerkennen wollte.

An dem Mittelpfeiler der nach dem Garten gehenden Langseite des Saales war ein Altar errichtet, den eine rothe Decke mit dem Zeichen des eisernen Kreuzes bekleidete.

Vor diesem Altar stand die Geistlichkeit im Ornat.

In der Mitte der Hof- und Garnisonsprediger Rogge, um ihn her die Divisionsprediger Abel und Richter, der Oberpfarrer für die Lazarethe der dritten Armee Rettich, der Konsistorialrath Lehmann, der Konsistorialrath Reitzenstein und der Divisionspfarrer Hosemann.

Unmittelbar neben dem Altar stand die Regimentsmusik der Königsgrenadiere, des siebenundvierzigsten und achtundfünfzigsten Infanterieregiments, sowie ein aus den Mannschaften derselben Regimenter gebildeter Sängerchor.

Rechts und links von dem Altar waren die Truppen aufgestellt, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten.

Auf der andern Langseite des Saales standen die Offiziere, so jedoch, daß ein weiter Raum unmittelbar dem Altar gegenüber frei blieb. An der schmalen Seite des Saales, dem Eingang gegenüber, war eine Estrade errichtet, auf welcher die Fahnenträger mit den Fahnen standen, und sechsundfünfzig Fahnen der verschiedenen Korps entrollten sich hier, um den Kaiser zu grüßen, der sie siegreich dem Feind entgegengeführt hatte. Die Thür und die Wand hinter dieser Estrade waren mit einem großen Sammetvorhang von tiefrother Farbe überzogen, und dieser bildete einen prachtvollen, malerischen Hintergrund für die aufgerollten Feld- und Ehrenzeichen der Armee. Am Fuß der Estrade sowie an den Eingängen

zur Galerie hielten Gardes du Corps mit gezogenem Pallasch Wache.

Vor der linken Seite der Aufstellung der Offiziere hatte der Bundeskanzler Graf Bismarck, welcher an diesem Tage zum Generallieutenant ernannt war, seinen Platz genommen. Er trug nicht wie sonst den weißen Waffenrock des siebenten Magdeburgischen Kürassierregiments mit dem gelben Kragen, sondern die große Generallieutenantsuniform mit dem Orangeband des schwarzen Adlerordens und dazu die sonst bei dieser Uniform nicht gebräuchlichen hohen Reiterstiefel. Der Graf blickte ernst, aber stolzen und leuchtenden Blickes über diese Versammlung hin, welche das herrliche Endziel seiner jahrelangen mühe- und sorgenvollen Arbeiten bildete.

Neben ihm stand der Minister des königlichen Hauses Freiherr von Schleinitz. Rechts standen der Staatsminister Delbrück, der wirkliche Geheime Legationsrath Abeken, dann der General Moltke und die übrigen anwesenden Generale mit dem englischen Militärbevollmächtigten General Walker, dem russischen Militärbevollmächtigten von Guern und dem englischen Abgesandten im Hauptquartier Odo Russel.

Während diese ganze Versammlung sich in leise flüsterndem Ton unterhielt und die Blicke der sämmtlichen von den Truppen hieher kommandirten Offiziere

sich mit dem höchsten Interesse auf die charakteristischen Persönlichkeiten des Bundeskanzlers und des Generals von Moltke, sowie auf die übrigen hervorragenderen Generale des Hauptquartiers richteten, war der Kronprinz in Begleitung seiner Adjutanten und seines Generalstabschefs, des Generallieutenants von Blumenthal, herangefahren. Vor dem Wagen des Kronprinzen ritten die zum Hauptquartier kommandirten Feldgendarmen — Preußen, Bayern, Württemberger und Badenser — und ein Zug vom zweiten schlesischen Dragonerregiment Nummer acht. Der Kronprinz fuhr an dem östlichen Eingang an dem escalier des Princes an, vor welchem auf dem Schloßhof eine Kompagnie des Königs-Grenadierregiments mit der Fahne als Ehrenwache aufgestellt war.

Hier befanden sich bereits die Prinzen Karl und Adalbert von Preußen, der Letztere in der großen Admiralsuniform, der Kronprinz von Sachsen, die Großherzoge von Weimar und Oldenburg, die Herzoge von Koburg, Meiningen und Altenburg, der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, die Prinzen Luitpold, Otto und Leopold von Bayern, der Prinz Georg von Sachsen, die Prinzen Wilhelm und August von Württemberg, der Herzog Eugen von Württemberg und sein Sohn gleichen Namens, der Erbprinz von Hohenzollern, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Augustenburg, die Fürsten

von Wied, von Putbus, von Lynar und von Pleß, die Prinzen von Reuß, Croy und Biron von Kurland; auch der Bundeskanzler, der Minister von Schleinitz und die Generale hatten bei der Ankunft des Kronprinzen sich hieher begeben, während im Saal der Major Dresow bei der Fahnenaufstellung und die Hofmarschälle und der Kommandant von Versailles, General von Voigts-Rheetz, unter den übrigen Versammelten für die Aufrechthaltung der vorgeschriebenen Ordnung der Ceremonie Sorge trugen.

Punkt zwölf Uhr fuhr der König an der Treppe der Prinzen vor, schritt die Front der Ehrenwache ab und begab sich dann mit den Prinzen, Fürsten, Generalen und Ministern in die Chambres de la Reine, welche an die große Spiegelgalerie anstoßen. Der König begrüßte die Fürsten einzeln mit freundlicher Herzlichkeit, ohne jedoch eine Unterhaltung zu beginnen, nur dem Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin drückte er sein inniges Bedauern aus, dessen Vater hier zu vermissen, der in rühmlichster Thätigkeit auf seinem militärischen Kommando abwesend war. Vor dem Prinzen Leopold von Bayern, einem jungen blühenden Mann in der Hauptmannsuniform der Artillerie, blieb der König stehen, und indem er leicht mit der Hand auf das Ritterkreuz des Militär-Max-Joseph-Ordens deutete, das der Prinz

auf seiner Brust trug, sagte er mit dem Ausdruck innigen Wohlwollens:

„Ich wünsche Eurer königlichen Hoheit von Herzen Glück zu dieser Dekoration, wozu ich noch keine Gelegenheit fand. Sie sind seit langer Zeit der erste königliche Prinz, der sich diesen Orden erwarb, bei dem kein Rang und Stand, sondern nur das Verdienst gilt. Ich weiß, was es heißt," sagte er, „die erste militärische Auszeichnung zu erhalten, es ist zwar schon lange her, aber ich werde jene Zeit niemals vergessen."

Sein Blick streifte herab über die auf seiner Brust hängenden Zeichen des eisernen Kreuzes und des russischen Georgenordens, und einige Sekunden schien sein Geist sich in ernst wehmüthige Erinnerungen zu tauchen. Dann schüttelte er noch einmal dem jungen Prinzen kräftig die Hand, der ganz strahlend und glücklich dastand, und wandte sich zu dem nächsten der Fürsten.

Bald erschien der Hofmarschall Graf Pückler in der großen Generallieutenantsuniform und meldete Seiner Majestät, daß Alles zum Beginn der Feier bereit sei.

Unter Vortritt der Hofmarschälle Grafen Pückler und Perponcher begab sich der König in den Spiegelsaal, während der Kronprinz, die Fürsten, Minister und Generale ihm folgten. Mit einem raschen Blick umfaßte der König die ganze Versammlung und schritt dann zu

dem leeren Raum dem Altar gegenüber. Die Fürsten stellten sich um ihn her, die Minister und Generale begaben sich an ihre Plätze.

Beim Eintritt des Königs begann der Sängerchor das Lied „Jauchzet dem Herrn alle Welt“ zu singen und es war wohl kein Herz in dieser großen Versammlung, in welchem die Töne dieses Lob- und Jubelliedes nicht mächtigen Wiederhall gefunden hätten.

Als die Töne des Liedes verklungen waren, trat der Kronprinz einen Schritt vor und kommandirte mit lauter, weithin durch den großen Saal schallender Stimme:

„Helm ab zum Gebet!“

Unmittelbar darauf begann der Gottesdienst mit dem Liede der Gemeinde — einer Gemeinde, wie sie wohl selten auf Erden wieder sich zu gemeinsamer Andacht versammeln möchte — „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gott“.

Nach Beendigung des Liedes hielt der Divisionsprediger Rogge seine Rede über den einundzwanzigsten Psalm und wies in kräftigen Worten darauf hin, daß hier in diesem Saal für Jeden, der Gottes Fügungen in der Geschichte verfolge, von allen Wänden das flammende Mene Tekel in deutlichen Zeichen rede. Hier hätten die Könige Frankreichs in hochmüthiger Selbstvergötterung residirt und manche Pläne zur Erniedrigung

Deutschlands gefaßt, und hier in diesem Saale vollziehe sich jetzt in dieser großen Stunde, die alle Schmach sühne, welche hier ersonnen und von hier ausgegangen sei, die Wiedergeburt des deutschen Reichs, und der neue Kaiser des deutschen Vaterlandes habe in dem einfachen schwarzen Kreuzeszeichen, das diesen Altar ziere, seine Ueberzeugung von der ewigen Wahrheit ausgedrückt, welche in dem Worte liege, das hier fast unwillkürlich aus allen Herzen aufsteige: „Gott in der Höhe allein die Ehre". Ein kurzes, kräftiges Gebet folgte dieser schlichten und ergreifenden Rede und dann erklang von dem Musik- und Sängerchor intonirt und von allen Anwesenden begeistert mitgesungen das alte herrliche Lied Martin Ringhardt's:

„Nun danket Alle Gott mit Herzen, Mund und Händen".

Nachdem der Gottesdienst beendet war, stand der König noch einige Augenblicke mit gefalteten Händen stumm da. Dann blickte er nach den aufgestellten Fahnen hinüber und begab sich, von den Fürsten gefolgt, zu der Estrade an der schmalen Seite des Saales. Vor der Estrade blieb er stehen und befahl den Fahnenträgern — was auf dem schmalen Raum nicht ganz leicht war — ganz zurück an die Wand zu treten, um die Estrade so viel als möglich frei zu machen. Dann wandte er sich zu dem Großherzog von Baden und ersuchte denselben,

auf die Estrade zu treten. Als der Großherzog einen Augenblick zögerte, wiederholte der König seine Bitte in bestimmter Weise und ersuchte darauf auch die sämmtlichen übrigen deutschen Fürsten, auf die Estrade zu steigen. Als dieß geschehen war, stieg er ebenfalls mit dem Kronprinzen und den Prinzen Karl und Adalbert auf die Erhöhung. Hier wandte er sich noch einmal zu den Fahnen zurück und rief die Fahnenträger der drei Fahnen des ersten Garderegiments zu Fuß, der Fahne des Garde-Landwehr-bataillons und der drei Fahnen seines Grenadierregiments heran.

„Mit diesen drei Truppentheilen," sagte er zu den umstehenden Fürsten, „habe ich schon seit den Jahren 1807, 1816 und 1817 in unmittelbarer Beziehung gestanden, diese Fahnen sollen deßhalb auch heute unmittelbar neben mir stehen."

Dann sprach er mit lauter, kräftiger Stimme:

„Durchlauchtigste Fürsten und Bundesgenossen!

In Gemeinschaft mit der Gesammtheit der deutschen Fürsten und freien Städte haben Sie sich der von des Königs von Bayern Majestät an mich gerichteten Aufforderung angeschlossen, mit Wiederherstellung des deutschen Reiches die deutsche Kaiserwürde für mich und meine Nachfolger an die Krone Preußen zu übernehmen. Ich habe Ihnen, durchlauchtigste Fürsten, und meinen andern

hohen Bundesgenossen bereits schriftlich meinen Dank für das mir kundgegebene Vertrauen und meinen Entschluß ausgesprochen, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Diesen Entschluß habe ich gefaßt in der Hoffnung, daß es mir unter Gottes Beistand gelingen werde, die mit der kaiserlichen Würde verbundenen Pflichten zum Segen Deutschlands zu erfüllen. Dem deutschen Volke gebe ich meinen Entschluß durch eine heute von mir erlassene Proklamation kund, zu deren Verlesung ich meinen Kanzler auffordere."

Unmittelbar darauf trat der Bundeskanzler Graf Bismarck an die Estrade heran, erhob mit der linken Hand das hoch bedeutungsvolle historische Dokument, durch welches das große Ereigniß dieses Tages dem deutschen Volk kundgegeben wurde, und verlas, indem er zugleich seinen Helm am Riemen mit dem Papier in der Hand hielt, mit lauter, den ganzen Saal metallisch durchklingender Stimme, die Kaiserproklamation, diese frohe Botschaft des neu geeinten, großen und mächtigen Deutschlands.

Er schwieg und trat, gegen den Kaiser sich tief verneigend, zurück.

Einen Augenblick herrschte lautlose Stille in dem weiten, dicht gefüllten Raum. Dann trat der Großherzog von Baden an den Rand der Estrade vor, schwang den

Helm hoch empor und rief mit einer vor Rührung und Begeisterung zitternden Stimme: „Seine Majestät der König Wilhelm, der Kaiser von Deutschland, lebe hoch!“

Da brach die jubelnde Begeisterung von allen Seiten aus, alle Hände reckten sich empor, alle Helme hoben sich in die Luft, die Waffen rasselten, und donnernd und brausend schallte es von den Wänden und Wölbungen des Saales wieder:

„Es lebe der König Wilhelm, der deutsche Kaiser!“

Kein Stolz, keine selbstbewußte Erhebung zeigte sich auf dem Gesicht des Königs. Mit ernstem, fast demüthigem Ausdruck richtete er die Augen aufwärts und neigte sich dann dankend für den jubelnden Gruß, darauf umarmte er den Kronprinzen und hielt ihn lange und innig gegen seine Brust gedrückt. Ebenso umarmte er seinen Bruder und die verwandten Fürsten und trat dann von der Estrade herab, um, abermals gefolgt von den Fürsten, Ministern und Generalen, langsam die freie Mitte des Saales durchschreitend, durch eine dichte Reihe von Trägern des eisernen Kreuzes sich zum Ausgang zu begeben.

In der Salle de la paix begrüßten ihn die frischen, kräftigen Klänge des Hohenfriedberger Marsches, unter denen der große Friedrich einst die preußischen Fahnen zum Siege geführt, und während der König vorüber=

schritt, gingen diese Töne in das „Heil Dir im Siegerkranz“ über, mit welchem die Armee und das Volk von Preußen seinen Herrscher bei allen großen Gelegenheiten begrüßt und welches auch heute an diesem herrlichen kaiserlichen Ehrentage seinen Platz in der Feier haben mußte.

Ernst und bewegt verabschiedete sich der König kurz von den ihn begleitenden Fürsten und Prinzen, stieg schnell in seinen Wagen und fuhr nach der Präfektur zurück.

Eine Stunde später trat der Geheime Hofrath Schneider in das Kabinet des Königs.

„Eure Majestät haben befohlen,“ sagte der Geheime Hofrath.

Der König, welcher wieder den bequemen Uniform-Ueberrock angelegt hatte, fragte halb ernst, halb lächelnd:

„Nun, Schneider, was sagen Sie?“

„Ich sage, Majestät,“ erwiederte der Hofrath, auf dessen Gesicht eine außergewöhnliche Bewegung sichtbar war, — „ich sage, daß ich sehr glücklich und Gott dankbar bin, daß es mir vergönnt war, den heutigen Tag zu erleben und mitzuleben. Eine solche Versammlung, wie die heutige, und eine solche Proklamation thut meinem alten Herzen wohl; — den Kaiser zu sehen in der Mitte einer Vertretung aller Korps der Armee, den Kanzler in

der Generallieutenantsuniform, das ist eine Art von Parlamentarismus, den ich verstehe, dabei gibt es keine Abstimmung, keine Majoritäten, Alles ist Ordnung und Pünktlichkeit."

„Glauben Sie," fragte der König, immer lächelnd, „daß Preußen aufhören wird, weil sein König deutscher Kaiser geworden ist?"

„Nein, Majestät," rief der Hofrath, „das glaube ich nicht — das glaube ich nun gewiß nicht mehr. Ich hoffe, daß die gute alte preußische Art lebendig und kräftig das deutsche Reich durchdringen wird, wie der brandenburgische Geist das Königreich Preußen groß gemacht hat."

„Das glaube ich auch," sagte der König ernst, „das weiß ich — dazu wird Gott seinen Segen geben — wenn das neue Kaiserthum im rechten Geist gehandhabt wird, wenn die Rechte der Fürsten und der Stämme geachtet werden, wenn die Kaiser immer die Führer Deutschlands bleiben und niemals seine Herren werden wollen. Haben Sie wohl bemerkt?" sagte er dann — „sie hatten eine Estrade errichtet, um mich unter den Uebrigen zu erhöhen — sie hatten ein Haut-pas errichten wollen dem Altar gegenüber — aber das hatte ich verboten. Da haben sie nun die Fahnen auf die Estrade gestellt, weil sie wohl wußten, wo meine Fahnen

sind, da gehe ich auch hin — ich habe das wohl gemerkt — aber ich habe alle Fürsten vor mir auf die Estrade steigen lassen — ich will wohl der Erste unter ihnen sein, aber mich nicht über sie stellen — so werden sie hoffentlich Alle Vertrauen und Liebe zu mir gewinnen und behalten!“

„Ich habe nur den einen Wunsch, Majestät,“ sagte der Hofrath, — „daß das ganze Deutschland diese Worte seines Kaisers hören könnte.“

„Worte sind nichts, Schneider,“ sagte der König, „ich hoffe, sie werden aus meinen Thaten meinen Sinn erkennen.“

„Die Welt ist schon lange gewöhnt, Majestät,“ erwiederte der Geheime Hofrath, „daß Preußen in Thaten spricht, — und wenn sie auch oft schwerhörig sich anstellte, — schließlich hat sie doch immer verstehen müssen.“

„Der alte Abt von Lehnin hat doch Recht gehabt,“ sagte der König sinnend, — „Sie sprachen neulich von seiner Prophezeiung, — denken Sie, daß ich heute Morgen den Befehl unterzeichnet habe, dem Kloster Lehnin ein neues Dach zu geben!“ —

«Priscaque Lehnini
Surgent et tecta Chorini.»

„Wunderbar merkwürdig!“ rief der Geheime Hofrath betroffen, — dann zuckte ein feines Lächeln um seine

Lippen und er sprach, indem er mit den Augen blinzelnd zum König emporblickte:

„Der alte geistliche Herr hat Recht gehabt, — ich weiß aber Jemand, der auch Recht hat und sich heute die Hände reibt!"

„Und das ist?" fragte der König.

„Wilhelm Schultze, Majestät," erwiederte der Hofrath, — „der alte ehrliche Wilhelm Schultze, den sie mir jetzt zum Kutschke modernisiren, — er hat glänzend Recht behalten, — denn, Majestät, — ihren Soufflet haben sie bekommen, ‚Na — und feste'!"

Der König lachte herzlich.

Der Flügeladjutant meldete Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen.

Rasch trat der Sieger von Wörth, der fürstliche Feldmarschall, ein und eilte in die weit geöffneten Arme seines Vaters, während der Geheime Hofrath still und leise das Zimmer verließ.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Raoul Rigault war am Abend, an welchem die Kaiserin Eugenie das Schloß der Tuilerieen, diese Stätte so vielen Glücks und Glanzes und so vieler Thränen und herzzerschneidenden Jammers, verlassen hatte, mit der Marchesa Pallanzoni nach ihrer Wohnung an dem Platz der Kirche St. Augustin gefahren.

Die junge Frau hatte ihm bei dem Aussteigen aus dem Coupé ihren Arm gereicht und er hatte sie schweigend die Treppe hinauf nach ihrer Wohnung geführt. Die Lakaien und der Kammerdiener waren aus dem Vorzimmer verschwunden, — eine Kammerfrau in mittleren Jahren, von einfacher Erscheinung, aber mit einem Gesichtsausdruck, der auf ein in allen Regionen der Gesellschaft vielbewegtes Leben schließen ließ, öffnete die Thür des Vorzimmers und musterte mit einem forschenden und verwunderten Blick diesen ihr unbekannten jungen Mann, dessen zweifelhafte Eleganz so wenig zu der

Haltung und Erscheinung der gewöhnlichen Besuche ihrer Herrin paßte.

Raoul Rigault nickte ihr, ohne durch diesen Blick beirrt zu werden, sein Monocle in's Auge werfend, mit einer herablassenden Gönnermiene zu und folgte der Marchesa in den Salon, in welchem zwar nicht mehr jener Reichthum höchster und vornehmster Eleganz herrschte wie zur Zeit, als der Lieutenant von Wendenstein hier im Rausch betäubenden Entzückens Alles um sich her vergaß, — der aber doch wieder mit so vielen Gegenständen des Luxus und Comforts ausgestattet war, daß der an die Höhen des Lebens nicht gewöhnte Agitator der Vorstadtdemokratie nur mit Mühe seine Verwunderung über so viel Reiz und Behaglichkeit unterdrückte und den Ausdruck gleichgültiger Blasirtheit auf seinem Gesicht festhielt.

Die Marchesa zog sich einen Augenblick in ihr Boudoir zurück, um Hut und Mantel abzulegen, — dann kehrte sie, nur um so viel schöner in einem einfachen Kostüm von violetter Seide, das die zarten Farben ihres Gesichts noch reizender hervorhob, zurück und sagte, indem sie sich auf einen kleinen Lehnstuhl im Licht einer mit rosenrothem Schleier überhängten Lampe niederließ:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie die Güte gehabt haben, mich aus einer so peinlichen Situation zu

befreien und hieher in Sicherheit zu bringen, — Sie haben mir dadurch einen wahren Freundschaftsdienst erwiesen," fügte sie mit einem reizenden Lächeln und einem bezaubernden Augenaufschlag hinzu, — „den ich stets als solchen anerkennen und bei jeder Gelegenheit erwiedern werde."

Raoul Rigault sah einen Augenblick voll Bewunderung diese so wunderbar schöne Frau an, die so weit von den weiblichen Erscheinungen abstach, an die er gewöhnt war, und erwiederte dann, indem er sich ihr gegenüber setzte, in einem Ton, der ernster war als seine gewöhnliche Ausdrucksweise und aus dem selbst eine gewisse Befangenheit hervorklang:

„Der Dienst, Madame, Sie von jenen albernen Thoren befreit zu haben, welche den schlechten Geschmack hatten, eine so reizende Blüte frischer Schönheit mit jener welkenden Kokette zu verwechseln, die man bis jetzt die Kaiserin von Frankreich nannte, — dieser Dienst ist klein und unbedeutend; — aber, Madame," fuhr er fort, indem er sein Monocle fallen ließ und sie mit seinen großen hervorstehenden Augen starr ansah, — „ich habe Ihnen ein größeres Opfer gebracht, — ein Opfer, das Sie kennen, — und das Sie anerkennen müssen."

„Ein Opfer?" fragte die Marchesa, indem sie ihn immer lächelnd und fragend ansah, — „und welches?"

„Ich habe Ihnen das Opfer gebracht, Madame,“ fuhr Raoul Rigault mit sich steigernder Sicherheit fort, — „Diejenige, mit welcher man Sie verwechselte und welche Sie erkannt haben, wie ich sie erkannte, entfliehen zu lassen. — Ich habe damit keine persönliche Rache geopfert,“ sagte er in gleichgültigem Ton, — „ich verachte diese ganze Bagage zu sehr, welche die Prätensionen der Monarchie hat und in ihrer Tyrannei nicht einmal großartig ist wie die alten Könige, — aber ich habe einen schnellern Fortschritt der Demokratie geopfert, — denn wenn man die Kaiserin ergriffen hätte, so wäre ein Ausbruch des demokratischen Volksgefühls erfolgt, — es hätte einen Prozeß gegeben, — eine Hinrichtung, — dafür hätte ich gesorgt —“ schaltete er mit einem kalten, entsetzlichen Lächeln ein, welches in seiner cynischen Ruhe so furchtbar war, daß es das Blut der Marchesa erstarren machte, — „und dann wären jene traurigen Männer des Geschwätzes und der Halbheiten, jene elenden Regenten der verkommenen Bourgeoisie in einem Augenblick hinweggefegt, — statt daß wir sie jetzt langsam sich aufreiben lassen müssen, — eine Entwicklung, die zwar ebenso zum Ziel führt, — aber doch noch möglicherweise durch irgend ein unerwartetes Ereigniß unterbrochen und gehemmt werden kann. Sie sehen also, Madame,“ sagte er, mit einem glühenden Blick über ihre in den Lehnstuhl

zurückgebeugte Gestalt, — „Sie sehen, daß ich Ihnen und Ihrer Bitte für die Kaiserin, — einer Laune, die ich nicht verstehe, — einen glänzenden und schnellen Sieg geopfert habe, einen Sieg des Prinzips der rothen Republik, welche, nachdem sie den goldblonden Kopf dieser Kaiserin genommen hätte, alles andere vergiftete Blut der Gesellschaft in vollen Strömen weggegossen haben würde, — und für diesen Sieg, den ich Ihnen widerstandslos geopfert, verlange ich einen andern schnellen und widerstandslosen Sieg!“

Die Marchesa erbebte bei diesen Worten, welche mit dem rauhen Ton einer wilden, unversöhnlichen Entschlossenheit gesprochen waren, — aber sie unterdrückte diese Empfindung und fragte mit einem verwunderten Blick voll naiver Koketterie:

„Und zu welchem Siege könnte ich Ihnen helfen, mein Herr, — Ihnen, — der auf so große Siege mit so stolzer Sicherheit rechnet,“ fügte sie mit einem Anklang leichter Ironie hinzu.

„Zu dem Siege, Madame,“ rief Raoul Rigault, indem er schnell aufstehend mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen vor sie hintrat, — „zu dem Siege über diese Schönheit, — über diese Reize, die sich vor mir entfalten, — über den Stolz, welcher über diesen Reiz thront und bis jetzt glaubte, mich zurückweisen zu dürfen!“

„Und wenn ich,“ fragte die Marchesa, indem sie unwillkürlich das Auge niederschlug und mit Mühe den leichten Ton heiterer Konversation festhielt, — „wenn ich nun nicht geneigt wäre, so schnellem, widerstandslosem Siege die Palme zu reichen? — wenn ich —“

„Dann, Madame,“ fiel Raoul Rigault kalt und schneidend ein, „bitte ich Sie, sich zu erinnern, daß Diejenige, welche ich auf Ihre Bitte entfliehen ließ, noch nicht weit von Paris ist, daß es ein Leichtes ist, die Geister der Rache auf ihre Fährte zu senden und ihr das Schicksal zu bereiten, das Marie Antoinette in Varennes ereilte, — mehr noch,“ fuhr er, die Arme kreuzend, fort, indem er sie so scharf und durchbohrend ansah, daß sie, wie gebannt von diesem Blick, die Augen zu ihm emporhob, — „ein Wort von mir würde genügen, um dem Volk von Paris zu sagen, daß eine gewisse schöne und elegante Dame, indem sie einen Augenblick den Verdacht auf sich ablenkte, die Flucht der Kaiserin unterstützt und gedeckt habe, — der brüllende Schrei des Volks, — des Volks von Belleville, Madame, und von St. Antoine, würde die Mitverschworene der Kaiserin als Opfer fordern, — und glauben Sie, Madame, daß die Herren Trochu und Jules Favre dem brüllenden Volke sein Opfer verweigern würden, — wäre dieß Opfer auch die so schöne und so anmuthige Marchesa Pallanzoni?“

Die junge Frau sank in sich zusammen und angstvoll bittend sah sie zu dem jungen Menschen empor, der ihr bis jetzt so fade und unbedeutend erschienen war und der plötzlich vor ihr stand wie ein Dämon der Tiefe, der, von den Flammen des Abgrunds umlodert, ihr die Gesetze des Siegers vorschrieb.

Raoul Rigault weidete sich einen Augenblick an der niederschmetternden Wirkung seiner Worte, — dann verschwand der Ausdruck kalten, grausamen Hohnes von seinem Gesicht und in seinem gewöhnlichen Ton sprach er:

„Doch das wird nicht geschehen, Madame, — diese Schönheit und dieser Reiz werden nicht vernichtet werden, — Sie haben zu viel Geist, um das zu wollen, — ich gehöre," fuhr er, selbstzufrieden lächelnd, fort, — „ein wenig zu jener Macht, welche die Gläubigen die Hölle nennen, und Sie wissen, daß man, um die Dienste dieser Macht zu gewinnen, sich selbst und seine Seele als Preis geben muß, daß dann aber auch die höllischen Geister sehr gute und sehr treue Dienste leisten. — Und dann, Madame," sagte er, einen Stuhl neben sie heranziehend und ihre Hand ergreifend, die sie ihm widerstandslos überließ, — „dann aber auch ist es unmöglich, daß wir uns nicht verstehen sollten, — ich kenne Sie, — ich habe Sie beobachtet, mich täuscht der äußere Schein nicht; —

obgleich Sie wie ein schimmernder Schmetterling über der Gesellschaft schwebten, deren schnelle Auflösung jetzt beginnt, während ich in der dunklen Tiefe ihre absterbenden Wurzeln zerstörte, — dennoch gehören wir Beide nicht zu jener Gesellschaft, welche Sie auszubeuten verstanden, während ich an ihrer Vernichtung arbeitete, — diese Gesellschaft war ihre Feindin wie die meinige und wir gehören zusammen; gemeinsam wollen wir uns freuen an dem Einsturz dieses so stolzen und so schimmernden Gebäudes, dessen Pforten uns von jämmerlichen Zwergen, die nicht an uns heranreichen, verschlossen wurden. Sie waren das Spielzeug elender Schwächlinge, — an meiner Hand werden Sie hoch über der in Blut und Flammen versinkenden Gesellschaft dastehen, — eine Königin der Vernichtung, — eine Göttin der Rache und des Schreckens!"

Er drückte seine Lippen in glühendem Kuß auf ihre Hand und die Marchesa fühlte sich wundersam durchschauert von einem fast zur Bewunderung gesteigerten Gefühl der Furcht und des Entsetzens. Auch empfand sie die Verwandtschaft des Hasses gegen die Gesellschaft, welche sie mit diesem Mann verband, der sich plötzlich in so drohender Höhe vor ihr aufrichtete, und unterjocht unter diesen unbeugsamen Willen, verwirrt und bewegt, wie sie es seit lange nicht gewesen war, lehnte sie ihren

Kopf an die Schulter Raoul Rigault's, der sie schnell in seine Arme schloß und ihren Mund mit heißen Küssen bedeckte.

„So ist unser Bund geschlossen," sagte er dann, — „und um so eifriger werde ich daran arbeiten, in diesen schönen Augen die Flammen der Tyrannenpaläste wiederleuchten zu lassen und auf einen Wink dieser zarten Hand die Köpfe der früheren Herren aller Lebensgenüsse zu den Füßen meiner Freundin hinzurollen.

„Doch," sagte er dann, „man lebt nicht von der Liebe und die Zeit meiner Herrschaft über die Schätze des Genusses ist noch nicht da, — Du hattest den alten Marquis von Liancourt, der für die Ausgaben sorgte, — er ist aus Paris geflohen, — sein Instinkt sagte ihm, daß seine Welt hier zu Ende sei —"

„Er ist nicht fortgegangen," sagte die Marchesa in einem Ton, welcher der cynischen Weise Raoul Rigault's abgelauscht zu sein schien, „ohne zu hinterlassen, was ich für eine längere Zeit bedarf, — doch fand er es für besser, mich nicht mitzunehmen; — wenn —"

Raoul Rigault ließ sie nicht ausreden, mit einer stolz abwehrenden Handbewegung sagte er:

„Ich bedarf nichts — und wünsche nur, Dein Herr zu sein, — Dein Herr, den Du liebst, weil Du zu ihm aufblickst."

Die Marchesa erhob sich und trug ihrer Kammerfrau die Sorge für das Souper auf.

Bald war ein kleiner Tisch mit einigen kalten Delikatessen bedeckt, dunkler Bordeauxwein und goldgelber Madeira schimmerte aus geschliffenen Krystallkaraffen und die Marchesa setzte sich mit dem jungen Agitator der rothen Republik, mit diesem Stutzer der Kneipen und Vorstädte, zu dem Mahl nieder, das für ihn einen um so berauschendern Reiz hatte durch die Neuheit aller ihm bisher unbekannten Genüsse, — in demselben Boudoir, in welchem einst der Lieutenant von Wendenstein über das zerbrochene Bild Helenens hin zu den Füßen des alle seine Sinne bestrickenden und beherrschenden Weibes niedergestürzt war.

*

Am andern Morgen war Herr Charles Lenoir bei der Marchesa erschienen.

„Nun,“ sagte er, indem er sich in seiner gewohnten plumpen Weise auf einen Sessel im Salon der jungen Frau warf, welche in einem weiten weißen Negligéüberrock träumerischen Blickes auf ihrem Ruhebett ausgestreckt lag, — „nun, meine liebe Toni, — ich sehe mit Vergnügen, daß Du Dir Mühe gibst, den guten Rath zu befolgen, den ich Dir ertheile. Du bist damals, wie ich es Dir empfahl, zu der Soirée von Mademoiselle Cora

gegangen, — und hast es nicht zu bereuen gehabt, — der alte Marquis, den Du dort gefunden und an die Kette Deiner ewig frischen Reize geschmiedet, hat Deinen Salon wieder ganz hübsch ausgestattet, und wenn er auch nicht solche Goldquellen öffnen konnte, wie vormals der Herr Graf von Rivero, so haben wir doch keinen Mangel gelitten, und er nahm wenigstens nicht jenen salomonischen Ton an, den der Herr Graf so liebte und der für ein empfindliches Gefühl unerträglich war. — Und nun hast Du auch den zweiten Rath, den ich Dir damals gab," fuhr er mit einem stechenden Seitenblick fort, — „vortrefflich befolgt, — freilich ohne mit mir noch einmal darüber zu sprechen, — was nicht hübsch und nicht klug von Dir war, — ich hätte Dir das besser arrangirt, — indeß es ist immer anerkennenswerth, daß Du meine Vorschläge annimmst, — ich habe mit Vergnügen erfahren," sagte er, sie starr ansehend, „daß Raoul Rigault gestern in Deinem Coupé mit Dir nach Hause gekommen ist."

Die junge Frau hatte fortwährend, anscheinend nur mit ihren Gedanken beschäftigt, dagelegen und schien Herrn Lenoir wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Bei seinen letzten Worten richtete sie langsam den Kopf auf und sah ihn aus ihren großen, etwas matt glänzenden Augen mit einer fast höhnischen Ueberlegenheit an.

„Herr Raoul Rigault ist gestern mit mir nach Hause gekommen," sagte sie ruhig und gleichgültig, — „Sie sind recht berichtet, — oder haben gut beobachtet."

„Und er ist vor einer Stunde wieder fortgegangen?" fragte Herr Lenoir.

Die Marchesa antwortete nicht.

„Gut, gut," sagte er weiter, — „das ist gleichgültig, — oder vielmehr, das ist vortrefflich, — denn wir werden jetzt schnell weiter kommen auf der Bahn, welche zur Herrschaft der Herren von der Internationale führt und dieser kleine Rigault wird eine große Rolle spielen, — durch ihn — —"

Er sann einen Augenblick nach, während die Marchesa, ohne den Kopf nach ihm zu wenden, ihn scharf beobachtete.

„Doch," sagte er dann, — „meine Mittel sind erschöpft, — ich weiß, daß der Herr Marquis Deine Kassen gefüllt hat, — ich bin bescheiden, — wir müssen haushalten, denn man kann nicht wissen, was kommt —"

Die Marchesa war schnell aufgestanden und trat vor ihn hin.

„Ich muß Ihnen allerdings rathen, mein Herr, sehr bescheiden zu sein," sagte sie in hochmüthigem Ton, — „in jeder Weise bescheiden zu sein, — ich muß, wie Sie ganz richtig bemerkten, mit meinen Mitteln haushalten

und habe in der That keinen Grund, dieselben zu Ihren Gunsten einzuschränken."

Er sah sie groß an.

„Welche Sprache?" rief er, — „Du vergißt —"

„Ich vergesse durchaus nicht," erwiederte sie, — „daß Sie mir einige Dienste geleistet haben, die ich zwar sehr großmüthig bezahlt habe, — um derenwillen ich aber dennoch Sie auch jetzt nicht der Noth preisgeben will —"

„Oho," rief er aufspringend, — „ist es so gemeint, — ist das der Lohn für meine stete Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, — Ihnen, die ich vernichten kann —"

„Vor Allem verbiete ich Ihnen diesen Ton, mein Herr," rief sie mit der Miene einer Königin, die einen ihrer Diener zurechtweist, — „Sie sind weder in der Lage, mir fernere Dienste zu leisten, — noch mich zu vernichten, — wie Sie sich auszudrücken belieben, — die Welt, in welcher Sie mir hätten schaden können, existirt nicht mehr, und ich zweifle sehr, daß die Regierung, welche seit gestern Frankreich beherrscht, mit einem Mouchard des Kaiserreichs etwas zu thun haben möchte! Wohl aber," fuhr sie mit schneidendem Hohn fort, „möchte ein Wort des Herrn Rigault, dessen Bekanntschaft zu kultiviren Sie mir angerathen haben und der mich gewiß

gern von lästigen und zudringlichen Personen befreit, genügen, um den Agenten der kaiserlichen geheimen Polizei, Herrn Charles Lenoir, dem Volk von Paris zu bezeichnen und — ich, mein Herr, würde von diesem Augenblick an sehr wenig Vertrauen zu der Sicherheit Ihres kostbaren Lebens haben."

Herr Lenoir hatte die Marchesa zuerst mit wildem Trotz und grimmigem Haß angesehen, — dann hatte er tief nachdenkend den Kopf gesenkt und die Worte Derjenigen, welche einst seine Frau war, mußten ihm von einleuchtender und unwiderleglicher Wahrheit erschienen sein, denn als er den Blick wieder erhob, lag in dem Ausdruck desselben nichts als demüthige Ergebenheit, — langsam nahm er den Hut, den er bis jetzt auf dem Kopf behalten, ab und sprach mit vollkommen verändertem Ton:

„Sie werden mich nicht der Noth überlassen, — da ich Ihnen doch stets bereitwilligst zur Verfügung gestanden habe und Ihnen niemals Böses zufügte, — obgleich ich es gekonnt hätte, — und da ich doch auch jetzt noch Ihnen — und vielleicht auch Ihren Freunden — nützlich sein könnte," fügte er mit Betonung hinzu, — „meine Verbindungen reichen weit, — und ich bin auch heute noch in der Lage, viel zu sehen und zu erfahren."

„Sie haben es mir bewiesen," erwiederte die Marchesa, „indem Sie so schnell und genau von dem Besuche des Herrn Rigault bei mir unterrichtet waren, — und ich will Ihnen Gelegenheit geben, es mir noch öfter zu beweisen, — wobei Sie sich nicht schlecht stehen sollen, — jetzt wünsche ich allein zu sein, — Sie werden von Zeit zu Zeit nachfragen, ob ich Ihrer Dienste bedarf."

Sie öffnete die Kassette auf ihrem Schreibtisch und reichte ihm einige Goldstücke, welche er mit demüthiger Verbeugung empfing.

Dann verließ er ruhig und langsam das Zimmer.

„Sie ist oben, — ich bin unten," sprach er, die Treppe hinabsteigend, indem er die empfangenen Goldstücke zählte und in seine Tasche sinken ließ, — „ich muß mich beugen, — es wird sich ja wohl neben dieser jetzt so dünn fließenden Geldquelle noch eine andere, ergiebigere öffnen lassen, — diese Tugendhelden der neuen Regierung werden sehr schnell einsehen, daß es sich in Paris nicht regieren läßt, — wenn man nicht die Fäden auswirft, um die Tiefe zu messen, — das Rad des Glückes kann sich drehen und auch mich wieder hinaufführen, — und dann, meine theure Toni, wollen wir ein wenig Abrechnung halten über diese elenden fünf Napoleons, die Du mir heute so hochfahrend zugeworfen hast."

Er trat aus dem Hause und schloß sich einem Menschenschwarm an, der unter den Klängen der Marseillaise ein Bataillon der Nationalgarde begleitete, das zur Musterung vor dem General Trochu nach den Boulevards marschirte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die schweren Tage des Winters und der Belagerung waren über Paris hingegangen. Die Zeit der trügerischen Hoffnungen und der prahlerischen Proklamationen war verschwunden, um den Wochen der schmerzlichen Entbehrungen und bitteren Enttäuschungen Platz zu machen, während welchen den Parisern auf so harte und empfindliche Weise klar gemacht wurde, daß sie nicht unbesiegbar seien, und daß weder die in allen Theilen Frankreichs mit allerdings bewundernswerther Thatkraft in's Feld gestellten Armeen, noch die durch die Diplomatie der Vertheidigungsregierung immer wieder angerufene Intervention der europäischen Mächte der ruhigen und unbeugsamen Beharrlichkeit der deutschen Heere Halt gebieten konnte. Vergebens hatte Viktor Hugo seinen Appell an das „brüderliche“ deutsche Volk erschallen lassen, — vergebens hatte der General Trochu wiederholt verkündet, daß seine Ausfälle die feindlichen Linien durch-

brechen würden und daß der Gouverneur von Paris niemals kapituliren werde. Das deutsche Volk hatte nur mit einem mitleidigen Achselzucken auf die klingenden Phrasen des in den Fieberwahnsinn politischen Deliriums versunkenen Dichters geantwortet, — die Ausfälle waren zurückgeschlagen und unbeweglich umschloß der eiserne Gürtel der deutschen Armeen die zuckende und zitternde Riesenstadt, — endlich war der Augenblick erschienen, in welchem Jules Favre demüthig und gebrochen nach Versailles hinausfuhr, um die Bedingungen des Siegers anzunehmen, welche er vor vier Monaten so stolz zurückgewiesen hatte, und welche seit jener Zeit in verhängnißvoller Weise gewachsen waren, um Frankreich an Geld und Gebiet so viel höhere Opfer aufzuerlegen. Der Gouverneur von Paris aber hatte seinen hochtönenden Proklamationen zum Trotz kapitulirt und sich dann in die stille Verborgenheit zurückgezogen, nachdem er vorher seinen Plan, durch den er die Feinde sicher überwunden haben würde, hätte man seiner Ausführung keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, bei einem Notar in aeternam rei memoriam deponirt hatte.

Doch dieser so klägliche Ausgang, in welchem die Thaten den Worten so wenig entsprachen, fällt wahrlich nicht dem französischen Volk zur Last. Dieß Volk hat, nachdem seine regelmäßigen Armeen, aller heldenmüthigen

Tapferkeit unerachtet, durch die grenzenlose Unfähigkeit und verhängnißvolle Selbstgenügsamkeit der Generale und durch des Kaisers schwankende Schwäche zertrümmert waren, Wunder an patriotischer Opferbereitschaft gethan, es hat Armeen aus dem Nichts entstehen lassen, welche den sieggewohnten deutschen Heeren schweren und ernsten Widerstand entgegenstellten, — es hat mit heldenmüthiger Ergebung alle Härten des Krieges bis zum Aeußersten ertragen und Gut und Blut nicht gescheut, um dem Feinde bis zum letzten Augenblick den Sieg streitig zu machen. Dieß zu verkennen, den edlen hochherzigen Patriotismus des französischen Volkes herabzusetzen, — wie es leider zuweilen geschieht, — das heißt die Siege Deutschlands verkleinern, — denn wo läge der Ruhm, eine verkommene und verächtliche Nation in so langem und hartem Kampf besiegt zu haben? Nein, des bereits gebrochenen und tief erschütterten Volkes letzte Anstrengung war hoch ehrenvoll und fordert Bewunderung und Achtung. Wohl hatte Kaiser Wilhelm dieß richtig erkannt und anerkannt, als er am Abend der Schlacht von Sedan dem Grafen Bismarck sagte, daß nun erst der schwerste und härteste Krieg beginne, — wohl erkennen das alle deutschen Offiziere an, welche den Franzosen in der Schlacht gegenüberstanden — und auch das ganze Deutschland sollte es anerkennen in Wort und Schrift,

denn nicht durch des geschlagenen Gegners Erniedrigung ehrt man die eigene Kraft. Wohl aber muß die Geschichte ihr vernichtendes Urtheil aussprechen über Diejenigen, welche, um in doktrinärem Eigensinn ihre Parteimeinungen zur Geltung bringen oder um sich persönlich zur Herrschaft zu erheben und sich in derselben zu erhalten, des Volkes edle Aufwallung benützten zur Fortsetzung eines Kampfes, dessen endliche Hoffnungslosigkeit ihnen am besten bekannt war, über Diejenigen, welche Frankreich in ein Meer unnütz vergossenen Blutes stürzten, um einige Zeit länger die Diktatur in ihren Händen zu halten und um von diesen Blutwellen die letzten Bollwerke des von ihnen so gehaßten und gefürchteten Kaiserreichs hinwegspülen zu lassen, — welche endlich in der Zerrüttung aller Ordnung jenen zerstörenden, furchtbaren Elementen den Weg öffneten, die nach so vielen und langen Leiden endlich noch in ihrer Schreckensherrschaft das unglückliche Paris mit Leichen und Trümmern bedeckten. Auf sie fällt die Schmach des letzten tiefen Falles einer so hochstehenden Nation zurück, — und wenn auch heute noch Parteihaß und Parteiverblendung die Blicke trübt, — die künftige unparteiische Weltgeschichte wird über sie ihr unwiderrufliches und erbarmungsloses Urtheil fällen.

Die Marchesa Pallanzoni hatte die Zeit der Belagerung standhaft und mit festem, fast freudigem Muth

durchgemacht. Ihre Mittel, mit denen sie klug und vorsichtig Haus hielt, setzten sie in den Stand, die Entbehrungen jener Zeit weniger zu empfinden und sogar durch manche Wohlthaten, welche sie in wohlberechneter Vertheilung den Armen ihrer Nachbarschaft spendete, sich eine gewisse Popularität und eine Art von persönlicher Klientel unter den unteren Klassen der Bewohner ihres Quartiers zu verschaffen, die sie in geschickter Weise zu benützen verstand.

Diese so sichere und in der Beherrschung ihrer selbst und Anderer geübte Frau war in jüngster Zeit völlig verwandelt. Raoul Rigault, dieser junge Mensch, welcher ja tief unter den Kreisen stand, in welchen sie sich seit lange bewegte, dessen Erscheinung und Manieren so Vieles hatten, das sie abstoßend berührte, über den sie vornehm hinweg gesehen und dessen Annäherung ihr als eine fast lächerliche Anmaßung erschienen war, — er hatte mehr und mehr eine imponirende Gewalt über sie gewonnen. Sie hatte die Tiefen des Lasters ermessen in ihrem dunklen und vielbewegten Leben, — und um ihr Ziel, Geld und Herrschaft zu erringen, wäre sie vor keinem Verbrechen zurückgebebt, — sie hatte mit Menschenschicksalen und Menschenherzen gespielt, und über ihre Opfer hinweg war sie kaltblütig dahingeschritten, um immer höher zu steigen auf der Leiter zu Herrschaft und

Genuß, — aber es war dieß Ziel, das sie lockte, das sie erzwingen wollte dem Schicksal zum Trotz, da das Schicksal ihr versagt hatte, was sie den Begünstigten des Glücks beneidete, — es gab Augenblicke, in denen noch ein Nachhall des reinen Klangs längst vergangener Zeit durch ihre Seele hallte, — in denen sie fast ein Gefühl der Reue, der Sehnsucht nach der Unschuld ihrer Kindheit überkam, — wenn sie auch ein solches Gefühl schnell als eine Schwäche zu verscheuchen suchte. In ihr lebte etwas von der Natur des gefallenen Engels, der dem Herrn der Schöpfung in wilder Auflehnung den Krieg erklärt, der gewaltsam die versagte Frucht brechen will, — der sich aber seiner Auflehnung bewußt ist und knirschend zusammenschauert bei dem Namen des Herrn und Meisters, dem er trotzig sich entgegenstemmt, den er aber zu verleugnen in seinem Innern nicht die Kraft hat.

In Raoul Rigault war keine Spur von dem gefallenen Engel, der den Himmel kennt und fürchtet, so tief er sich auch von ihm entfernen mag.

Keine menschliche Religion gibt in ihrer Mythe der Hölle schöpferische Kraft, die Finsterniß ist nur die Verneinung des Lichtes, — der Abgrund kann sich nur bevölkern mit den Geschöpfen des Himmels, welche in Verblendung und Trotz von ihrem Ursprung sich abwenden. Aber bei diesem jugendlichen Agitator der Revolution

konnte man den Gedanken fassen, daß dem Geiste der Verneinung die Kraft gegeben sei, Gott zum Trotz Leben zu erzeugen und ein Wesen zu schaffen, das in keiner Faser mit dem Himmel zusammenhängt, dessen Element das Laster und die Zerstörung ist.

Mit der Naivität eines Kindes und mit lachendem Munde sprach er seine furchtbaren Grundsätze über die Zerstörung der bestehenden Gesellschaft aus, und mit felsenharter Festigkeit zuckte er die Achseln über jede gute Regung der menschlichen Natur, und halb mit Verwunderung, halb mit beißendem Spott wies er die Marchesa zurecht, wenn zuweilen Furcht und Scheu vor dem entsetzlichen Vernichtungswerk, über welchem er sann, in ihr sich regte.

Diese Frau, welche gewohnt war, durch ihre Schönheit die Männer zu beherrschen und deren Gefühle auszubeuten, — sie fand keinen Hebel ihrer Herrschaft über Raoul Rigault, denn sie fand kein Gefühl in ihm, als die rein natürliche Freude am Bösen, — wie ein Kind sich instinktiv freut an Blumen, Sonnenlicht und bunten Schmetterlingen, so freute er sich an Leiden und Schmerzen, die er sah oder verursachte.

Er hatte eine wilde Leidenschaft für die Marchesa, — um so heftiger, als ein Weib wie sie ihm niemals nahe getreten war; — wenn sie aber glaubte, diese

Leidenschaft als Zügel benützen zu können, um ihn zu lenken und zu leiten, so trat plötzlich eiskalter Hohn an die Stelle der glühenden Erregung, und mit verletzender Verachtung ließ er sie empfinden, daß ihre Schönheit und der Genuß, den sie ihm bieten konnte, das einzige Band sei, das ihn an sie fesselte, und daß er sie in derselben Stunde beiseite werfen würde, in welcher er anderswo höhern Genuß fände.

So war diese Frau, in welcher bisher jede Fessel nur den wilden Trieb erregt hatte, sie abzustreifen, mehr und mehr unter seine despotische Herrschaft gerathen, Furcht und Entsetzen durchzitterte sie oft, wenn er seinen Arm um sie geschlungen hielt und ihr von seinen Zukunftsplänen erzählte, — dann plötzlich mit eigenthümlichem Leuchten seiner starren Augen ihren schönen Hals betrachtete und ihr sagte, welchen Reiz es haben müßte, diesen schlanken Hals mit einem scharfen Beil zu durchschneiden, — aber unter dieser Furcht und diesem Entsetzen klammerte sie sich immer fester an ihn an, — sie fühlte die Uebermacht seiner dämonischen Kraft und seine cynische, gleichgültige Sicherheit gab ihr oft fast das Gefühl einer tröstenden Beruhigung, indem vor derselben auch die leisen Schatten von Reue und Gewissensunruhe, welche zuweilen noch durch ihre Seele flogen, schnell verscheucht wurden.

Die Belagerung war vorübergegangen, Paris war wieder geöffnet, — die Zeit der Entbehrungen hatte ihr Ende erreicht, aber an die Marchesa war damit eine neue Sorge herangetreten, denn ihre Mittel begannen zur Neige zu gehen, und jene Welt, in der sie früher gelebt, kehrte noch nicht in die ihres Glanzes und Reizes entkleidete Hauptstadt zurück, — auch würde sie nicht gewagt haben, ihre alten Verbindungen anzuknüpfen und aus ihren alten Quellen zu schöpfen, — dennoch scheute sie mit instinktiver Furcht vor der Noth zurück, der sie verfallen mußte, und doch hielt eine ängstliche Scheu sie zurück, mit Raoul Rigault über ihre Lage und ihre Besorgnisse zu sprechen, denn mit sicherer und triumphirender Zuversicht hatte er ihr verkündet, daß nun bald die große Aera der neuen Gesellschaft anbrechen werde, in welcher Reichthum und Genuß den bisher Darbenden und Elenden zufallen würden.

So war die Mitte des März herangekommen, — die Friedenspräliminarien waren unterzeichnet und ganz Paris athmete unter dem milden Hauch des Frühlings neu auf in der Hoffnung, daß nun die langen Leiden des verhängnißvollen Krieges endlich beendet sein würden.

Raoul Rigault war seit einigen Tagen nicht in der Wohnung der Marchesa erschienen und die junge Frau, seit so langer Zeit an den Luxus des eleganten Lebens

gewöhnt, war nicht ausgegangen, — ihre Pferde waren während der Belagerung verkauft und gegessen, und eine Art von aristokratischer Empfindlichkeit gegen die Berührung der Massen hielt sie ab, sich zu Fuß und allein unter die auf den Straßen hin und her flutende Menge zu begeben. Sorge und Unruhe erfüllte sie, — das Ausbleiben ihres Geliebten ließ sie befürchten, daß er irgend einem andern Reiz gefolgt sei, und mit Zittern dachte sie daran, sich von Dem verlassen zu sehen, auf den sie einst so hochmüthig herabgeblickt hatte.

Da krachten, nachdem seit der Kapitulation das Ohr sich wieder an die friedliche, sichere Ruhe gewöhnt hatte, von neuem Kanonenschüsse über die Stadt hin, Gewehrsalven ließen sich von der Gegend des Montmartre her vernehmen, — und wildes, furchtbares Geschrei gellte dazwischen, während einzelne Bataillone der Nationalgarde eiligen Schrittes durch die Straßen marschirten. Voll Angst blickte die Marchesa von ihren Fenstern hinab, doch sah sie nichts als ängstlich auf und nieder eilende Menschen, welche in der unklaren Furcht vor einer neuen unbestimmten Gefahr ihre Häuser suchten, und auch ihre Kammerfrau, welche sie aussendete, konnte ihr nichts als die widersinnigsten und widersprechendsten Gerüchte bringen.

Endlich verstummte das Feuer, der Abend war herab-

gesunken, — allmälig begannen sich einzelne Neugierige auf die Straße zu wagen, bald aber erschienen größere und kleinere Trupps von wilden Gestalten, rothe Mützen oder Lappen auf den Köpfen, — Weiber mit entblößten Schultern und fliegenden Haaren begleiteten sie, halb erwachsene Kinder trugen rothe Fahnen, und alle diese Haufen, welche mit trunkenen, heiseren Stimmen die Marseillaise brüllten, hatten ein so schreckliches, drohendes Aussehen, obgleich sie ruhig und ohne Excesse durch die Straßen zogen, daß die Neugierigen bei ihrem Anblick schnell verschwanden.

Die Marchesa sah diese wilden Schaaren vor ihrem Fenster vorbeiziehen, beleuchtet von einzelnen vorangetragenen Fackeln und den hie und da brennenden Laternen, und ein Strahl von entsetzlicher Freude erleuchtete ihr Gesicht. Das waren ja die Kohorten, welche ihrem Geliebten gehorchten, — wenn sie jetzt im Triumphzug durch die Straßen zogen, so mußte der Augenblick gekommen sein, den er ihr lange vorher verkündet, — der Augenblick, der ihr Macht und Herrschaft bringen sollte über das Gold und das Blut der alten Gesellschaft, eine Macht und eine Herrschaft, wie sie sonst die Herrscher auf den Thronen nicht gehabt hatten, und diese furchtbaren, aus der Tiefe heraufgestiegenen Reihen drohender Gestalten mit den hohlen, erbarmungslosen Blicken, vor

denen der Schrecken einherschritt, bei deren Erscheinen die Straßen und Plätze sich leerten, — das waren die Prätorianer der neuen Herrschaft, — die rothen Fetzen, welche sie empor schwangen, das waren die Banner des neuen Reichs der Vernichtung, in welchem sie Königin sein sollte, wie ihr Geliebter ihr versprochen.

Sie eilte vom Fenster hinweg und erleuchtete ihre Zimmer, indem sie die Kerzen auf allen Leuchtern und Kandelabern entzündete, dann ließ sie die Krystallflaschen mit feurigen Weinen des Südens füllen, eilte in ihr Schlafzimmer und kam bald zurück in einer weiten faltigen Robe von schwarzem Sammet, deren weit aufgeschlitzte Aermel ihren weißen schlanken Arm bis zur Achsel herauf bloß ließen. Um den Kopf hatte sie ein blutrothes Tuch gewunden und eine rothe Schärpe fiel von ihrer Schulter bis unter die Hüfte herab.

Als sie vor den Spiegel trat und im Schimmer des zitternden Kerzenlichts ihre Gestalt erblickte, die schlanken zarten Formen von den weiten Falten des Gewandes umwallt, — die in wildem, triumphirendem Stolz funkelnden Augen hervorleuchtend aus dem bleichen, von leiser Röthe überhauchten Gesicht, das purpurrothe Tuch wie eine königliche Binde um das glänzende Haar gewunden, — da erschien ein freudiges Lächeln auf ihren Lippen, — sie war zufrieden, — sie fühlte, daß sie keine Neben-

buhlerin zu scheuen habe, — denn kaum mochte Kleopatra in allem Glanz und Prunk der asiatischen Fürstin dem römischen Sieger hinreißender und verlockender entgegengetreten sein; als diese Frau, welche sich anschickte, ihren Freund zu empfangen, der sich vermaß, die Ordnungen der Welt zu zerschlagen und ihre Trümmer in Blut hinwegzuspülen.

Sie hatte nicht lange zu warten. Bald hörte sie rasche Schritte die Treppe herauf eilen, — die Thür flog auf und Raoul Rigault blieb auf der Schwelle stehen, — geblendet von dem hellen Licht und von dem Zauber der Schönheit, welche die Gestalt dieser Frau umfloß, die inmitten dieses Lichtschimmers dastand und ihm ihre weißen Arme entgegenstreckte. Dann eilte er mit einem Schrei des Entzückens zu ihr hin und drückte sie in wilder Zärtlichkeit an seine Brust.

Einen Augenblick stand sie so da, ihre Arme um seinen Nacken geschlungen und, den Kopf halb zurückgebeugt, die feuchten Blicke in seine Augen tauchend, — dann löste sie sich aus seiner Umarmung, füllte einen großen Krystallkelch mit funkelndem Wein von Syrakus, — benetzte ihre Lippen und reichte das Glas dem jungen Mann mit den Worten:

„Du bist Sieger, — ich weiß es, — ich fühle es, ohne daß Du es mir sagst, — ich bringe Dir den ersten

Gruß, — ich bringe Dir diesen Trunk flüssigen Feuers, — dem Rausch der Rache, — dem Rausch der Macht, — dem Rausch der Liebe und des Genusses!“

Er ergriff den Kelch und leerte ihn in langem Zug bis auf den Grund.

Dann schien der Rausch, auf den sie ihm zugetrunken, ihn in zitternden Wonneschauern wirklich zu erfassen, — Flammen schienen aus seinen Augen zu dieser schönen Frau hinzusprühen, welche mit über der Brust gekreuzten Armen vor ihm stand und lächelnd zu ihm hinüberblickte, klirrend entfiel das Glas seiner Hand, — schwankend fast stürzte er zu ihr hin und im Taumel rasender Leidenschaft drückte er, schwer aufathmend, seinen Mund auf ihre brennenden Lippen. — — —

Die Kommune war eingesetzt auf dem Stadthause, die wilde Revolution war der zahmen, — die rothe Republik der blauen, — die Männer der rücksichtslosen That und des Schreckens waren den Männern der Halbheit und der leeren Phrase gefolgt, wie das noch immer der Fall gewesen ist, ohne daß diese Lehre der Geschichte, wie so viele andere, jemals beherzigt wird. Raoul Rigault war Prokurator der Kommune geworden, er herrschte fast unumschränkt über das Leben der Einwohner von Paris und über das Gold, das in den öffentlichen Kassen vorgefunden war, — das vergossene Blut schien ihn zu

berauschen, und nur die Zurückhaltung von Delescluze, Paschal Grousset und anderen Mitgliedern der Kommune, welche noch immer eine Verständigung mit den Provinzen und selbst eine Ausgleichung mit Versailles versuchen wollten, hielt ihn ab, ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers und Vorbildes von 1793, Fouquier Tinville, zu treten. Mit einer kindischen Freude schwamm er in diesem Meer von Schmutz und Blut wie in seinem eigentlichen Element, und während er mit naiver Freude der Marchesa seine neugekauften Batisttaschentücher zeigte — er hatte noch nie welche besessen — erzählte er ihr zugleich mit entsetzlicher Genugthuung, daß er endlich die „Girondins", wie er die gemäßigteren seiner Kollegen nannte, dazu bestimmt habe, alle zweifelhaften und gefährlichen Personen, namentlich die Priester und Magistratspersonen der alten Gesellschaft als Geiseln in Haft zu nehmen, um der Versailler Regierung mit Repressalien zu drohen, wenn sie die Gefangenen der Kommune erschießen lasse. „Die Thoren," hatte er dabei gesagt, — „sie glauben zu drohen, sie haben immer noch eine thörichte Scheu vor dem Blut, — und vor dem Blut der Priester insbesondere, — nun, — wenn wir die Geiseln nur erst in Verwahrung haben, — die Herren in Versailles werden es nicht daran fehlen lassen, einige der Unserigen niederzuschießen, — dann werden wir die Vor=

städte ein wenig echauffiren und unter den sogenannten Dienern Gottes und der Gerechtigkeit aufräumen. Das wird immer schon ein vortrefflicher, heilsamer Aderlaß sein, — die Hauptsache wird freilich zuletzt das Feuer und die Wissenschaft der chemischen und elektrischen Zerstörung thun.“ Und dann setzte er mit kaltblütiger Genauigkeit seine Ideen über die Vernichtung der Gebäude und Monumente der Vergangenheit durch Petroleum und ätzende Säuren und über die Massenhinrichtungen durch riesenhafte elektrische Batterieen auseinander, während der dazwischen wieder wohlgefällig das feine Gewebe seiner Batisttücher betastete und in einem großen Spiegel seinen neuen eleganten Anzug musterte, über welchen er eine dunkelrothe seidene Schärpe geworfen hatte.

In der That waren der Erzbischof von Paris und viele Geistliche, — der Präsident des kaiserlichen Kassationshofes Bonjean, der Bankier Jecker und andere der Kommune oder einzelnen Mitgliedern derselben verdächtige oder mißliebige Personen gefangen genommen und als Geiseln in das Gefängniß von Mazas eingeschlossen. Zwar hatte Raoul Rigault erklärt, daß die Gefangenen in voller Sicherheit wären, als der Vorstand der pariser Advokatur, Herr Rousse, ihn darüber befragte, — allein schon nach kurzer Zeit begann die „Stimme des Volks“, geleitet durch den Père Duchène und andere

unter der Kommune entstandene Organe, welche ihre Vorbilder von 1793 noch überboten, die Hinrichtung der Geiseln zu verlangen.

Die Marchesa, welche nun die Bürgerin Pallanzoni hieß, lebte in einem immer wildern Rausch. Die Herrschaft über Leben und Tod, welche sie durch ihren Geliebten in ihrer Hand fühlte, das Gold, welches dieser in unerschöpflicher Fülle in ihren Schooß warf, erfüllten ihre nach Macht und Genuß dürstende Natur mit einer wahrhaften Raserei des Glücks und Entzückens. In einem phantastischen Kostüm, das ihre Schönheit noch glänzender hervorhob, — einen Amazonenhut mit rother Feder auf dem Kopf, in einem schwarzen, kaum über das Knie reichenden Sammetkleide, das auf zierliche fattige Stiefel herabfiel, ein Stilet an goldener Kette vom Gürtel herabhängend — besuchte sie die Klubs, welche sich zum Theil in den geplünderten Kirchen etablirt hatten, in denen von der Kanzel herab der Wahnsinn und die Lästerung ihre furchtbaren Phrasen vor einer trunkenen Menge ertönen ließen, — und überall, wo sie erschien, schallten ihr laute Jubelrufe entgegen, welche ebenso sehr der Geliebten des allbekannten Prokurators der Kommune galten, in welchem diese sinnbethörte Menge die Verkörperung ihrer wildesten und blutgierigsten Instinkte verehrte, — als der wunderbaren Schönheit der

Frau, die in Frankreich auch in den Zeiten der zügellosesten Revolutionen immer ihre Macht ausübt. Mochte diese Menge, die sie jubelnd umdrängte und jedem Wink ihrer Augen zu gehorchen bereit war, auch die tiefste Hefe der Menschheit sein, — sie fühlte sich doch als Herrscherin, sie fühlte Alles in ihrer Hand vereinigt, was das Schicksal in der alten Gesellschaft ihr versagt hatte und dazu noch die Macht, sich an jener alten Gesellschaft zu rächen, — auf ihren Trümmern in schrankenloser Freiheit genießen zu können, was sie sonst durch List, Verstellung und Erniedrigung sich hatte erringen müssen. Sie vergaß die Vergangenheit, — sie wies jeden Gedanken an die Zukunft zurück, sie trank in tiefen, durstigen Zügen die Gegenwart wie einen glühenden Feuertrank, der mit jedem Zug immer neuen, immer brennendern Durst erzeugte.

Herr Charles Lenoir, — der Bürger Lenoir war nach der Proklamation der Kommune bei ihr erschienen, — demüthig, — gebeugt, — wie ein Sklave vor der Herrin über sein Leben, hatte er sie gebeten, ein Wort für ihn zu sprechen und ihm eine Verwendung bei der neuen Regierung zu ermitteln, — mit stolzer Genugthuung hatte sie für Den, der einst ihr Gatte war, — den sie dann als lästigen Verbündeten ertragen hatte, und der nun ganz von ihr abhängig und ganz in ihrer

Gewalt war, ein Wort der Empfehlung gesprochen. Raoul Rigault hatte ihn einen Augenblick durch sein Monocle angesehen und ihm dann die Ueberwachung der Verdächtigen in einem Distrikt der Chaussee d'Antin übertragen, indem er ihm eine Anweisung auf den Schatz der Kommune gab und mit kaltem Hohn sagte:

„Nimm Dich in Acht, mein Freund, daß Du gute Dienste leistest, — denn auf einen Wink dieser schönen Hand werde ich Dich ebenso leicht füsiliren lassen, als ich jetzt dieß Gold in Deine Hand rollen lasse."

Demüthig wie er gekommen, hatte Herr Lenoir sich wieder entfernt, und seit jener Zeit war er der eifrige und unermüdliche Diener der Kommune und besonders der allmächtigen Freundin des gefürchteten Prokurators, welcher er ausführlich und regelmäßig über Alles berichtete, was sich in Paris begab, insbesondere auch über die kleinen Seitenwege, auf welche sich die Neigungen ihres Geliebten zuweilen verirrten. Sie fürchtete diese Verirrungen nicht in der stolzen Sicherheit, die sie erfüllte durch das Bewußtsein, daß unter den Frauen, welche die jetzigen Herrscher von Paris umschwärmten und umgaukelten, wie sie es bei den früheren Machthabern gethan hatten, keine ihr an die Seite treten und dauernd den an ihren Umgang Gewöhnten fesseln könne; dennoch war es ihr lieb, auch in dieser Beziehung stets genau

unterrichtet zu sein, und sie fügte zu der Bezahlung, welche der Bürger Lenoir von der Kommune erhielt, manche Goldrolle hinzu, die er mit stets gleichem demüthigem Dank entgegennahm und durch immer eifrigern Dienst vergalt.

Die Thaten der Kommune gehören der Geschichte an; wie ein wahnsinniger Fieberparoxysmus eines durch die schwersten und niederschmetterndsten Unglücksfälle bis zur äußersten Ueberreizung getriebenen Volkes erscheint diese Zeit, welche alle Begriffe von Recht und Sitte durcheinander warf und die Freiheit und Brüderlichkeit durch den Despotismus der rücksichtslosesten Tyrannei zur Herrschaft bringen wollte, — dennoch aber war diese entsetzliche Episode nur der Ausbruch einer chronischen Krankheit, welche durch die Adern der menschlichen Gesellschaft schleicht und ihr Blut vergiftet, — dennoch bot dieser Ausbruch so schlagende Aehnlichkeiten mit der Schreckensperiode der großen Revolution, in welcher die Ideen, welche heute den Staat und das öffentliche Recht beherrschen, zum blutigen Sieg geführt wurden, — dennoch gab es und gibt es auch in Deutschland Parteien und ernste unermüdliche Agitatoren, welche jene kurze Herrschaft der Kommune als das flammende Vorzeichen einer neuen Aera in der Entwicklung des Menschengeschlechts betrachten und feiern.

Immer wilder tobte die Raserei in Paris, — wo jeder der Machthaber seine Doktrinen oder seine Interessen in seiner Weise mit allen Mitteln der unumschränktesten Gewalt zur Geltung zu bringen strebte und wo über allen diesen einzelnen kleinen Despoten der eine große allgemeine Tyrann, die Masse des in seinen Tiefen aufgewühlten Volkes stand, dieser Tyrann, vor dessen Launen alle jene anderen angstvoll sich beugten, denn er war stets bereit, bei dem geringsten Widerstand seine eigenen Götzen zu zertrümmern und in den Staub zu treten.

Immer näher rückten aber auch die Truppen der versailler Regierung heran, voll grimmiger Erbitterung und voll heißer Begier, die Schaaren der Kommune zu besiegen, welche, nachdem der äußere Feind die Macht und den Ruhm Frankreichs niedergeworfen hatte, nun auch noch das Glück, den Wohlstand und den Frieden des Vaterlandes zerstören wollte. Neue und immer neue Bataillone wurden aus den Arbeitern der Vorstädte und aus den gewaltsam ausgehobenen Bürgern von Paris gebildet, aber langsam und sicher drangen die Regierungstruppen vor und immer näher hörte man das große und kleine Geschützfeuer erschallen, — den Machthabern eine furchtbare Mahnung an das Ende ihres Herrschaftstraumes, — den zitternden Bürgern von Paris das hoffnungsvolle Zeichen einer nahen Erlösung.

Die Bürgerin Pallanzoni war nach dem Montmartre hinausgefahren, um die dort stationirten Artilleristen der Kommune zu besuchen und zu muthiger Ausdauer anzufeuern, — man hatte sie, wie immer, mit jubelnden Rufen begrüßt, — aber trotz des Fiebers, das ihr Blut durchwallte und das selbst die Luft zu erfüllen schien, welche schwül und drückend über der Riesenstadt lag, — hatte sie doch ein Schauer erfaßt, als sie von den Höhen des Montmartre herab auf dieß Paris niedersah, das wie eine einsame Insel dalag, umschlossen von einem Meer von Feinden, die Schritt vor Schritt als unerbittliche Rächer heranzogen, um Diejenigen zu vernichten welche, auf jener Insel eingeengt, es unternommen hatten, der ganzen menschlichen Gesellschaft den Krieg zu erklären. Schweigend und nachdenkend hatte sie ihren Geliebten nach dem Stadthause begleitet, wo in einer Sitzung der Kommune über die zu ergreifenden Maßregeln berathen werden sollte, und war dann nach Hause zurückgekehrt, wo sie in finsterem Brüten sich auf ihr Ruhebett niederwarf.

Sie hatte eine Zeitlang so dagelegen, während die schwarzen Fittiche düsterer Gedanken ihr Haupt umrauschten, — als plötzlich die Thür ihres Salons sich öffnete. Schnell aufblickend sah sie einen Mann in blauer Blouse mit kurzem, graugemischtem Vollbart,

einen weichen Hut tief in das Gesicht gedrückt, dastehen.

Dieser Mann schloß die Thür und kam langsam dem Divan näher, auf welchem die junge Frau ausgestreckt lag.

Schnell sprang sie auf und trat dem Unbekannten entgegen, — trotz seiner sonderbaren Art sich einzuführen, hatte sie keine Furcht, — sie glaubte einen Boten ihres Geliebten oder einen der zahlreichen Klienten vor sich zu sehen, welche so oft ihre Vermittlung und ihr Fürwort in Anspruch zu nehmen kamen.

Der Mann nahm seinen Hut ab und die junge Frau taumelte zurück wie vor einer Geistererscheinung.

Sie sah vor sich das bleiche, edle Gesicht des Grafen Rivero, der sie aus seinen tiefen, dunklen Augen mit flammenden Blicken durchbohrte. Er streckte die Hand gegen sie aus, während sie wie gebrochen auf den Divan niedersank, und sprach mit tiefer Stimme:

„Also hat der Geist der Finsterniß, dem Gott gestattet, in seine Welt heraufzusteigen, endlich seine wahre Gestalt angenommen, — Antonie von Steinfeld, deren Verbrechen ihre Mutter tödteten, — Frau Balzer, die ein reines Leben durch gräßliches Gift zerstören wollte, — die Marchesa Pallanzoni, die in verwegenem Trotz die Verzeihung des Himmels zurückwies, — sie steht jetzt

vor mir als die Priesterin des blutigen Dämons der Vernichtung, der in Leichenhaufen seine Altäre errichtet!“

Die Marchesa antwortete nicht, — sie schmiegte sich in sich selbst zusammen, ihre Augen erweiterten sich wie diejenigen des Tigers, der seine Beute vor sich sieht, mit einer leisen Bewegung näherte sie ihre Hand dem Stilet, das an ihrem Gürtel hing, — in einem Nu blitzte die glänzende Klinge in ihrer Hand, dann, wie von einer Feder emporgeschnellt, war sie mit einem einzigen Satz neben dem Grafen und stieß mit gewaltiger Kraft die dreifach geschliffene Klinge nach seinem Herzen.

Aber diese Klinge drang nicht ein, sie fand einen festen zähen Widerstand, der Graf schwankte einen Augenblick, dann faßte er mit eisernem Griff den Arm der Marchesa und entwand ihr den Dolch, dessen Spitze sich gekrümmt hatte an den Maschen des Panzerhemdes, welches er unter der Blouse trug.

„Ich bin nicht zu der giftigen Schlange gekommen,“ sagte er, die Waffe auf den Boden werfend, „ohne mich gegen ihren Stachel zu schützen.“

Die junge Frau trat einen Schritt zurück und sagte, die Arme unter einander schlagend, mit Blicken voll grimmigen Hasses:

„Ich weiß nicht, mein Herr, was Sie bewogen hat, von Neuem in die Sphäre meines Lebens zu treten, —

aber ich weiß, daß dieß das letzte Mal ist, daß Sie mir begegnen. Ich hatte Unrecht, mit eigener Hand mich von Ihnen befreien zu wollen, — aber ein Wort von mir wird Sie dem sichern Tod weihen, — von dem es keine Rettung für Sie gibt."

„Ich weiß," sagte der Graf kalt, „daß der Elende, der Dich beherrscht, nachdem Du Deine Herrschaft über edle und treue Herzen zu Unheil und Verderben gemißbraucht, — in diesem Augenblick Gewalt über Leben und Tod hat, und deßhalb bin ich hieher gekommen, um Dich zu zwingen, zu einer That des Heils Deine Hand zu leihen, — möge die ewige Barmherzigkeit Dir diese That einst anrechnen bei dem Gericht über Dein Leben."

Sie sah ihn erstaunt an, die Zuversicht seines Tones schien sie zu verwirren.

„Sie vergessen, mein Herr," sagte sie dann mit höhnischem Lächeln, „daß ich nicht mehr von Ihnen abhängig bin, — daß Sie jetzt in meiner Hand sind, — wie Sie früher glaubten, mich in der Ihrigen zu halten."

„Ich verlange von Ihnen," sprach der Graf ebenso kalt und ruhig, „daß Sie mir durch Ihren Geliebten die Erlaubniß des Zutritts zu allen Gefängnissen verschaffen, — geben Sie als Grund Verschwörungen der Versailler Regierung an, die durch einen zuverlässigen

Mann überwacht werden müßten, — wenn Sie eines Grundes bedürfen."

Es zog wie eine leise Befriedigung über ihr Gesicht, als sie diese Forderung hörte, — tief in ihrem Innern regte sich eine abergläubische Furcht vor diesem Mann, dessen weit reichende Macht sie oft empfunden hatte, und sie empfand eine gewisse Erleichterung, daß er nichts Anderes von ihr verlangte.

„Und wenn ich mich weigere, dieß zu thun?" sprach sie, indem sie den Ausdruck überlegenen Hohns auf ihren Zügen festzuhalten suchte.

„Wenn Du Dich weigerst, mir sogleich ein Billet an Deinen Geliebten zu geben," erwiederte der Graf, indem er einen Revolver aus seiner Tasche zog und auf ihre Stirn richtete, „so wirst Du im nächsten Augenblick todt zu meinen Füßen liegen."

Sie zuckte nicht mit den Wimpern.

„Und Sie werden vom Volk zerrissen werden," sagte sie.

Der Graf zuckte die Achseln.

„Doch höre weiter!" sprach er, — „wenn Du die Empfehlung, die ich jetzt von Dir erzwinge, später widerrufst, — wenn ein Wort darüber, wer ich bin, über Deine Lippen kommt, — wenn irgend ein Schritt geschieht, der meine Freiheit oder mein Leben gefährdet, —

so wird die Sonne des Tages, an welchem dieß geschieht, nicht niedersinken, ohne daß Du mit dem Tode gebüßt hast. Mitten in dem wilden Bacchanal, — in den Armen Deines Geliebten, in der Mitte dieser Schaaren, über die Du gebietest, wird der Dolch, die Kugel oder das Gift Dich finden und vernichten. Du hast meine Macht gefühlt, — obgleich Du noch ihren ganzen Umfang nicht kennst, — fordere sie nicht heraus!"

Er zog aus den Falten seiner Blouse ein Kruzifix von geschnitztem Elfenbein hervor, das er an einer goldenen Kette um den Hals trug, und sprach mit feierlichem Ton, indem er die Spitze seiner Finger auf das Bild des Gekreuzigten legte:

„Sieh' dieses Zeichen, das Du verleugnet und gelästert hast und vor dem dennoch Deine Seele in banger Scheu erbebt, — ich schwöre Dir bei den Wunden des Heilandes, daß meine Worte Wahrheit sind, — daß, wenn ich falle, hundert Augen auf Dich gerichtet sind, und hundert rächende Arme bereit sind Dich zu vernichten."

Sie schauerte zusammen und schien einen Augenblick unschlüssig.

„Glaubst Du an meinen Schwur, — glaubst Du an meine Macht, ihn zu halten?" fragte er.

Sie neigte schweigend den Kopf. Dann sah sie ihn durchdringend an und fragte:

„Wenn ich thue, was Sie von mir verlangen, — werden Sie mich der Versailler Regierung gegenüber schützen, wenn dieselbe siegreich in Paris eindringen sollte?“

Der Graf sah sie fast entsetzt an. Dann legte sich ein Zug unendlicher Verachtung um seinen Mund.

„So gut ich es kann,“ sagte er, — „wenn ich dann überhaupt noch etwas vermag,“ fügte er finster hinzu.

Sie sah ihn so scharf an, als wolle sie in seinem innersten Herzen lesen.

„Doch nun eilen Sie, — meine Zeit ist gemessen, — einen Brief an Ihren Geliebten, — ich will ihn noch auf dem Stadthause treffen.“

„Ich habe Besseres als das,“ sagte sie, — „ich habe Blanquets mit seiner Unterschrift —“

Die Blicke des Grafen leuchteten vor Freude.

„Das ist in der That besser,“ sagte er.

„Doch,“ sprach sie, einen Bogen Papier auf dem Schreibtisch ausbreitend und dem Grafen eine Feder reichend, — „Zug um Zug! Schreiben Sie!“

Der Graf trat an den Schreibtisch, ergriff die Feder und blickte sie fragend an.

Sie diktirte:

„Die Marchesa Pallanzoni hat sich um die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung große Verdienste er=

worben und mir wichtige Dienste geleistet. Ich empfehle sie dem Schutz und der besondern Anerkennung der Regierung zu Versailles, — und des päpstlichen Nuntius," — fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu.

„Das genügt," sagte sie, — „unterzeichnen Sie."

Der Graf setzte seinen Namen unter das Papier.

„Und das Blanquet?" fragte er.

Sie nahm aus einem Schubfach ein weißes Blatt, unter welchem mit großen Zügen stand: „Raoul Rigault, Prokurator der Kommune von Paris."

Der Graf nahm das Blanquet und reichte ihr das von ihm beschriebene Papier. Dann trat er zur Thür und sprach: „Denke wohl daran, — die erste verdächtige Bewegung gegen mich ist das Zeichen Deines Todes, — Gott wende Dein Herz zur Reue und zur Buße!"

Schnell war er durch die leise geöffnete Thür verschwunden, und die Marchesa blieb in wunderbar gemischten Empfindungen allein. Die so urplötzliche und unerwartete Erscheinung dieses Mannes, der eine so mächtige Gewalt über ihr Leben ausgeübt hatte, ließ die Erinnerung an ihre Vergangenheit lebendiger als seit langer Zeit in ihr emporsteigen, und mit der Erinnerung kamen auch die Gedanken an die Zukunft, welche sie in dem wüsten Taumel dieser Tage verscheucht hatte und welche doch so unheilverkündende Mahnungen in den

Salven der immer fester vordringenden Versailler Truppen ertönen ließ.

Sie verschloß das Blatt, welches der Graf Rivero ihr gegeben, in ein verborgenes Fach ihres Schreibtisches und blieb sinnend, den Kopf in die Hand gestützt, davor sitzen.

Tritte erschallten auf der Treppe, — laute Rufe und helles Lachen drangen herauf, — die Marchesa sprang empor und eilte den Kommenden entgegen, an deren Spitze Raoul Rigault, die rothe Schärpe um die Schulter, einen Schleppsäbel an zierlichem Gehänge an der Seite, schnell in das Zimmer trat.

„La fleur du panier!“ rief er, seine Geliebte umarmend, — „wir kommen, die Reinsten der Reinen, die Röthesten der Rothen, um den Sieg zu feiern, den wir über die Halben, die Lauen, die Verräther gewonnen haben. Wir haben den Beschluß durchgesetzt,“ rief er triumphirend, „daß die gefangenen Geiseln, die Priester insbesondere, diese Diener des sogenannten Gottes, in das Gefängniß von La Roquette gebracht werden. — Sie werden dort sicherer sein,“ fügte er mit entsetzlichem Hohn hinzu, — „und bald wird zwischen Paris und Versailles ein Strom von Blut fließen, den alle diese Feiglinge und Heuchler nicht werden überbrücken können.“

Hinter Raoul Rigault waren die wildesten Mitglie-

der der Kommune und einige jener Frauen eingetreten, welche in dieser Schreckenszeit eine so furchtbare Rolle spielten und an Fanatismus und Blutdurst den schauerlichen Gestalten der großen Revolution nicht nachstanden.

Hier sah man Urbain, den ehemaligen Schullehrer, einen schlanken, magern Menschen in schwarzer, gesucht einfacher Kleidung, mit dem scharf geschnittenen, aber starren Gesicht, den halb tückischen und halb blöden Augen, dem selbstgefälligen Lächeln auf dem breiten Mund mit den schmalen, blutlosen Lippen und mit dem glattgescheitelten dünnen Haar auf dem flachen, platten Kopf. Seine ganze Erscheinung zeigte Ueberspannung und geckenhafte Eitelkeit, — Robespierre war sein Vorbild, in kalter Grausamkeit war er bereit, Tausende hinzuschlachten, um die unverstandenen sentimentalen Theorieen Rousseau's zu verwirklichen. An seinem Arm hing eine junge Frau von einundzwanzig Jahren, die Wittwe Marie Leroy, ebenso einfach gekleidet als er, — ihr stilles, bleiches Gesicht, ihre ruhige, anmuthig bescheidene Haltung schien nicht zu der Gesellschaft zu passen, in der sie sich befand, aber in dem Blick ihrer Augen lag eine solch' tiefe, krankhafte Schwärmerei, ein solcher fieberglühender Fanatismus, daß diese Blicke in Momenten der Erregung wie vom Wahnsinn belebt schienen und Furcht einflößten.

Cluseret, der General der Kommune, folgte mit der

sechsundzwanzigjährigen Beatrice Eudrée, einer vollen, imposanten Gestalt von üppigen Formen, das Gesicht stark, aber von klassisch reinen Zügen, die Augen groß und kühn blickend, das reiche dunkelblonde Haar in griechischer Weise rückwärts gekämmt und von einer goldenen, mit Edelsteinen besetzten Spange in einem Knoten festgehalten, — dann der Oberst Brunel, ein kräftiger, großer Mann mit vollem dunklem Bart und blitzenden Augen, — an seinem Arm Marie Bonnard, eine junge Person, auffallend gekleidet, mit geschminkten Wangen und untermalten Augen, der Typus der gewöhnlichen Demimonde, — endlich Varlin, dieser finstere und unversöhnliche Kämpfer gegen die Bourgeoisie, welcher die Internationale den Händen des idealen Tolain entwunden hatte und jetzt die Kommune für seinen Haß und seine Zerstörungsarbeit benützte, während Tolain in Versailles war und gegen die royalistische Strömung der Nationalversammlung ebenso vergeblich ankämpfte, wie er es einst gegen die rothen kommunistischen Elemente in der Internationale gethan. Varlin hatte sich nicht verändert, weder in seiner Kleidung und Haltung, noch in dem düstern, verschlossenen Ausdruck seines Gesichtes mit den kalt beobachtenden Augen.

„Jetzt,“ rief Raoul Rigault, — „meine Freundin, öffne Deinen Keller und gib uns das Feurigste und Beste, was er enthält, — bald werden wir auf der Höhe

unseres Zieles sein und nachholen können, was Marat versäumt hat, — ich bin gewiß, meine treuen Kohorten von Belleville und St. Antoine werden den armen Erzbischof nicht lange in La Roquette schmachten lassen!"

Bald waren die Tische mit Flaschen aller Art, mit kalten Speisen und Früchten bedeckt, — auf einem in die Mitte des Salons gerückten Divan saß Raoul Rigault, den Arm um seine Geliebte geschlungen, — die Uebrigen gruppirten sich um den Tisch, der Champagner schäumte in großen Pokalen, — die glühenden Weine Spaniens und Italiens flossen in Strömen und ergossen immer neues Feuer in das Blut dieser von kochenden Leidenschaften erhitzten Menschen.

„Ich bin nicht damit einverstanden, Bürger Rigault," sagte die blasse Marie Leroy mit sanfter klarer Stimme, „daß dieses Oberhaupt der heuchlerischen Priesterzunft einfach und in der Stille getödtet wird. Wir haben öffentlich und feierlich die Vendômesäule niedergerissen, dieses Denkmal der kaiserlichen Tyrannei, — öffentlich und feierlich wollen wir den Erzbischof, diesen letzten Vertreter der noch viel schlimmern Tyrannei des sogenannten Gottes vernichten, — in derselben Weise, wie einst die Könige ihre Feinde vernichteten, — wir sollten ihn viertheilen."

„Gut, gut," lachte Raoul Rigault mit schon etwas

schwerer Junge, — „ich werde ihn Dir überweisen, Bürgerin Leroy — — aber diese Priester sind zäh, — und unsere Pferde haben sich noch nicht wieder von der Hungerzeit der Belagerung erholt —“

„Und dazu,“ fiel Marie Leroy ein, „sollte man einen großen Scheiterhaufen errichten und auf demselben alle Nonnen von Paris verbrennen —“

„Nicht doch,“ rief Beatrice Euvrée, — „wozu diese Armen strafen, die ja selbst Opfer sind der priesterlichen Willkür und meist gegen ihren Willen in die Zellen der Klöster gesperrt wurden, — man soll sie befreien, man soll sie verheirathen —“

„Verheirathen,“ rief Cluseret, — „die Bürgerin Beatrice will dem Verbrechen der Ehe das Wort reden, — die Ehe, welche die erste Fessel ist, in welche die Priester die Menschheit geschlagen —“

„Nein,“ rief Beatrice, — „ich bedarf dieser Fessel nicht, um Dich zu halten, mein Kleiner, — denn siehst Du, wenn Du mir untreu werden wolltest —“

Sie faßte mit den Spitzen ihrer Finger sein Ohr und kniff dasselbe mit solcher Gewalt, daß der General erschrocken aufschrie und auf die weitere Entwicklung seiner Ideen verzichtete.

„Ich finde überhaupt,“ sagte Marie Bonnard mit heiserer Stimme, „daß es sehr thöricht ist, die Kirche und

die Religion abzuschaffen, — wir wollen das Alles behalten, — aber wir, die Frauen, wollen Priester und Bischöfe sein, — ich würde ein vortrefflicher Erzbischof werden, — die Gläubigen müßten mich täglich neu mit Kostümen von Goldstoff, mit Perlen und Edelsteinen bekleiden, — und ich würde es so gut verstehen, den Wein für Alle zu trinken, während ich ihnen das trockene Brod lasse."

Sie füllte einen großen Kelch mit Wein von Alicante und die Haltung des Priesters bei der Kommunion parodirend, stürzte sie den feurigen Trank auf einen Zug hinunter.

Lautes Lachen antwortete auf die Lästerung, — immer höher stieg der Rausch in den Köpfen, die Glut in den Adern, — immer stierer wurden die Blicke, immer entsetzlicher die Reden, welche in abgerissenen Worten aus den zuckenden Lippen hervordrangen. Nur Varlin saß still und in sich versunken da, — sinnend und brütend, und Raoul Rigault hatte den Kopf auf die Schulter der Marchesa sinken lassen, mit halbgeschlossenen Augen umherblickend und nur zuweilen auf irgend einen lustigen Scherz oder auf eine besonders entsetzliche Gotteslästerung mit einem schweren rauhen Lachen antwortend.

Da öffnete sich die Thür und in dieser von der Glut des Weins und von blutigen Phantasieen erhitzten

Gesellschaft erschien eine Frau in dunkler einfacher Kleidung, ein schwarzes Tuch um den Kopf, Kummer und Angst auf den bleichen Zügen, die Augen geröthet von Thränen. Sie führte einen kleinen Knaben von sechs bis sieben Jahren an der Hand und blieb einen Augenblick an der Thür stehen. Dann ging sie schnell, das scheu und furchtsam umherblickende Kind mit sich führend, auf Raoul Rigault zu.

„Bürger Rigault,“ sagte sie im Ton rührender angstvoller Bitte, — „ich habe Sie lange — überall gesucht, — man sagte mir, daß ich Sie hier finden würde, — warum haben Sie meinen Mann verhaftet, — warum wollen Sie ihn tödten lassen, wie man mir sagt, — ich kann es nicht glauben, — er ist doch wahrlich ein treuer Freund der Republik, — Sie wissen es am besten, da Sie ihn so lange kennen, — er war Ihr Freund, — er hat Ihnen oft Dienste geleistet, — ich beschwöre Sie, lassen Sie ihn frei, — geben Sie mir den Gatten, — geben Sie meinem Kinde den Vater wieder.“

Raoul Rigault richtete sich empor, — sein stumpfer Blick belebte sich beim Anblick dieser Frau, — der drückende Rausch, welcher seine Sinne gefangen hielt, schien zu verfliegen bei dem Anblick ihrer Angst und ihres Leidens.

„Ah, Madame Chaudey,“ sagte er mit einem Lachen, das nichts Menschliches mehr hatte, — „Sie sind hier,

Sie wollen, daß ich Ihnen Ihren Mann zurückgebe? — Sie haben Unrecht, er ist ein langweiliger Bursche, Sie sollten mir danken, daß ich Sie von ihm befreie, — es gibt so Viele, die jünger und schöner und weniger Pedanten sind als er, — und die Ihnen ebenso hübsche Kinder verschaffen werden, als dieser kleine Bursche da ist. — Toinette, ein Glas für die Bürgerin Chaudey, ich will mit ihr anstoßen auf ihre Befreiung!"

Dumpfes Schweigen herrschte einen Augenblick in dem Zimmer; in dieser ganzen Gesellschaft, welche Gott und alles Heilige verhöhnte, regte sich kein menschliches Gefühl bei dem Anblick dieser Mutter, welche für das Leben des Vaters ihres Kindes bat.

Entrüstung und edler Zorn blitzte aus den Augen der Frau Chaudey, — sie kämpfte ihre Gefühle nieder und führte den Knaben ganz nahe an Raoul Rigault heran.

„Sieh', mein Sohn," sprach sie mit bebender Stimme, — „dieser Bürger hier hält das Leben Deines Vaters in seiner Hand, — bitte ihn um Gnade für Deinen Vater, — bitte ihn bei dem Andenken seiner Mutter."

Das Kind blickte mit großen Augen angstvoll empor, während es seine Hände bittend faltete.

Raoul Rigault nahm diese Hände in die seine und streichelte freundlich den Kopf des Knaben. Freudige

Hoffnung erschien auf dem Gesichte der hinter ihrem Sohne stehenden Frau.

„Du liebst also Deinen Vater sehr, mein Kleiner?“ fragte Raoul Rigault.

„Ach ja, mein Herr,“ erwiederte das Kind, — „er ist so gut und liebt mich auch, — und ich möchte so gern wieder bei ihm sein —“

„Nun,“ sagte Raoul Rigault mit fürchterlichem Lächeln, — „dann denke morgen früh an ihn, — da wird man ihn füsiliren.“

Madame Chaudey fuhr zusammen wie von einem Blitzschlag getroffen. In hastiger Bewegung riß sie das Kind zurück, — und mit flammensprühenden Blicken, die Hand gegen Raoul Rigault ausstreckend, welcher lachend sich in den Divan zurücklehnte, rief sie:

„Ich habe den Priestern nicht geglaubt, wenn sie vom Teufel sprachen, — jetzt sehe ich ihn vor mir, — aber wenn der Teufel lebt und auf Erden umhergeht, — so muß auch Gott leben und die beleidigte und verhöhnte Natur rächen! Gott übergebe ich meine Rache und meinen Fluch!“

Und das zitternde Kind mit ihrem Arm umschlingend ging sie hinaus.

Raoul Rigault sendete ihr ein lautes Hohngelächter

nach, — die Uebrigen schwiegen, selbst Marie Leroy, welche alle Nonnen von Paris auf einem großen Scheiterhaufen verbrennen wollte, blickte leise zitternd in ihren Schooß nieder.

„Das hätten Sie nicht thun sollen, Rigault,“ sagte Cluseret. „Chaudey hat viele Freunde, — und im Grunde ist er doch ein guter Republikaner —“

„Er ist ein Affe der Tugend,“ rief Raoul Rigault, — „den ich hasse, — er ist ein Pedant, — er scheut das Blut, — er predigt abgeschmackte Theorieen von Gerechtigkeit, — und wenn er Freunde hat,“ rief er mit wilder Drohung, — „so können seine Freunde ihm folgen!“

„Nun, — wir können ja morgen darüber weiter sprechen,“ sagte Cluseret beschwichtigend, während Varlin still vor sich hin lächelte.

Raoul Rigault füllte einen Kelch mit Champagner und reichte ihn seiner Geliebten, damit diese, wie sie zu thun pflegte, den Wein mit ihren Lippen berühre.

Sie zögerte, in unwillkürlichem Entsetzen zusammenschauernd.

„Trink!“ rief er, — „oder ich glaube, daß Du mir Gift reichst!“

Sie tauchte zitternd ihre Lippen in den perlenden Wein. Raoul Rigault leerte den Kelch bis auf den Grund und versank dann in stilles Sinnen, während die Anderen

in lärmender Orgie den Eindruck der eben stattgefundenen Szene zu verwischen suchten.

Nach einiger Zeit stand er auf und verschwand hinter der Portière des Boudoirs, — die Marchesa blickte ihm unruhig nach, doch wagte sie nicht ihm zu folgen.

Er aber verließ durch den ihm bekannten Seitenausgang die Wohnung, stieg unsichern und schwankenden Schrittes die Treppe hinab, rief auf der Straße einen vorüberfahrenden Fiaker an und befahl demselben, ihn nach dem Gefängniß von Sainte-Pelagie zu fahren.

Hier angekommen ließ er den Wagen warten, läutete am Eingangsthor und trat durch den Hof des Gefängnisses in das Wachtzimmer.

In demselben befanden sich etwa fünfundzwanzig Mann von den Föderirten der Vorstädte, theils uniformirt, theils in blauen Blousen, mit kurzen Seitengewehren oder Schleppsäbeln bewaffnet, die Gewehre lehnten an der Wand, — geleerte Flaschen und halbvolle Gläser standen auf einem großen Tisch, der durch eine trübe brennende Lampe erleuchtet war.

Als Raoul Rigault eintrat, von einem lauten Rufe der wachhabenden Mannschaft begrüßt, kam aus den inneren Räumen des Gefängnisses Vermesch, der Redakteur des Père Duchesne, dieses Blattes, das den „Ami du

Peuple" Marat's nachahmte und auf seiner Titelvignette einen Arbeiter in einer phrygischen Mütze auf einer Barrikade zeigt, vor der am Boden zerbrochene Kronen, Bischofsmützen und Szepter liegen, während daneben ein brüllender Löwe, den Zorn des Volkes darstellend, sich erhebt. Vermesch, ein Mann von etwa dreißig Jahren, kalt, starr und gemessen in dem Ausdruck seines Gesichts und in seinen Bewegungen, bleich, mit strengen Blicken, ohne Gefühl und Erbarmen, kam von einer Inspektion des Gefängnisses zurück; in seiner Begleitung war der Schließer und der Brigadier Gentil, eine wilde Erscheinung mit struppigem Bart und rothem Gesicht, zwei Revolver im Gürtel, einen klirrenden Säbel an der Seite.

„Guten Abend, Vermesch," rief Raoul Rigault, als er seinen Kollegen und sinnverwandten Genossen erblickte, — „es fügt sich gut, daß ich Dich hier treffe, — ich habe ein Geschäft, das Dir gefallen wird! — Auf, Bürger Schließer, führen Sie mich in die Zelle des Gefangenen Chaudey!"

„Der Narr," sagte Vermesch, „hat mich soeben mit seinen Redensarten von Gerechtigkeit, Freiheit und Gesetz gelangweilt, — was soll's mit ihm?"

„Du wirst sehen," erwiederte Raoul Rigault, — und mit noch immer unsicheren Schritten folgte er dem

mit einer Laterne voranschreitenden Schließer in den Zellengang, indem er seinen Arm in den von Vermesch legte. Der Brigadier Gentil folgte.

Der Schließer öffnete eine Zelle, — das Licht der Laterne fiel in den dunklen Raum, in welchem Chaudey auf einem Strohbette lag.

„Was gibt es, — warum stört man mich schon wieder?“ fragte der Gefangene von seinem Lager.

„Auf, Chaudey, auf!“ rief Raoul Rigault, — „ich bin es, der Bürger Rigault, — es ist Zeit, — die Gerechtigkeit, die Sie anrufen, ist da!“

Chaudey erhob sich von seinem Lager und trat halb angekleidet in den Lichtkreis, welchen die Laterne am Eingang der Zelle umherwarf.

Sein Gesicht war bleich und eingefallen, seine sonst so scharfen und geistvollen Augen blickten trübe und krank, sein Haar und sein Backenbart waren ungeordnet, sein Kinn unrasirt.

„Sie sind es, Rigault,“ sagte er, streng und vorwurfsvoll den jungen Menschen anblickend, der hohnlachend in der Thür der Zelle stand, — „Sie sprechen von Gerechtigkeit? — Sie wissen am besten, daß ich meine Pflicht gethan habe, — daß ich kein Gesetz verletzt habe, — und daß ich der Kommune große Dienste geleistet habe, — indem ich ihren Frieden mit dem gebildeten Bürgerstande

vermitteln wollte, — freilich, Sie wollen keinen Frieden, keine Vermittlung."

„Sie sind ein Narr," rief Rigault, indem er sich, um seine Haltung zu bewahren, mit der Hand an den Thürpfosten stützte, — „ein Feigling, — ein Verräther!" schrie er, sich selbst zu immer größerer Wuth aufregend. „Ich bin nicht gekommen, um Ihre Vorlesungen anzuhören, sondern um ein Ende mit Ihnen zu machen."

„Wo ist Ihr Auftrag, — wo ist mein Urtheil?" fragte Chaudey.

„Mein Auftrag?" rief Raoul Rigault, — „ich bedarf keines Auftrags, — ich bin Prokurator, — Ihr Urtheil, das geht mich nichts an, — es bedarf keines Urtheils, mein Befehl genügt."

Chaudey wurde noch bleicher. Er schien zu fühlen, daß er in den Händen unerbittlicher Feinde sei, — rettungslos ihrer Willkür preisgegeben.

Eine augenblickliche Schwäche überfiel ihn, — er zitterte, die Luft war kühl und feucht in dem Zellengange, — er zog einen Ueberrock an, trat dann wieder nach der Thür hin und sprach mit weicher, wehmüthiger Stimme:

„Rigault, — ich habe ein Weib und ein Kind, — Sie wissen es!"

„Gewiß weiß ich es," rief Raoul Rigault, — „denn

ich habe Beide soeben gesehen, — sie haben mich daran erinnert, daß ich eine Abrechnung mit Ihnen habe, und ich habe Ihrem Sohne gesagt, daß ich Sie füsiliren lassen würde. Freilich erwartet er das erst morgen früh, — aber warum soll ich Sie diese Nacht noch auf dem schlechten Bett da schlafen lassen? — Also vorwärts, — Vermesch, holen Sie ein Peloton, — dort neben der Kapelle ist ein runder Platz, — vorwärts, vorwärts, — ich habe keine Zeit zu verlieren."

Chaudey warf einen Blick voll kalter Verachtung auf ihn und ging festen Schrittes durch den Gang nach der Rundmauer der Kapelle zu. Raoul Rigault folgte ihm, auf den Arm des Brigadiers Gentil gestützt, — Vermesch war nach der Wache am Eingang geeilt und kam bald mit neun Mann von der wilden blutgierigen Truppe der Föderirten zurück.

Chaudey, ohne ein Zeichen von Schwäche mehr zu geben, stellte sich einige Schritte von der Mauer auf, ihm gegenüber rangirte der Brigadier Gentil die Schützen.

Raoul Rigault stand zur Seite, mit funkelnden Blicken sein Opfer betrachtend.

„Ihr tödtet mich ohne Mandat, ohne richterliches Urtheil, — das ist keine Hinrichtung, — das ist ein Mord!" sagte Chaudey mit fast volltönender Stimme.

„Feuer!" rief der Brigadier Gentil.

Die wilden Soldaten der Kommune, ergriffen von den Worten und der Haltung Chaudey's, standen unschlüssig und ließen, zögernd, die Gewehre wieder sinken.

„Feuer!“ rief Raoul Rigault mit heiserer Stimme, seine Augen traten fast aus ihren Höhlen hervor, Schaum stand auf seinen Lippen, — er zog den Degen, stürzte zu den Soldaten hin und schwang seine Klinge über ihren Köpfen, indem er in rasender Wuth wiederholte: „Feuer! — Feuer! — feige Memmen, — Verräther, — wenn ihr nicht schießt, werde ich meine Leibgarde von Belleville holen und euch in Stücke reißen lassen!“

Diese Männer des Schreckens, deren Empfindung abgestumpft war gegen Alles, was sonst menschliche Herzen mit Entsetzen erfüllt, — sie zitterten bei dem Anblick dieses, einem Raubthier gleich auf sie eindringenden jungen Menschen, der die Macht hatte, seine Drohung wahr zu machen, — sie hoben ihre Gewehre empor. — „Feuer!“ rief Raoul Rigault nochmals, — da krachten die Schüsse, — aber sie waren zu hoch gezielt, — mit dem Ruf: „Es lebe die Republik!“ sank Chaudey gegen die Mauer zurück, aber er war nur in den Arm und in die Schulter getroffen, er richtete sich wieder auf und ging taumelnd einen Schritt zur Seite.

„Ich will Dir Deine Republik aus dem Kopf treiben!“ rief der Brigadier Gentil, — schnell sprang er zu

dem Verwundeten hin, setzte seinen Revolver an dessen Kopf und entlud drei Schüsse gegen die Hirnschale, welche in Stücke sprang, während der Körper schwer mit dumpfem Ton auf die Steinplatten des Hofes niederschlug.

Raoul Rigault hatte unbeweglich dagestanden und mit freudiger Befriedigung den grauenvollen Vorgang mit angesehen.

Als Alles vorüber war und die Soldaten des Pelotons in finsterem Schweigen fortgingen, trat er zu der am Boden liegenden Leiche hin, zog ein weißes Batisttuch aus seiner Tasche und tauchte einen Zipfel desselben in die Blutlache, welche sich um den todten Körper gebildet hatte.

„Gehst Du mit?“ fragte er Vermesch, — „ich habe Gesellschaft bei meiner Geliebten.“

„Nein,“ erwiederte Vermesch, — „ich will die übrigen Gefängnisse revidiren, man muß vorsichtig sein, — die Versailler sind thätig und haben viele Agenten ausgesendet.“

„Adieu dann,“ sagte Raoul Rigault, indem er ihm flüchtig die Hand drückte. Leichten Schrittes, eine Operettenmelodie zwischen den Zähnen pfeifend, schritt er durch den Gang, an der Wache vorbei und ließ sich das Thor des Hofes aufschließen, und den Fiaker zur Eile antreibend, fuhr er nach dem Hause der Marchesa Pallanzoni zurück.

Als er in das Zimmer trat, fand er die junge Frau allein inmitten der Reste des wüsten Gelages.

Sie saß da, die Hände auf dem Schooß gefaltet und den Blick zu Boden gesenkt.

Als er eintrat, kam sie ihm langsam entgegen und streckte ihm mit einer gewissen Scheu die Hand entgegen.

Sein Rausch war verflogen, klar und ruhig wie gewöhnlich blickten seine Augen, aber große dunkle Ringe lagen unter denselben und ließen sie unheimlich aus dem blassen Gesicht hervortreten.

„Sind sie fort, die elenden Schwächlinge,“ rief er, — „die sich durch Weiber und Kinder aus der Fassung bringen lassen? — Nun, um so besser, — so wollen wir allein dem flammenden Altar des Weines und der Liebe unser Opfer bringen! — Weißt Du, was das ist?“ fragte er, sein Batisttuch hervorziehend und auf einen dunkelrothen Fleck in demselben deutend.

Sie blickte ihn fragend an, — ein unbestimmtes Gefühl der Furcht ließ ihr Herz schneller klopfen.

„Das ist das Blut Chaudey's,“ sagte er, „den ich soeben in Sainte-Pelagie füsiliren ließ.“

Er schlang seine Arme um ihren Nacken und eisige Schauer durchrieselten sie, als sein Kuß auf ihren Lippen brannte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Am späten Abend war ein großer Wagen mit vergitterten Fenstern vor dem Gefängniß von La Roquette angekommen, diesem letzten Aufenthalt der zum Tode verurtheilten Verbrecher, vor dessen Thor man die vier Steine mit den Vertiefungen für die Pfähle des Gerüstes der Guillotine sieht. Eine wenig zahlreiche Bedeckung von Föderirten begleitete diesen Wagen, welcher den Erzbischof von Paris, Monseigneur Darbois und eine Anzahl anderer Priester, sowie den Präsidenten Bonjean und den Bankier Jecker von dem Gefängniß Mazas hieher führte. Man hatte mit Absicht diese Ueberführung zu später Stunde und ohne alles Aufsehen vorgenommen, denn es waren Fälle vorgekommen, daß die Weiber der Vorstädte, welche wie rasende Megären Gendarmen und Polizeibeamte des Kaiserreichs zum Tode schleppten, dennoch gefangene Priester, wie den Pfarrer von St. Eustache, aus den Händen der Kommunards befreit hatten und

selbst die wildesten Föderirten von Belleville, welche vor nichts zurückschreckten, fürchteten die Weiber der Straßen von Paris, denn diese verlachten ihrerseits die Säbel oder Bajonnette und griffen, wenn man sich ihrem Willen widersetzte, so tapfer mit den Fäusten, Nägeln und Zähnen an, daß ihre Opfer im eigentlichsten Sinne des Worts in Stücke gerissen wurden.

Sobald die Gefangenen den Wagen verließen, wurden sie einzeln von zwei Föderirten in die Mitte genommen und, nach Anweisung des Gefängnißdirektors François, eines wüsten Menschen mit rothem, blatternarbigem Gesicht, der lange Jahre auf den Galeeren zugebracht hatte, in getrennte Zellen geführt.

Der Erzbischof Darbois, ein Greis von einundsiebenzig Jahren, von schlanker magerer Gestalt, ruhige und freudige Erregung in den blassen geistvollen Zügen, das violette Käppchen auf dem weißen, glatt herabfallenden Haar, ging festen Schrittes durch den Gang nach der für ihn bestimmten Zelle. Am Eingang derselben wendete er sich noch einmal um und erhob die Hand zum Segenszeichen gegen seine ihm folgenden Schicksalsgenossen.

„Laß die Possen, Priester!“ sagte unwillig einer der ihn begleitenden Soldaten, indem er die Hand auf die Schulter des greisen Kirchenfürsten legte und ihn heftig in die Zelle hineindrängte.

Der Erzbischof erwiederte nichts und schritt, immer mit demselben ruhigen und freundlichen Ausdruck, in den dunklen Raum.

„Kann ich ein Licht erhalten?“ fragte er.

Sein Begleiter rief den Gefängnißdirektor François, der in der Nähe stand und die Zellen für die übrigen Gefangenen bezeichnete.

„Licht?“ fragte dieser, — „die Finsterniß ist ja das Element dieser betrügerischen Priester, — doch, mag's drum sein, — sein Licht wird ja wohl ohnehin am längsten gebrannt haben!“

Nach einiger Zeit wurde dem Erzbischof eine Stearinkerze in einem schlechten Leuchter von Messing gebracht und die Thür verschlossen.

Er blickte in dem Raum umher, der ein vergittertes Fenster in der Höhe der Mauer hatte. Ein Bett mit einer harten Matratze, einem Kissen und einer kleinen Decke stand an der Mauer, — ein Tisch und ein Stuhl daneben.

Nachdem abermals längere Zeit vergangen war, brachte ein Schließer ein kaltes gebratenes Huhn, ein Brod und einen Krug Wasser mit einer Flasche jenes eigenthümlichen und zweifelhaften Rothweins, den man mit dem Namen Piquette zu bezeichnen pflegt.

Der Schließer stellte dieß Alles in brüsker Weise vor den Erzbischof hin und sagte mit rauhem Ton:

„Man soll nicht sagen, daß wir Euch verhungern lassen, — obgleich Ihr es verdientet, — darum hat die Kommune befohlen, Euch dieß zu bringen, — wovon," fügte er bitter hinzu, „Bessere als Ihr leben könnten, die im Kampf gegen Eure mörderischen Verbündeten in Versailles ihre Kräfte aufzehren."

Mild und ruhig blickte der Erzbischof ihn an.

„Nehmen Sie diese Speisen, mein Freund," sagte er, — „ein Bissen Brod und ein Trunk Wasser genügen mir."

„Schweigt und eßt!" erwiederte der Schließer mürrisch mit einiger Verlegenheit, indem er sich gegen den Thürpfosten lehnte und mit untergeschlagenen Armen, seine Schlüssel in der Hand, stehen blieb.

Der Erzbischof löste einen Flügel von dem gebratenen Huhn, verzehrte denselben mit einer Schnitte Brod und trank ein Glas Wasser, in das er einige Tropfen des rothen Weins goß.

Dann sprach er, die Hände faltend und leise die Lippen bewegend, ein kurzes Dankgebet.

„Ich bin fertig," sagte er, zu dem Schließer gewendet, — „und danke Ihnen."

Während der Schließer sich anschickte, den Tisch abzuräumen, trat der Gefängnißdirektor an die Thür der Zelle. Ihm folgte ein Mann mit tief in die Stirn

gedrücktem Hut, in einer weiten dunklen Blouse, ein rothes Tuch lose und faltig um den Hals geschlungen, so daß es den untern Theil seines Gesichtes beschattete, — einen Säbel an der Seite.

„Der Priester ist starrsinnig, wie sie es Alle sind,“ sagte François in rohem Ton, „Sie werden wenig mit ihm anfangen können, Bürger — — ich habe Ihren Namen nicht genau gelesen —“

„Martin,“ sagte der Andere mit tiefer Stimme.

„Ich weiß überhaupt nicht,“ fuhr François fort, — „was der Bürger Prokurator noch mit einem Verhör dieses Priesters will, man sollte ein Ende mit der ganzen Gesellschaft machen, — doch thut, was Ihr für gut haltet, — wenn Ihr zurückgeht, zeigt Eure Vollmacht der Wache vor, — ich will noch einen Gang durch die Straßen machen, — ich habe nicht Lust, um die Gefangenen zu bewachen, selbst Gefangener zu sein.“

Er berührte grüßend seinen mit einer rothen Feder geschmückten Hut und ging hinaus, — der Schließer folgte mit dem fast noch vollständigen Nachtmahl des Erzbischofs.

„Benachrichtigen Sie mich, wenn Sie fortgehen,“ sagte er zu dem Fremden, — „ich lasse den Schlüssel in der Thür, — Sie finden mich in meinem Zimmer am Ende des Ganges.“

Der Erzbischof blieb mit dem Fremden allein.

„Welchen Auftrag haben Sie," fragte er mit ruhiger Würde, — „und was haben Sie mir zu sagen?"

Der Fremde nahm den Hut ab, ließ sich auf ein Kniee nieder und sprach mit tiefbewegter Stimme:

„Zunächst danke ich Gott, der mich bis hieher geführt, — und bitte um Ihren Segen, Monseigneur."

Erstaunt trat der Erzbischof zurück, bei dieser unerwarteten Anrede Desjenigen, den er für einen Boten des Prokurators der Kommune hielt, — forschend blickte er in das von dem flackernden Schein der Kerze beleuchtete Gesicht des Knieenden und schien in seinen Erinnerungen zu suchen.

„Der Graf von Rivero?" sagte er endlich, — „in dieser Verkleidung, — hier, — was führt Sie hieher?" fragte er, indem eine fast vorwurfsvolle strenge Kälte in seinem Ton lag.

„Ich bin hier," erwiederte der Graf, ohne sich zu erheben, „um das Leben des ehrwürdigen Oberhirten dieser schwer heimgesuchten Stadt zu retten und der Kirche, — die mich für ihren unwürdigen Sohn erklärt hat," fügte er mit schmerzlicher Bitterkeit hinzu, „einen ihrer edelsten Priester zu retten, — der heilige Vater," fuhr er fort, „hat mich verurtheilt um der Ueberzeugungen willen, die ich aus meinem Herzen nicht bannen

kann und die doch die ewigen Grundwahrheiten unserer heiligen Kirche nicht verleugnen. Sie, Monseigneur, sollen mir dereinst vor dem erhabenen Haupte der katholischen Kirche das Zeugniß geben, daß ich Eines wenigstens in mir trage, das die Kirche von ihren treuen Söhnen verlangt, — den freudigen Opfermuth und die Hingebung des irdischen Lebens zum Ruhm und zur Ehre Gottes."

„Und deßhalb finde ich Sie im Dienst dieser Gott leugnenden Kommune?" fragte der Erzbischof, — „ich verstehe das nicht, — Sie wollen mein Leben retten, — ist denn mein Leben in Gefahr? — man hat mich verhaftet wie viele Andere, um die Regierung in Versailles zu schrecken und von den grausamen Maßregeln zurückzuhalten, die auch ich tief beklage und von denen ich Herrn Thiers — wie ich fürchte, leider vergeblich — abgerathen habe, — man hat mich manche Demüthigungen ertragen lassen, die ich in christlicher Demuth über mich ergehen ließ, — aber sollte man es wagen, — sollte man ein Interesse haben, mich oder die anderen Geiseln hinrichten zu lassen? — Es gibt doch unter den jetzigen Machthabern noch Männer von klarem Verstand, welche nicht die letzten Brücken der eigenen spätern Rettung werden zerstören wollen —"

„Darum," fiel der Graf Rivero ein, indem er sich

schnell erhob, — „darum, Monseigneur, wird man Sie nicht hinrichten, — man wird Sie ermorden, — sicher und gewiß ermorden, morgen schon, — vielleicht heute Nacht noch, — ich weiß es, — der Befehl zur Ausführung ist gegeben, die Zeit ist vielleicht kurz, welche zur Rettung noch vorhanden ist, — ich beschwöre Sie —"

„Und wie wäre eine Rettung möglich?" fragte der Erzbischof.

„Leicht, Monseigneur," erwiederte der Graf, — „wenn Gott seinen Beistand leiht, — hier," fuhr er fort, einen falschen Bart, dem seinigen ähnlich, aus seiner Blouse ziehend, „Sie legen diesen Bart an, tauschen die Kleidung mit mir, — und hier," er zeigte ihm das von ihm ausgefüllte Blanquet Raoul Rigault's, — „hier ist ein passe partout des Prokurators, der die Thüren aller Gefängnisse öffnet, — die Wachen sind wein- und schlaftrunken, — man kennt mich nicht und hat mich nicht genau beobachtet, — Sie werden ohne jede Schwierigkeit das Gefängniß verlassen, — aber Eile, Eile ist nothwendig," sagte er immer dringender, — „jeden Augenblick kann dieser blutdürstige junge Mensch hier erscheinen, um sich an dem Anblick seiner Opfer zu weiden oder ihr Ende zu beschleunigen, — dann würde Alles entdeckt und vereitelt werden!"

Der Erzbischof hatte aufmerksam zugehört. Liebevoll ruhte sein forschender Blick auf dem Grafen.

„Und Sie, mein Herr?“ fragte er.

„Ich bleibe hier in Ihrer Kleidung,“ erwiederte der Graf, — „bis man die Verwechslung entdeckt, können Sie in Sicherheit sein —“

„Und wenn man diese Verwechslung entdeckt, wird man Sie tödten,“ sagte der Erzbischof.

„Man will Ihr Blut, Monseigneur, das Blut des Priesters Gottes, den man verleugnet, — nicht das des untergeordneten unbekannten Mannes —“

„Den man um so sicherer ermorden wird, wenn er die Absichten der Gewalthaber vereitelt hat,“ sprach der Erzbischof ernst, — „nein, Herr Graf, meine Tage sind gezählt, — ich bin an der äußersten Grenze eines langen Lebens angekommen, dessen Pflichten ich nach der schwachen menschlichen Kraft erfüllt habe, — Sie haben noch viele Jahre des Wirkens vor sich, — Jahre, die Sie Gott und seinem Ruhm schuldig sind, — ich kann das Opfer nicht annehmen.“

„Was ist mein Leben, Monseigneur,“ rief der Graf Rivero, „dessen Kraft gebrochen, dessen Streben verfehlt und verurtheilt ist, — gegen das Leben des hohen Hirten, der durch sein Wort und sein Beispiel mehr Segen in einem Tage verbreitet, als ich es in Jahren könnte, —

was ist mein Leben, wenn ich durch dessen Hingebung so viele gläubige Herzen, — die ganze Kirche vor schwerer Trauer bewahren, — wenn ich beweisen kann, daß Gott trotz der Bosheit der Menschen, trotz des Eifers der Hölle seine Auserwählten rettet, wie er Petrus aus den Gewölben des Kerkers hinausführte!“

„Und die anderen Gefangenen,“ fragte der Erzbischof, — „meine priesterlichen Brüder, die hier um mich her in den Zellen eingeschlossen sind, was soll mit ihnen werden?“

„Ich hoffe, man wird sie verschonen,“ erwiederte der Graf, „sobald man Sie, Monseigneur, ihren obersten Führer, nicht mehr opfern kann.“

„Man wird das nicht thun,“ sagte der Erzbischof, — „und Sie selbst glauben nicht daran, — von mir aber,“ fuhr er mit erhobenem Ton fort, „von mir wird man sagen, daß ich mich von Jenen getrennt, daß ich sie verlassen habe in der Todesgefahr, — daß ich, ihr Bischof, der ich ihnen vorangehen sollte mit meinem Beispiel in muthigem Blutzeugniß, wie es die Apostel und die heiligen Märtyrer abzulegen begnadigt wurden, — daß ich feige das irdische, fast schon vollendete Leben der ewigen Krone des Himmels vorgezogen, — daß ich den Herrn verleugnet habe. Nein, Herr Graf, — ich werde mich von den Genossen meines Schicksals nicht trennen,

ich werde Gott das feierliche Bekenntniß meiner Glaubenstreue nicht verweigern — und," fuhr er, die Hände faltend und den Blick aufwärts richtend, fort, — „mein Blut, wenn es hier vergossen wird zum Zeugniß, daß die Hölle wohl Macht hat über den irdischen Leib, aber nicht über die im Glauben mit Gott verbundene Seele, es wird mehr Segen verbreiten zum Heil der Kirche, als ich es thun könnte in den wenigen Tagen, die meinem Leben noch gegeben sein möchten. Diese Tage des Schreckens," sprach er, indem sein Gesicht wie in prophetischer Erleuchtung strahlte, „werden vorübergehen, und die wieder aufathmende französische Nation wird sich an dem Beispiel muthiger, bis zum Tode standhafter Glaubenstreue emporrichten zu neuer Kraft auf dem Felsengrunde der christlichen Kirche! Ich aber, Herr Graf, ich bitte Gott, mir zu gewähren, daß ich dieß Beispiel geben und mein, seinem Dienste geweihtes Leben so herrlich beschließen könne."

Der Graf stand in düsterem Schweigen da. Er fand keine Gründe, um die Worte des Erzbischofs zu widerlegen, er fühlte, daß der Bischof der Kirche, deren heiliger Stifter sein unschuldiges Blut für die Sünden der Welt dahingegeben hatte, nicht anders sprechen, nicht anders handeln konnte, — aber tiefer Schmerz durchzuckte ihn bei dem Gedanken, daß seine

Mühe umsonst gewesen, daß das Opfer seines Lebens verworfen sei.

„So erlauben Sie mir, hier zu bleiben, Monseigneur," sagte er endlich, „um mein sündiges Leben mit dem Opfer Ihres heiligen Blutes zugleich hinzugeben im Zeugniß für Gottes ewige Herrlichkeit."

„Nein, mein Sohn," erwiederte der Erzbischof, — „Dein Leben gehört noch den Pflichten der Welt, — Gott hat es noch nicht von Dir gefordert; und nicht vermessen und unberufen darfst Du es hingeben, — ein solches Opfer würde strafbar sein und keinen Segen bringen. Ich, der Bischof und Priester Gottes, befehle Dir, zurückzukehren in die Welt und die Pflicht des Lebens zu erfüllen, bis Dein Schöpfer selbst Deinen Tagen ihr Ziel steckt. Aber mit Dir sollst Du," fuhr er fort, „meinen reichsten Segen nehmen, — den Segen des Greises, den Segen des Priesters und Bischofs, und der Herr wird diesem Segen die Alles durchdringende apostolische Kraft verleihen. Deines Geistes Irrthum hat Dich zu falschen Ueberzeugungen geführt, — Du bist dafür gestraft, — aber können die Irrthümer des Geistes hier auf Erden ihren Richter finden?" sprach er mit unendlicher Milde, — „des Glaubens heiligstes Kleinod aber trägst Du in Dir, — ich habe es leuchten sehen in Deinem Herzen, — und sollte ich gerettet werden aus diesem

Kerker, so werde ich dafür zeugen, — denn Du hast Deinen Nächsten geliebt wie Dich selbst und Gott mehr als Dein Leben."

Zitternd beugte der Graf abermals das Knie, Thränen rannen aus seinen Augen, — der Erzbischof erhob die Hand und machte dreimal das Zeichen des Kreuzes über dem Haupt des Knieenden, indem er leise die Worte des Segens sprach.

Dann ergriff der Graf die Hand, welche ihn gesegnet hatte, und drückte inbrünstig seine Lippen auf den bischöflichen Ring.

„Leben Sie wohl, Monseigneur," sagte er aufstehend mit bebender Stimme, „und gedenken Sie meiner am Thron der ewigen Herrlichkeit! — Ich habe vor dem glänzenden Stuhl St. Petri gestanden, — festen und ruhigen Herzens, — hier in dieser Kerkerzelle habe ich Gott geschaut und des Heilandes Antlitz, der die Welt am Kreuz erlöste, — anbetend im Staube liegt meine Seele."

Schnell wendete er sich um und verließ die Zelle, während der Erzbischof noch einmal segnend die Hand gegen ihn erhob.

Bald darauf wurde die Thür von außen verschlossen. Ruhig und heiter verrichtete der Erzbischof sein Gebet, — dann legte er sich auf das harte Lager nieder, löschte das

Licht aus, und nach kurzer Zeit schlief er in dieser dumpfen Zelle, an deren Pforte ihm der Tod drohte, ebenso ruhig als sonst in seinem erzbischöflichen Palast.

Nach kaum einer Stunde wurde es unruhig in dem Gefängniß. Laute Stimmen schallten durch die Höfe, während von fern her schwerer Geschützdonner krachte. Man hörte laute, wilde Rufe auf den Gängen, — Säbelklirren und das Aufstoßen von Gewehrkolben.

Der Erzbischof war erwacht; er erhob sich von seinem Bett und lauschte den lärmenden Stimmen, welche durch die schwere Thür seiner Zelle drangen.

„Sollte der Graf Recht haben," sprach er leise, — „sollte die Stunde der Verklärung nahen? Herr," sagte er, die Hände faltend über das Kreuz, das an seinem Halse hing und dieß Zeichen seiner bischöflichen Würde an die Lippen drückend, — „Herr, ich danke dir, daß du mich würdigst, den Spuren deiner heiligen Märtyrer zu folgen, — durchdringe mich mit dem Geist, der sie erfüllte!"

Freudige Begeisterung leuchtete von seinem Gesicht, — so stand er da, die Augen zu Dem aufgeschlagen, der über der niedern Decke seines Gefängnisses in den Himmelshöhen thront, — in den Händen das Kreuz emporgehoben, das Zeichen der versöhnenden Liebe des Allmächtigen, der unter Qualen den Tod erlitt, um der sündigen entsühnten Welt verzeihen zu können.

Langsam öffnete sich die Thür. Der Schließer blickte in die Zelle und sagte kurz und kalt:

„Kommen Sie heraus, Gefangener!“

Der Erzbischof schritt ruhig und würdevoll aus dem dumpfen dunklen Raum.

Der Korridor war von einzelnen Fackeln und Laternen erleuchtet. Wilde Gestalten, theils in bunt zusammengesetzten Uniformen, theils in Blousen, erfüllten den Gang, in welchen soeben auch die anderen Gefangenen aus den benachbarten Zellen geführt wurden. Alle trugen Gewehre in den Händen, Säbel an der Seite, — Alle hatten weingeröthete und von Blutgier verzerrte Gesichter, — an ihrer Spitze stand ein großer magerer Mann mit bleichem, finsterem Gesicht, in einer Offiziersuniform mit rother Schärpe, — der Lieutenant Véricq, der Führer dieser zu den Exekutionen kommandirten Abtheilung der Föderirten.

Wüstes Geschrei und Hohnlachen empfing den Erzbischof. Beleidigungen und Lästerungen tönten aus den Reihen hervor.

„Ruhig!“ rief der Lieutenant Véricq, — „sind die Gefangenen alle da?“

„Die Zellen der Geiseln sind alle geleert,“ erwiederte der Schließer.

„Vorwärts!“ kommandirte Véricq und, der Erz-

bischof voran, wurden die Gefangenen unter Schimpfreden und Schmähungen mit Kolbenstößen in den Hof gedrängt.

„Seht,“ rief ein entsetzlich aussehender kleiner, halb verwachsener Mensch mit einem großen Schleppsäbel an der Seite, — „seht, — er hält seinen Gott in der Hand! — Prügle Deinen Götzen, verdammter Priester, — wie es die Afrikaner thun, — vielleicht hilft er Dir dann!“

Rohes Gelächter begleitete diesen traurigen Scherz des halb wahnsinnigen Elenden, — der Erzbischof blickte sich um, zornige Entrüstung flammte aus seinen Augen, ein dunkles Roth färbte sein bleiches Gesicht.

Sogleich aber erschien wieder das sanfte Lächeln ruhiger heiterer Ergebung auf seinen Zügen, — er erhob das Kreuz an seine Lippen und sprach:

„Arme, Unglückliche! Herr, vergib ihnen, — sie wissen nicht, was sie thun!“

Man war im Hofe angekommen.

Schweigend und ernst, gestärkt und erhoben durch das Beispiel ihres Oberhirten umstanden die übrigen gefangenen Geistlichen den Erzbischof, — unmittelbar neben ihm stand der dreiundsiebenzigjährige Abbé Deguerry, der Pfarrer der Madeleine, ein gebeugter zitternder Greis mit schneeweißem Haar; er war körperlich gebrochen, von Schauern geschüttelt, stützte er sich auf den Arm eines

jüngern Geistlichen, — der Präsident Bonjean blickte finster zur Erde, — der Bankier Jecker allein hatte die Fassung verloren, bald drohte er den Föderirten, bald bot er ihnen hohe Summen für sein Leben und seine Freiheit, — bald flehte er ihr Mitleid an, ohne eine andere Antwort zu erhalten als Hohnlachen und Schimpfreden.

Der Lieutenant Véricq stellte das Exekutionspeloton auf, — ein zweites zur Reserve daneben.

Der Erzbischof trat vor und sprach mit lauter, voller Stimme:

„Wie der Heiland seinen Mördern verzieh, so vergebe ich euch meinen Tod, — mein Blut komme nicht über euch!“

Er hob die Hand gegen sie auf und machte das Zeichen des Kreuzes.

Da traten zwei von den im Peloton stehenden Föderirten vor, stürzten zu den Füßen des Erzbischofs nieder und küßten sein Gewand, indem sie mit schluchzender Stimme riefen:

„Verzeihung, Monseigneur, — Verzeihung!“

Aber ebenso schnell waren sie von den Uebrigen ergriffen und unter Kolbenstößen und Fußtritten zurückgerissen. Das Peloton löste sich auf und Alle drängten gegen den Erzbischof heran.

„Elender Priester," rief jener kleine verwachsene Mensch, — „willst Du durch Deine Gaukeleien gute Bürger zu Verräthern machen? — Du bist die Kugel nicht werth, — wir wollen Dein falsches Herz aus Deinem verfluchten Leibe reißen!"

Er erhob die Hand und schlug in das Gesicht des ruhig dastehenden Erzbischofs. Alle Hände erhoben sich rings umher und bedrohten unter wildem Geschrei den Prälaten.

Eine andere Abtheilung der Föderirten hatte inzwischen den Pater Allard und zwei andere Geistliche in eine Ecke des Hofes gedrängt, — man hörte einige Schüsse krachen, — zuckend lagen die Priester am Boden.

Der Lieutenant Véricq sprang mit gezogenem Degen unter den brüllenden Haufen, der den Erzbischof umringte.

„Zurück!" rief er, seine Klinge gegen die Andrängenden schwingend, — „ich befehle hier — ihr seid dazu da, die Leute zu füsiliren, aber nicht, sie zu beleidigen! In die Reihe!"

Einige murrten, — doch Niemand wagte, dem Befehl sich zu widersetzen, — das Peloton stellte sich wieder in Reih und Glied, — die Gewehre wurden angeschlagen, — der Erzbischof stand allein in der Nähe der Mauer des Hofes, das Kreuz vor die Brust gedrückt, — freudige Verklärung in seinen Blicken.

„Feuer!“ rief der Lieutenant Véricq.

Die Schüsse krachten und tödtlich getroffen sank Monseigneur Darbois am Fuße der Mauer des Hofes zu Boden.

Da schien ein Wahnsinn des Blutdurstes diese ganze Schaar zu erfassen. Die Glieder lösten sich auf, die Föderirten drängten die Gefangenen zusammen und schossen mit Gewehren, Pistolen und Revolvern so lange auf sie, bis diese unglücklichen Opfer wüthender Raserei von Kugeln durchlöchert in einer großen Blutlache am Boden lagen.

Als Alles beendet war, eilte Raoul Rigault, den Degen in der Hand, mit der rothen Schärpe um die Schulter, herbei, — begleitet von dem Brigadier Gentil, Préau de Vedel, einem jungen Menschen, der sich den Prokurator der Kommune zum Muster und Vorbild genommen hatte und eine Art von Adjutantendienst bei ihm that, — und Pilotell, einem der thätigsten und eifrigsten Agenten für die polizeiliche Spionage der Kommune.

„Ah!“ sagte Raoul Rigault, indem er sein Glas vor die Augen hielt und auf den blutigen Leichenhaufen hinabsah, — „es ist vorbei, — wir sind zu spät gekommen, — das ist schade, — ich hätte gern gesehen, welche Grimasse dieser alte Priester gemacht hat, der sich herausnahm, mich ‚mein Kind‘ zu nennen, als ich ihn verhaftete.“

Er blickte suchend umher, — dann trat er zu der seitwärts liegenden Leiche des Erzbischofs und betrachtete dieselbe einige Zeit mit kaltblütiger Neugier.

„Man soll diese Kadaver nach dem Père Lachaise fahren und in die Fosse commune werfen!“ befahl er, dem todten Körper des Erzbischofs noch einen leichten Stich mit der Spitze seines Degens versetzend, — dann rief er den Direktor François heran, der inzwischen wieder nach seinem Gefängniß zurückgekehrt war:

„Sind noch politische Gefangene außer diesen hier?“ fragte er, auf die Leichen deutend.

„Ich habe noch etwa sechzig Gendarmen des Kaiserreichs,“ erwiederte François, „welche in den hinteren Zellen sitzen.“

„Und andere Gefangene?“ fragte Raoul Rigault weiter.

„Fast zweihundert,“ erwiederte François, — „welche verurtheilt sind und nach Toulon in das Bagno gebracht werden sollten —“

„Es ist unrecht, diese Opfer der Tyrannei noch nicht befreit zu haben,“ sagte Raoul Rigault, — „lassen Sie dieselben sogleich frei, — geben Sie ihnen Gewehre, — und damit sie sogleich sich nützlich machen, sollen sie damit beginnen, die gefangenen Gendarmen hier zu diesen zu werfen,“ er stieß die Leiche eines der ermordeten Priester

mit dem Fuße an, — „später soll man sie auf die Barrikaden senden! Kommt, meine Freunde," sagte er zu Préau de Bedel und Pilotell, — „laßt uns weiter gehen, — wir haben noch viele Arbeit zu thun."

Er neigte herablassend den Kopf gegen François und verließ den Hof, um nach den anderen Gefängnissen zu eilen, — und die halbe Nacht zog er mit seinen Begleitern umher, blutige Leichen aufhäufend, wohin er kam. Das Gefängniß La Roquette aber hallte bald nach seiner Entfernung von dem wilden Geschrei der befreiten Galeerensträflinge wieder und von den Schüssen, mit welchen sie die gefangenen Gendarmen niederstreckten. —

Alle Schrecken der Hölle schienen über dem unglücklichen Paris, dieser früher so reizvoll schimmernden Königin der Städte, entfesselt zu sein. Wilde Banden durchzogen die noch von der Kommune beherrschten Stadttheile, mordend und zerstörend ohne Wahl und Ursache, — auf den Barrikaden tobte der Kampf mit unversöhnlicher, erbarmungsloser Wuth, — und wo die versailler Truppen vordrangen, da übten sie mit unerbittlicher Grausamkeit die Vergeltung und Rache, — wobei nur zu oft nicht die Schuldigen oder wenigstens nicht die Schuldigsten getroffen wurden. Dazu hatte das Feuer sein Vernichtungswerk begonnen, — bereits war das Stadthaus eine glühende, dampfende Ruine, — die

Tuilerieen flammten in gelbrother Lohe zum Himmel auf, während die Mauern dieses alten Königsschlosses krachend zusammenstürzten, und Horden von fürchterlichen, rauchgeschwärzten und blutbespritzten Weibern durchzogen die Straßen, Petroleum in die Häuser gießend und dem Brand immer neue Nahrung zuführend. Die Mitglieder der Kommune, nachdem sie in ihrer letzten Sitzung die Zerstörung von Paris beschlossen, waren nach allen Richtungen auseinander gestoben, — die Einen, um sich zu retten, die Anderen, um die Lust an der Zerstörung und Vernichtung der Hauptstadt, der alten Gesellschaft, welche sie für die neue Ordnung der Dinge nicht retten konnten, bis zum Ende zu genießen.

Die Marchesa Pallanzoni saß in finsterem Brüten in ihrem nur von einer einzigen gedämpften Lampe erleuchteten Salon, — denn es war gefährlich, in jenen Nächten des Schreckens durch hell erleuchtete Fenster die Aufmerksamkeit zu erregen. Diese Frau, welche mit ihrer Hand alle Laster und Verbrechen berührt hatte, ohne daß ihre festen Nerven zitterten, begann Furcht und Entsetzen zu empfinden; der betäubende Lärm, — der in allen seinen schrecklichsten Gestalten über die Welt dahinrasende Tod, die wilden Orgien dieser letzten Zeit, die sie stets zwischen Ueberreizung und Betäubung hatten hin und her schwanken lassen, untergruben allmälig auch die von Stahl

gefügten Fasern ihrer Natur; sie fing an, sich körperlich noch mehr als geistig gebrochen zu fühlen und strengte vergeblich ihren sonst so erfindungsreichen Geist an, um sich aus den von allen Seiten mit so brutaler Gewalt herandrohenden Gefahren zu retten, kein Ausweg wollte sich ihr zeigen, denn überall starrte ihr Tod und Verderben entgegen, — in ihrer Wohnung drohte ihr die Rückkehr ihres Geliebten, den sie genug kannte, um zu wissen, daß er sie tödten würde, ehe er sie in Paris zurückließ, wenn der äußerste Augenblick gekommen, — draußen war ihr Leben dem Zufall preisgegeben, und das Zeugniß des Grafen Rivero könnte ihr nur bei der wiederhergestellten ordnungsmäßigen Autorität nützen, nicht aber bei den in der wilden Kampfeswuth hereinbrechenden Truppen.

Während so ihre finsteren Gedanken unschlüssig hin und her wogten, trat Herr Charles Lenoir ein. Er trug eine weite Blouse, — sein Gesicht war rauchgeschwärzt, — ein zerknitterter Hut bedeckte seinen Kopf.

Die Marchesa blickte auf und sah den Eintretenden betroffen an, denn nicht ergeben und demüthig wie sonst stand er vor ihr, — schnell trat er zu ihr heran, faßte heftig ihren Arm und sie gewaltsam emporreißend rief er:

„Rasch Toni, — die Komödie ist zu Ende, — es gilt zu retten, was möglich ist, — ich weiß, Deine

Schatulle ist gefüllt, — ich bedarf des Geldes, vielen Geldes, — man kann nicht wissen, was die Zukunft bringt, — und Du," sagte er, höhnisch lächelnd, „wirst schon Mittel finden, Deine Kassen wieder zu füllen."

Die junge Frau stand auf, — sie ergriff ihr Stilet, das auf einem Stuhl neben ihr lag, und stellte sich mit funkelnden Blicken vor den Schreibtisch, in welchem sich ihre Kassette befand.

„Nichtswürdiger," rief sie, „so belohnst Du das Mitleid, das ich mit Dir gehabt, — zum Raube willst Du diese Stunden des Tumults benützen, — aber sieh' Dich vor, — meine Hand ist stark und fest, und wenn sie Herrn Lenoir zu den Todten sendet, so wird er nicht wieder unter den Lebenden erscheinen, wie Herr Balzer, der Fälscher und Betrüger."

„Ich bin vollkommen überzeugt," erwiederte er lachend, „daß meine theure Toni nichts mehr wünscht, als zum zweiten Mal Wittwe zu werden, — und auch, daß diese kleine zarte Hand fest und sicher stoßen würde, — auch habe ich gar keine Lust, mich auf einen solchen Kampf einzulassen, — ich habe bessere Waffen; was meinst Du, daß Dein theurer Raoul Rigault sagen würde," sprach er, die Arme kreuzend und sie starr anblickend, — „wenn ich ihm erzählte, daß ein von ihm unterzeichnetes Blanquet von seiner Herzensfreundin be=

nützt worden ist, um dem Herrn Grafen Rivero — einem frühern Freunde derselben — Zutritt zu dem gefangenen Erzbischof zu verschaffen?"

Sie zuckte zusammen, — aber sie ließ das erhobene Stilet nicht sinken und erwiederte voll kalter Verachtung:

„Geh' hin und suche Herrn Rigault, um Deine Denùnziation anzubringen, — bis das geschehen ist, werden die Truppen von Versailles hier sein und mit Dir wie mit allen diesen übrigen Elenden das Ende machen, das ihr verdient."

„Die versailler Truppen?" rief er, einen Schritt näher zu ihr herantretend, — „ah, Du glaubst, mir mit jenen drohen zu können, — nein, mein Schatz," sagte er höhnisch, — „Du täuschest Dich, — sieh' Dir dieß an," er zeigte ihr eine Karte mit Unterschrift und Siegel, die er aus der Blouse hervorzog und, mit beiden Händen sie festhaltend, in die Nähe ihres Auges brachte, — „Du wirst Dich überzeugen, daß ich Dich den Bajonnetten der Versailler noch sicherer ausliefern kann, als Deinem theuren Raoul und seinen Mordgesellen; — also zögere nicht lange, — ich bin dieses unruhigen Treibens müde und sehne mich nach einem friedlichen Leben in stiller Zurückgezogenheit, — was Du in Deiner Schatulle hast, genügt dazu, — alsa schnell, — her damit!"

Sie schien nachzusinnen, während sie mit scharfen

Blicken alle seine Bewegungen beobachtete und fortwährend den Stahl gezückt vor sich hielt.

Laute Stimmen ertönten auf der Straße, — dazwischen der heisere Gesang der Marseillaise, flackerndes Fackellicht warf seinen Schein in das Zimmer herauf.

Die Marchesa lauschte einen Augenblick, — dann mit einer blitzschnellen Bewegung sprang sie zum Fenster, — riß dasselbe auf und rief mit aller Anstrengung ihrer Stimme:

„Hieher Bürger! — Hier herauf, — im Namen der Kommune, — im Namen des Bürgers Rigault, — des Prokurators!“

Einen Augenblick schwieg der Lärm unten, — dann hörte man einzelne Stimmen, welche riefen:

„Hinauf, — hinauf, — es ist die Freundin des Prokurators, — es ist eine gute Bürgerin!“

Herr Lenoir hatte zuerst in starrer Verwunderung dagestanden, — er schien ihre Bewegung, ihren Ruf nicht zu begreifen, — dann aber stürzte er auf sie zu, erfaßte mit der einen Hand ihren Arm, um sie vom Fenster loszureißen und, indem er mit der andern ihre Kehle umspannte, sagte er mit wutherstickter Stimme:

„Schweig', verdammtes Weib, — oder Du bist des Todes!“

Sie aber traf mit der Spitze ihres Dolches seine

Hand, die ihren Hals zusammendrückte, und rief laut hinab:

„Zu Hülfe, Bürger, zu Hülfe!“

Da ließ er sie los und mit einem Ruf der Verwünschung eilte er zur Thür hinaus.

Aber schon war die Bande von der Straße aus in das Haus gedrungen und stürmte die Treppe herauf, — er wurde ergriffen, man drängte ihn in das Zimmer zurück, das sich schnell mit diesen furchtbaren Gestalten anfüllte, — Männer und Weiber mit stieren Blicken, zerzausten Haaren und blutbefleckten Kleidern.

„Ich habe euch um Hülfe angerufen, Bürger,“ sagte die junge Frau, welche in ihrer Erregung wunderbar schön erschien unter dem zitternden Licht der mit heraufgebrachten Fackeln, — „ich habe euch zu Hülfe gerufen, weil dieser Elende hier; ein Spion, ein Agent der Versailler, mich bedrohte.“

„Sie lügt,“ rief Herr Lenoir, indem er versuchte, sich aus den Händen der beiden Föderirten zu befreien, die ihn in ihrer Mitte festhielten, — „sie lügt, — sie selbst ist eine Verrätherin, — sie hat versucht, den Erzbischof zu befreien —“

„Ich bin die Freundin des Prokurators, — ihr kennt mich,“ fiel die Marchesa ein, während die Männer und Weiber unschlüssig auf Beide blickten, — „ich glaube,

das sollte genügen, — doch ihr könnt euch leicht Gewißheit verschaffen, durchsucht ihn, — er trägt die Legitimation der Versailler in seiner Blouse."

Mit einer verzweifelten Kraftanstrengung versuchte Lenoir sich frei zu machen, — aber in einem Augenblick war er zu Boden geworfen und seine Blouse wurde in Stücken von seinem Leibe gerissen.

„Hier ist eine Karte," rief einer der Föderirten, indem er das in einem Fetzen der Blouse gefundene Papier emporhob und damit zu der brennenden Fackel hineilte.

Die Uebrigen drängten sich um ihn.

„Es ist eine Legitimation der Versailler!" riefen die Nächststehenden, — „er ist ein Spion, — es lebe die Freundin des Bürgers Rigault, — Tod dem Verräther!"

Herr Lenoir, den man einen Augenblick außer Acht gelassen, da Alle sich nach der Fackel hindrängten, um das Papier zu sehen, hatte sich schnell und geschmeidig wie eine Schlange am Boden nach der Thür hingewunden, — vor der Schwelle derselben sprang er auf und sprang in großen Sätzen die Treppe hinab.

„Haltet ihn, — haltet ihn, — er flieht!" rief die Marchesa.

„Er flieht! — ihm nach, — ihm nach! — er darf uns nicht entgehen!" schrieen Alle, und voll Wuth und Rachedurst stürmten sie dem Flüchtigen nach, der bereits

unten angekommen war und in rasendem Lauf nach den Champs Elisées hinflog, von wo die versailler Truppen heranrückten.

Nun begann eine wilde, furchtbare Menschenjagd.

Kaum die Erde berührend jagte der Verfolgte in langen Sätzen dahin, — ihm nach diese heulende, nach seinem Blut lechzende Schaar, mit ihren geschwungenen Fackeln die Häuser der Straße in rasch vorüberfliegendem Schein erleuchtend, während die Granaten durch die Luft zischten und der gewaltige Flammenherd der brennenden Tuilerieen den Himmel wie mit Nordlichtsschein röthete.

Der Verfolgte aber gewann Vorsprung, — er raffte seine ganze Kraft zusammen, um die Brücke zu erreichen, — da zog ihm in der Nähe der Seine, dem Kai d'Orsay gegenüber, plötzlich eine andere Schaar entgegen, — im Nu war er umringt und festgehalten, und während er noch keuchend und schwer athmend zu sprechen versuchte, waren schon die ersten seiner Verfolger herangekommen.

„Haltet ihn," riefen sie, — „ein Spion!"

Stöße und Schläge fielen auf seinen Kopf, Blut stürzte aus seiner Nase und seinem Mund und überströmte sein Gesicht und sein halbzerrissenes Hemd.

„In die Seine mit ihm," riefen mehrere Stimmen, — „zu den Anderen, — wir haben eben zwei Gendarmen ersäuft wie die Katzen, — fort, — fort — in die Seine!"

Man hob das Opfer, ohne auf seine Protestationen, Drohungen und Bitten zu hören, hoch empor, — fast schien es ein Triumphzug, als er so einhergetragen wurde auf den Schultern der laut schreienden und jubelnden Menge, und nur sein blutendes angstverzerrtes Gesicht zeigte, daß es sich um eine jener Exekutionen handle, welche in der letzten Zeit an den Ufern der Seine so häufig geworden waren. Man schleppte ihn an die Seine, da wo nicht weit vom Anfang der Champs Elysées eine steile Mauer gerade zum Fluß herabsteigt, — an dieselbe Stelle, an welcher einst der unglückliche George Lefranc, in der Verzweiflung über den Betrug seiner Geliebten, zu seinem nassen Grabe hinabstürzte.

Hier warf man ihn auf die Erde, und ihn schnell um sich selbst drehend, schleuderte man ihn in den steilen Abgrund hinab.

Hoch auf spritzte das Wasser, — ein jubelndes Geschrei begrüßte seinen Sturz, ähnliche wilde Rufe antworteten von der andern Seite des Flusses, wo die Versailler vordrangen, dann krachte eine Salve herüber, Kugeln zischten durch die Luft, aber ohne zu treffen, — und die Föderirten blieben die Antwort nicht schuldig, indem sie zugleich laute Verwünschungen hinüber riefen.

Charles Lenoir, der einst Herr Balzer war, stieg nach seinem Fall wieder zur Oberfläche des Wassers

empor, — er war betäubt, seine Kräfte schwanden, aber dennoch regte sich der Trieb der Selbsterhaltung mächtig in ihm, mit fast gebrochenen Augen blickte er suchend umher, — ein halb verkohlter langer Balken schwamm langsam den Strom hinab, der hier an beiden Seiten von steilen Mauern eingefaßt ist, — mit Mühe erreichte er diesen Balken, er klammerte sich an ihn fest, — dann arbeitete er sich mit der letzten Anstrengung empor und schwang sich rittlings auf das Holzstück. Dasselbe sank ein wenig, — aber es trug die Last, — und tief aufathmend trieb er in dieser sonderbaren Stellung auf dem Strom dahin, während über ihn hin die erbitterten Feinde, Söhne eines Landes, sich ihre Kugeln zusendeten.

Da erblickte ihn eine der am Ufer stehenden und zu den Versaillern hinüberdrohenden Weiber.

„Er entflieht, — der Mouchard, — der Verräther!" rief sie mit kreischender Stimme, — „seht dort, — seht, — er rettet sich, — schießt ihn nieder."

Alle drängten an den Rand des Bollwerks heran und sahen im Licht der zum Flusse herableuchtenden Fackeln den Unseligen halbnackt in seinem zerfetzten Hemd auf dem fließenden Wasser dahintreiben.

Und nun begann ein fürchterliches Scheibenschießen nach diesem mit den Menschen und den Elementen um sein Leben kämpfenden Mann, — auch die versailler

Truppen auf der andern Seite erblickten ihn, auch sie stellten ihr Feuer auf die gegenüberstehenden Insurgenten ein und richteten ihre Gewehre auf dieß menschliche Wild, dem jeder Weg der Rettung abgeschnitten war und der, langsam forttreibend, keine Möglichkeit hatte, sich den auf ihn gerichteten Schüssen zu entziehen.

Bald hatten ihn mehrere Kugeln getroffen, — Blutwellen rieselten an seinem Körper herab, — ein röthlicher Streif zog im Wasser hinter ihm her, — aber mit beiden Händen den Balken erfassend, der seine letzte Stütze in der athmenden Welt war, hielt er sich noch aufrecht.

Immer schneller krachten die Schüsse, — und so oft eine Kugel ihn traf, so oft ein neuer Blutstrahl aus seinem Körper quoll, erschallte lautes Bravo auf beiden Seiten des Flusses.

„Erbarmen! — Gnade, — um Gottes willen!“ rief er aus der Tiefe herauf mit gellender Stimme, in welcher der gräßliche Ausdruck der Todesangst und Verzweiflung zitterte.

Aber eher hätte er bei den schlangenhaarigen Erinnyen selbst Erbarmen und Mitleid gefunden, als bei seinen Verfolgern, — schallendes Hohngelächter antwortete seinem Ruf, — Schuß auf Schuß folgte, — Kugel auf Kugel traf ihn, — er sank vornüber auf den Balken hin, das Holz mit den Armen umklammernd, — roth vom

strömenden Blut war sein ganzer Körper, — noch einmal dann raffte er sich empor, aufrecht saß er auf dem Holz, — mit einem furchtbaren Fluch streckte er beide Arme gegen die hohen Ufer aus, — dann fiel er schwer zur Seite und verschwand im Wasser, das, ruhig fortfließend, seine blutgefärbten Kreise über dem Versunkenen weiter und weiter auseinander zog.

Einen Augenblick schwieg das Feuer auf beiden Seiten, als er verschwunden war, — dann begann es wieder heftiger als vorher, und von Neuem sendeten sich die Reihen auf den entgegengesetzten Ufern des Flusses ihre tödtenden Geschosse zu, nachdem sie an dem gemeinsamen Opfer ihre grausame Lust gebüßt hatten.

*

Die Marchesa Pallanzoni war nach der Entfernung des Herrn Balzer und der ihn verfolgenden Bande erschöpft zusammengebrochen, — ihre Kräfte drohten sie zu verlassen, im Fieber pochten ihre Schläfen und ihre Blicke verdunkelten sich. Sie hatte ihren höchsten Schatz, ihr Geld, das ihr die Brücke in die Zukunft bauen sollte, gerettet, — sie hatte ihren frühern Gatten der Rache der wilden blutgierigen Meute preisgegeben, — aber welche Gefahren drohten ihr noch! Um ihrem Geliebten, den sie mehr fürchtete als alle Schrecknisse, zu entfliehen, mußte sie hinab in jene Straßen, durch die das Verderben dahin=

schritt und in denen sie der fast sichere Tod erwartete. Ihre Gedanken verwirrten sich, — sie tauchte ihre Hände in kaltes Wasser und preßte sie an ihre brennende Stirn, um ihr Gehirn zu ruhiger Arbeit zu zwingen und ihrem sonst an Hülfsmitteln so reichen Geist einen rettenden Gedanken abzuringen, — aber vergeblich, — Alles tobte und wogte wild und unklar durcheinander. Und wunderbar, während ihre Erfindungskraft die Arbeit versagte, traten vor ihren inneren Blick in lebendiger Klarheit die Bilder ihrer Vergangenheit, — sie sah die Gräfin Klara Frankenstein, in deren Adern sie das Gift der Verwesung flößte, — sie sah den Lieutenant von Wendenstein, wie er taumelnd über das zertretene Bild seiner Geliebten hin zu ihren Füßen niedersank, — sie sah den todten, starren Körper des armen vertrauensvollen George Lefranc auf dem Gestell in der Morgue — und kalte Schauer rieselten durch ihre Glieder. Von wahnsinniger Angst getrieben eilte sie auf und nieder, — immer fürchterlicher tobte es draußen, drohendes Geschrei und schneidende Jammerrufe klangen von allen Seiten her, Schüsse knatterten, Granaten zischten durch die Luft, der Himmel glühte im Flammenschein, ein scharfer Brandgeruch drang durch die Fenster herein.

Da sank sie nieder auf die Kniee, streckte die Arme empor und bewegte die Lippen, mit starren, gläsernen

Blicken Gott suchend, dessen furchtbare Gerichte über diese in Blut und Flammen zusammenstürzende Welt hereinbrachen. Aber ihr Blick vermochte nicht durch diese Schrecknisse bis zum Himmel zu dringen, welcher sich nur den stillen gläubigen Herzen öffnet, — ihre Lippen fanden die Worte des Gebetes nicht, welche nur aus der kindlich demüthigen Seele hervorquellen.

Ihre erhobenen Arme sanken schlaff herab, — ihre Augen senkten sich zu Boden, und in sich zusammenbrechend kauerte sie in der Mitte dieses halbdunklen Zimmers, — starrer Schrecken und dumpfe Verzweiflung waren die einzigen Empfindungen, die in ihrer Brust Platz fanden.

Da stürmten eilige Tritte die Treppe herauf.

Langsam wendete sie den Kopf, — noch bleicher wurde ihr Gesicht, noch starrer ihre Blicke, — Raoul Rigault erschien in der schnell geöffneten Thür, — wilde, trunkene Lust sprühte aus seinen Blicken, — er war ohne Hut, sein Haar hing verworren über seine Stirn, seine Kleidung war beschmutzt und zerrissen.

„Auf, meine Freundin!“ rief er, — „Du bist allein, Du fürchtest Dich? — schwaches Weib, das ich für stärker hielt als die Anderen; — auf! komm' mit mir, — ich habe Dir versprochen, daß Du die Königin der Vernichtung sein sollst an meiner Seite, heute will ich mein Wort

lösen, — heute will ich Dir ein Fest geben, wie es seit den Zeiten Nero's nicht dagewesen ist, der die Flammen des brennenden Rom zu seinen Füßen sah, — komm' hinaus, — Du sollst diese stolzen Paläste der Tyrannei zum Himmel lodern und das Blut ihrer Schergen durch die Straßen strömen sehen!"

Er faßte ihren Arm und suchte sie emporzuziehen. Sie blieb schwer und träge am Boden sitzen.

„Ich will nicht," sagte sie leise, indem sie halb entsetzt, halb trotzig zu ihm aufsah, — „laß mich hier."

„Ha," rief er, und ein Ausdruck entsetzlicher Drohung verzerrte sein Gesicht, — „so steht es, — Du bist zu feig, um meine Festesfreude zu theilen, — oder wäre es noch anders, — wäre es Verrath? — feig und verrätherisch ist ja das ganze Geschlecht, — — aber," sagte er, sie mit mächtigem Ruck emporreißend, — „Du bist mein, — mein Weg ist der Deinige und mir sollst Du folgen!"

Ihre Kraft, ihr Wille war gebrochen. Erbebend trat sie einen Schritt von ihm zurück.

„Zitterst Du," rief er höhnisch, „zitterst Du — wie Semele, als Jupiter in flammenden Wettern vor ihr erschien? — Es ist zu spät, — Du gehörst mir und mit mir sollst Du hinein in den lodernden Abgrund!"

Er legte ihren Arm in den seinigen und zog sie

hinaus, die Treppe hinab. Ohne Widerstand folgte sie ihm, nur zitternd an allen Gliedern. Sie eilten durch die Straßen, — über Blutlachen hinweg, — an Leichenhaufen vorbei, — sie mechanisch fortschreitend, still und starr, — er freudig die rothe Glut betrachtend, — mit lautem Zuruf vorüberziehende Banden begrüßend, bis sie zur Präfektur kamen, wo ein dichter Haufen versammelt war, Männer und Weiber, — meist alte furienhafte Gestalten, aber auch zarte junge Mädchen darunter, schmächtig und schlank, mit feinen, aber von bacchantischem Taumel glühenden Gesichtern. Große Petroleumfässer standen hier aneinander gereiht und alle diese Weiber waren beschäftigt, mit Eimern und Geschirren aller Art diesen Nahrungsstoff der vernichtenden Flammen in die Fenster der Souterrains zu gießen und die Mauern, so hoch sie hinaufreichen konnten, damit zu tränken.

„Dieß habe ich mir reservirt," rief Raoul Rigault, — „diesen alten Sitz der Tyrannei, diesen Knotenpunkt ihrer Netze der hellen lustigen Flamme zu opfern soll mein Werk sein, — dieß und die Notre-Dame, den Mittelpunkt des Götzendienstes! — Ich danke euch, meine Freunde, daß ihr mich erwartet habt, — nun heran mit den Fackeln, — das Fest kann beginnen!"

Einige Männer mit großen Feuerbränden traten heran und zündeten das von Petroleum getränkte Holz-

werk der Soutarrainfenster an, unmittelbar faßte die Flamme, — dicker Qualm stieg auf und in gelblichem Schein sich emporringelnd wie gespenstische Schlangen, stieg dazwischen das vernichtende Element an den Mauern auf.

Raoul Rigault hatte eine Fackel ergriffen und stieß dieselbe gegen die Mauer, wo das Feuer nicht schnell genug faßte, während die Weiber mit eifriger Hast immer neue Ströme von Petroleum, aus den Fässern geschöpft, in den Brand gossen.

„Sieh',“ rief er, seine Geliebte, welche unbeweglich, das Gesicht einer Wachsmaske gleich, dastand, ganz nahe an die Glut heranziehend, — „sieh', ist das nicht groß, ist das nicht herrlich, — dem Jupiter gleich den vernichtenden Wetterstrahl zu halten, — hier stehe ich — den Blitz in der Hand, — die Wonne und den Schauer übermenschlicher Lust sollst Du in meinen Armen fühlen!“

Er preßte sie an sich uud drückte seine Lippen auf ihr leichenfahles Gesicht.

Da erschallte ein Trommelwirbel ganz in der Nähe. Unmittelbar darauf krachte eine Salve, Kugeln pfiffen durch die Luft, mit lautem Wehgeschrei stürzten einige Männer und Weiber nieder.

„Die Versailler!“ rief es aus dem Haufen, — „flieht, — rettet euch!“

„Nein!“ riefen andere Stimmen, — „ihnen entgegen! — Rache! — Es lebe die Kommune!“

Während einige der Brandstifter flohen, stellten sich andere den Truppen entgegen und erwiederten aus ihren Gewehren das Feuer derselben.

Die Weiber flohen nicht; mit verdoppeltem Eifer gossen sie Eimer auf Eimer voll Petroleum in die immer höher aufsteigenden Flammen. Raoul Rigault starrte schweigend in die Glut, als könne sein Auge sich von diesem Anblick, der ihm so lange als das Ziel aller seiner Wünsche vorgeschwebt hatte, nicht trennen.

Da drängte sich ein junges Mädchen, ein großes Gefäß voll Petroleum hoch emporhaltend, ganz in seiner Nähe gegen das brennende Gebäude heran, — ihre schwachen Arme vermochten das schwere Gefäß nicht zu halten, — es schlug um, fiel auf die Schulter der Marchesa und übergoß dieselbe ganz und gar mit seinem Inhalt.

Die junge Frau stieß einen Schrei aus und schauerte unter der kalten Flüssigkeit, die ihre Kleider durchdrang und sie mit betäubendem Dunst umhüllte.

Raoul Rigault sah sie mit großen Augen an, — ein furchtbarer Gedanke schien ihn zu erfassen, sein Gesicht zitterte und zuckte im Widerschein der sprühenden Flammen.

„Ha, meine Semele," rief er, — „der Augenblick der Verklärung ist gekommen, — Niemand soll Deine Lippen mehr berühren, welche mein Kuß der Vernichtung geweiht!"

Er erhob die Fackel und berührte das Gewand der Marchesa.

In einem Augenblick umhüllte sie die gelbliche Flamme, eine dicke schwarze Rauchwolke stieg über ihrem Haupt empor, mit einem von dem Knattern der Gewehre und dem Prasseln der Flammen übertönten Weheruf sank sie zusammen und eine unkenntliche brennende und qualmende Masse wälzte sich am Boden.

Die Versailler waren fast ganz nahe herangekommen.

Mit lautem gellendem Lachen eilte Raoul Rigault davon.

Aber er sollte die Greuel der Verwüstung nicht mehr weiter tragen.

In der Nähe der Sorbonne stieß er auf eine neue Abtheilung der Truppen. Er wendete sich in raschem Lauf seitwärts, — aber die Soldaten sahen diesen Menschen mit der rothen Schärpe, den Säbel in der Hand, — mehrere Schüsse krachten, — er stürzte zu Boden.

Der Offizier, welcher die Abtheilung kommandirte, trat heran, — Raoul Rigault führte einen Hieb mit seinem Säbel nach ihm, indem er sich auf die Kniee

erhob, — aber er war zu schwer getroffen, — kraftlos brach er zusammen.

Der Offizier setzte ihm kaltblütig den Revolver an die Schläfe und aus dem zerschmetterten Schädel spritzte sein Gehirn, das die Dämonen der Hölle zu ihrer Werkstätte erkoren, auf das Straßenpflaster.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Welt athmete auf von einem Ende Europas zum andern, — der Friede, der fast ein Jahr lang schmerzvoll sein Haupt verhüllt hatte, lächelte wieder auf die Welt herab. In der alten Kaiser- und Krönungsstadt zu Frankfurt am Main war der Traktat unterzeichnet, welcher der einigen Erhebung der deutschen Nation den herrlichen Siegespreis sicherte, welcher dem von allen Fürsten und Stämmen Deutschlands erkorenen und auf den Schild erhobenen Kaiser das schönste Recht gab auf den Ehrentitel seiner Vorgänger: Semper Augustus, allezeit — Mehrer des Reichs.

Frankreich richtete sich langsam auf, seine Wunden zu heilen und das schwer erschütterte Gefüge seines Staatslebens wieder zu kräftigen und zu neuen Ordnungen hinüberzuführen, — durch ganz Deutschland hallte der Siegesjubel wieder, und die Größe der nationalen Herrlichkeit

tröstete und stärkte die vielen, vielen Herzen, welche brechen wollten im Jammer um die verlorenen Lieben

Der König Wilhelm als Kaiser des wiedererstandenen deutschen Reichs in seiner Residenz Berlin, welche das Herz für alle Adern des nationalen Lebens werden sollte, — und die ganze Bevölkerung dieser merkwürdigen Stadt, die immer gegen ihre Fürsten frondirt und doch in Noth und Gefahr immer zu ihnen gestanden hat voll opferfreudiger Treue, — rüstete sich, die Truppen zu empfangen, welche so beispiellose Siege erkämpft und das Recht erworben hatten, stolz erhobenen Hauptes unter der Viktoria des Brandenburger Thors einherzuziehen und an dem ehernen Bilde des Siegers von Roßbach vorbei zu defiliren.

Im Hause des Kommerzienraths Cohnheim herrschte unermüdliche Thätigkeit. Der Kommerzienrath war das eifrigste Mitglied seines patriotischen Vereins für die Vorbereitungen des Einzugs, und die Kommerzienräthin stand ihm ebenso eifrig zur Seite. Ihr Verhältniß zu der Familie des Herrn von Rantow war durch die Auflösung der Verlobung des jungen Barons nicht getrübt worden, — Frau von Rantow hatte dieselbe Herzlichkeit und Innigkeit gegen Fräulein Anna bewiesen, auch nachdem diese nicht mehr die Braut ihres Sohnes war, und mit gleicher Bereitwilligkeit die Stellung der Kommerzienräthin in den

vornehmen Kreisen, in welche sie dieselbe eingeführt, aufrecht erhalten und geschützt, — die geschäftlichen Projekte zur industriellen Verwerthung der Güter des Barons waren von diesem und dem Kommerzienrath wieder aufgenommen worden und versprachen unter den so günstigen Konjunkturen Beiden reichen Gewinn; — so war Alles Harmonie und Zufriedenheit.

Der junge Baron von Rantow war schon früher zurückgekehrt, — nachdem die Thätigkeit in den Lazarethen mehr und mehr zu ihrer regelmäßigen, immer mehr sich vermindernden Ausdehnung zurückgekommen war. Er hatte zunächst im Hause des Kommerzienraths einen Besuch gemacht und um eine Unterredung mit Fräulein Anna gebeten, — welche diese ihm sogleich ruhig und freundlich bewilligt hatte. Nach kurzer Zeit waren die beiden jungen Leute heiter und freudig zu ihren Eltern zurückgekehrt und so oft sie sich begegneten, waren sie voll von freundschaftlicher Herzlichkeit gegen einander, und ihr Verkehr schien freier und vertraulicher als zu der Zeit, da sie durch ein Band aneinander gefesselt waren, das den Herzen Beider fremd war.

Dann hatte der junge Mann eine lange und ernste Unterredung mit seinem Vater und seiner Mutter gehabt, — in Folge deren der alte Baron einen langen Brief an den Grafen von Villebois schrieb, in welchem er voll

Selbstgefühl das Alter seiner Familie berührte und dem französischen Grand Seigneur erklärte, daß die Herren von Rantow seit unvordenklichen Zeiten der Ritterschaft des deutschen Reiches zugehörten. Dann legte er klar und offen seine Vermögensverhältnisse dar und bat für seinen Sohn um die Hand des Fräuleins Hortense. Ohne Verzögerung traf die Antwort des Grafen ein, der in den artigsten Ausdrücken erklärte, daß er die Wahl, welche das Herz seiner Tochter getroffen, durchaus billige, und daß es ihm eine Ehre sei, mit der Familie des Herrn von Rantow in so nahe Beziehungen zu treten. Die menschlichen Herzen, fügte der Graf in seinem Schreiben hinzu, fänden sich über die Feindschaften und Kämpfe der Völker hinweg zu einander, — er freue sich, wenn das zu knüpfende Familienband dazu beitragen könne, wenigstens in kleinem Kreise Haß und Erbitterung zu versöhnen, — dennoch wünsche er, daß die Verlobung bis nach dem wirklichen und definitiven Abschluß des Friedens verschoben bleiben möge, damit kein Gefühl verletzt werde, — auch das seines Sohnes nicht, der die französische Uniform getragen. Dann wolle er selbst nach Berlin kommen, um die persönliche Bekanntschaft der Familie seines künftigen Schwiegersohnes zu machen.

Der alte Herr von Rantow war hoch erfreut und glücklich. Sein aristokratisches Gefühl ließ ihn mit hoher

Genugthuung diese Wendung begrüßen und er wußte seinem Sohne Dank, daß er dem alten Stammbaum diese neue glänzende Allianz hinzugefügt habe. Je mehr aber dieß Gefühl in ihm lebendig war, um so entgegenkommender und artiger war sein Benehmen gegen den Kommerzienrath Cohnheim, so daß auch nach dieser Seite die freundliche Harmonie durch nichts gestört wurde. Auch ein Brief von Fräulein Hortense an den jungen Herrn von Rantow war mit dem Schreiben ihres Vaters eingetroffen, — und er mußte viel Liebes und Freudiges enthalten, denn die blauen Augen des jungen Mannes, welche früher oft so unstät und hochmüthig kalt umhergeblickt hatten, ruhten mit warmen, strahlenden Blicken auf den feinen französischen Schriftzügen, und als er in aufwallendem Gefühl den geliebten Namen unter denselben an die Lippen drückte, da sah ihn seine Mutter voll freudiger Rührung an, — sie dankte im Herzen Derjenigen, welche ihrem Sohne die Tiefen der Empfindung und des innern Lebens erschlossen hatte.

Fräulein Anna hatte regelmäßig ihre Besuche bei dem Oberstlieutenant von Büchenfeld fortgesetzt und noch inniger und vertrauensvoller war die Beziehung des jungen Mädchens zu dem alten Mann geworden seit jenem Weihnachtsabend, der ihn so tief bewegt und ihr so viel neue Hoffnung in das Herz gegossen hatte, — niemals aber

hatte sie den alten Herrn durch ein Wort oder durch einen Blick ahnen lassen, wie nahe sie seine Erzählung berührte und wie hoch sie durch seine Mittheilung beglückt sei, daß sein Sohn Diejenige noch immer liebe, von der er sich betrogen glaubte.

Der alte Herr hatte sich immer mehr erholt, — er hatte mit dem Beginn der wärmeren Jahreszeit wieder begonnen, kleine Ausgänge zu machen, — aber noch an keinem Tage hatte Fräulein Anna ihre Besuche ausgesetzt, — der alte Herr hatte sie mit fast kindlicher Schüchternheit gebeten, diese ihm so liebe Gewohnheit nicht zu unterbrechen, und täglich war sie, wenn auch nur auf kurze Augenblicke, gekommen, um mit ihm zu plaudern, ihm vorzulesen oder ihn zu einem Gange abzuholen, bei welchem er durch die im grünen Frühlingshauch schimmernden Alleen des Thiergartens, auf ihren Arm gestützt, hinschritt und ihr wieder und wieder sagte, daß sie ihn so glücklich mache in der Einsamkeit seines Alters, wie es eine eigene Tochter nur vermöchte.

Die Nachricht von der endlichen Beendigung der Kämpfe, welche dem alten Herrn die Sicherheit brachte, daß sein bis jetzt so glücklich bewahrter Sohn ihm erhalten bleibe, hatte dazu beigetragen, seine Genesung zu beschleunigen und seine Kräfte schneller wiederkehren zu lassen. Auf die inständige Bitte des jungen Mädchens hatte er

seinem Sohne nichts von ihren Besuchen und ihrer so sorgsamen Pflege geschrieben, sie hatte sich das von ihm versprechen lassen und er hatte sein Wort gehalten, um so leichter und um so lieber, als er seine Krankheit nur beiläufig und oberflächlich erwähnt hatte, um den jungen Offizier unter den Gefahren und Entbehrungen des Krieges nicht durch die Sorge um den Vater zu bekümmern. Schon war das Regiment des Lieutenants in seine Garnison zurückgekehrt, — er selbst aber wurde noch immer zurückgehalten, er war zum Generalkommando der Okkupationstruppen kommandirt worden, da sein Diensteifer, seine Kenntnisse und seine Gewandtheit immer mehr und immer höher hinauf die Blicke seiner Vorgesetzten auf ihn gezogen hatten, und immer theilte der Oberstlieutenant voll Freude und Stolz seiner jungen Freundin diese Nachrichten mit, welche ihm so glänzende Hoffnungen für die künftige Carrière seines Sohnes gaben.

Da endlich traf ein Brief ein, in welchem der Lieutenant seine Ankunft anzeigte. Er hatte Depeschen zu überbringen und im Auftrage seines Chefs mündliche Berichte zu erstatten, — zugleich hatte er die fast gewisse Aussicht, auf die dringende Empfehlung des Generals von Manteuffel, zum Generalstabe kommandirt zu werden, und damit das Ziel seiner lange gehegten, sehnlichsten Wünsche zu erreichen.

Der Brief zitterte in des Alten Hand, als er dessen Inhalt dem jungen Mädchen bei ihrem Besuch mittheilte, — nur um einen Tag war die Nachricht der Ankunft des Sohnes vorausgeeilt, und am nächsten Vormittag schon sollte er wieder eintreffen nach so langer Abwesenheit, nach so vielen Leiden, Sorgen und Kümmernissen.

Fräulein Anna wurde bleich bei dieser Nachricht, tiefer Ernst, aber auch freudiger Muth lag auf ihrem Gesicht, — der Alte merkte es nicht, die Freude nahm ihn ganz in Anspruch, und heute schienen sie die Rollen getauscht zu haben, lebhaft plaudernd saß er in seinem Lehnstuhl, während Fräulein Anna schweigend und sinnend ihm zuhörte. Früher als sonst brach sie auf und der Oberstlieutenant hielt sie nicht zurück, — hatte er doch so viel zu ordnen für die Ankunft des Sohnes. Friedrich, der dem Oberstlieutenant wegen dessen schwacher Gesundheit noch als Bursche gelassen war, hatte das Zimmer des Lieutenants reinigen und lüften müssen, der alte Herr selbst füllte den Tabakskasten, stellte eine frische Kiste der vortrefflichen Cigarren, welche Herr von Rantow ihm aufgedrungen, auf den Tisch, und immer und immer wieder kam er in diesen kleinen, bescheidenen Raum zurück, der morgen seinen Sohn wieder aufnehmen sollte, und den er so gern mit dem Besten und Schönsten geschmückt hätte. Er wußte nur nicht, wie er das anfangen sollte,

und Fräulein Anna's Beistand zu erbitten hatte er nicht gewagt, — es schien ihm nicht passend, die junge Dame in das Zimmer seines Sohnes zu führen.

Endlich brach vor all' der unfruchtbaren Unruhe seine Kraft zusammen, — er sank, unfähig sich länger aufrecht zu halten, auf einen Stuhl nieder, und Friedrich geleitete ihn sorgsam zu seinem Bett, — aber der Schlaf wollte doch so recht nicht kommen trotz der Erschöpfung, und fast jede Stunde hörte der alte Herr durch seinen Halbschlummer auf der Stutzuhr in seinem Wohnzimmer schlagen. — — —

Auch Fräulein Anna Cohnheim hatte eine schlaflose Nacht zugebracht. Die bittere Erinnerung der Vergangenheit zog durch ihre Seele, und fast zitterte sie nun vor dem Augenblick, der endlich Klarheit in alle die Dunkelheit bringen sollte, die auf ihr Leben herabgesunken war, — aber immer siegte die muthige, frohe Hoffnung über alle Zweifel, — er liebte sie noch und würde sie immer lieben, — dieß Wort des Oberstlieutenants klang hell in ihrer Seele wieder, — und wenn er sie noch liebte, dann mußte auch Alles gut werden.

Schon früh war sie aufgestanden und hatte eine einfache Toilette gemacht, — sie hatte ihr Frühstück in ihr Zimmer bringen lassen und als die Stunde kam, welche den lange Entfernten zurückbringen sollte, da blickte

sie noch einmal in diesem Zimmer umher, aus welchem sie schon einmal voll froher Hoffnung hinausgegangen war, um schmerzlich getäuscht zurückzukehren, und in welchem sie dann in finsterer, starrer Verzweiflung alle jene Blumen und Schleifen, die Erinnerungszeichen an ihre erwachende Liebe, in Asche hatte versinken sehen; — dann nahm sie einen Karton, den ihre Kammerfrau ihr gebracht, stieg festen Schrittes die Treppe hinab und ging durch die Straßen, welche bereits mit den Vorbereitungen zur Einzugsfeier sich zu schmücken begannen, nach der Wohnung des Oberstlieutenants von Büchenfeld.

Als sie in das Zimmer trat, blieb sie einen Augenblick betroffen an der Schwelle stehen.

Der alte Herr saß in seinem Lehnstuhl in voller Uniform mit Schärpe und Degen, den Helm auf dem Kopf, das Dienstauszeichnungskreuz und den rothen Adlerorden vierter Klasse, die einzigen Dekorationen, welche seine Friedensdienstzeit ihm gebracht hatte, auf der Brust.

Friedrich, der Bursche, ebenfalls in voller Uniform, war beschäftigt, nach den Anordnungen des Oberstlieutenants die letzte Hand an die Arrangements des mit einem weißen Tuch bedeckten Tisches zu legen, auf welchem kalter Aufschnitt, Brod, Butter, eine Pastete und in der Mitte eine noch verkorkte Champagnerflasche stand, —

und zum ersten Mal vielleicht wurde der alte Herr ungeduldig und heftig gegen den armen Burschen, der immer nicht die rechte Symmetrie in der Aufstellung aller dieser Dinge finden konnte, die er für die größten Herrlichkeiten unter den gastronomischen Genüssen hielt.

Als Fräulein Anna in der Thür erschien, erhob sich der Oberstlieutenant, — freudige Ueberraschung erleuchtete sein Gesicht, schnell trat er dem jungen Mädchen entgegen und reichte ihr die Hand.

„Das ist schön," rief er, — „das ist gut von Ihnen, daß Sie heute kommen, — ich wagte Sie nicht darum zu bitten, — das werde ich Ihnen nie vergessen!"

„Ich habe so viele Stunden der Leiden und Schmerzen mit Ihnen getheilt," erwiederte Fräulein Anna mit leiser Stimme und niedergeschlagenen Augen, — „ich möchte auch in der Stunde des Glücks bei Ihnen sein, — ich hoffe," fügte sie mit leisem Seufzer hinzu, „daß meine Gegenwart Ihrem Sohne die Freude des Wiedersehens nicht stören wird, — ich möchte auch ein wenig," sagte sie dann rasch, die Erwiederung des alten Herrn abschneidend, „zum Schmuck dieser glücklichen Stunde beitragen!"

Sie öffnete den Karton, den sie in der Hand trug, er enthielt einen langen schlanken Kranz von grünen Blättern, mit kleinen zarten Blumen durchflochten.

Dann trat sie zu dem Bilde über dem Schreibtisch und streckte die Hand aus nach dem trockenen Kranz von Immergrün, der es umgab.

„Darf ich?“ fragte sie mit einem bittenden Blick.

Die Lippen des alten Herrn bebten in tiefer Rührung.

„Da habe ich an all' das Zeug da gedacht,“ sagte er, auf den Tisch mit den Eßwaaren deutend, — „um den Jungen zu empfangen, — aber daran habe ich nicht gedacht, daß an diesem Freuden- und Ehrentag auch das Bild der Mutter ihn aus frischem Blütenkranz anblicken soll, — doch dieß liebe Kind denkt an Alles!“

Er nahm ihr Haupt in seine Hände und drückte seine Lippen auf ihr glänzendes Haar. Dann als sie abermals die Hand nach dem Bild ausstreckte, sprach er abwehrend:

„Doch lassen Sie den alten Kranz da, — er hängt um das Bild seit dem Tage, an dem sie von mir schied, — legen Sie die frischen Blumen darüber, — man muß den vergangenen Schmerz treu bewahren, auch unter den Blüten des gegenwärtigen Glücks, damit das Herz demüthig bleibe und in vertrauensvoller Ergebung aufblicke zu Dem, der die Blumen welken und immer wieder neu sich erschließen läßt im wechselnden Leben auf Erden!“

Mit gefalteten Händen sah er zu, wie Fräulein Anna leise und vorsichtig den Kranz um das Bild befestigte,

und Friedrich, der stramm neben dem Tisch stand, dessen Symmetrie herzustellen er aufgegeben hatte, wischte sich mit der Hand über die Augen, indem er so that, als sei ihm ein Staubkorn in dieselben gerathen. Darauf wendete sie sich zu dem Tisch, und in wenigen Augenblicken war Alles so zierlich und geschmackvoll geordnet, daß der gute Bursche sich nicht genug verwundern konnte, wie das so leicht und einfach sei, was ihm doch trotz aller Mühe nicht hatte gelingen wollen.

Man hörte einen Wagen heranfahren und am Hause halten.

„Der Herr Lieutenant!" rief Friedrich, an das Fenster eilend, und schnell stürmte er die Treppe hinab, um den Sohn seines Oberstlieutenants zu empfangen und sein Gepäck heraufzutragen in das für ihn hergerichtete Zimmer, das unverändert geblieben war in seiner stillen Beschränktheit, während draußen die Welt krachend aus ihren Fugen gerüttelt wurde.

Hoch erglühend stand Fräulein Anna da, — der Oberstlieutenant rückte die Schärpe zurecht und richtete sich militärisch empor, — aber seine Gestalt schwankte, — schwer athmend hob sich seine Brust.

„Wie doch die Freude so mächtig erschüttern kann!" sagte er mit gepreßter Stimme, — er streckte den Arm aus, wie eine Stütze suchend, — Fräulein Anna trat

schnell zu ihm heran, er legte den Arm um ihre Schultern, und so auf sie gelehnt stand er da, die Augen starr und fest auf die Thür gerichtet.

Da eilten schnelle, leichte Schritte die Treppe herauf, — noch einige Sekunden — und herein stürmte der Lieutenant von Büchenfeld in Mütze und schwarzem Militärüberrock, das eiserne Kreuz im Knopfloch, — das gebräunte Gesicht von kurzem krausen Vollbart umrahmt.

„Mein Vater, — mein lieber Vater!“ rief er, und in einem Satz flog er in die geöffneten Arme des alten Herrn.

Lange hielt dieser schweigend den Sohn umschlungen, — dann schob er ihn sanft zurück und schaute mit feuchten, glückstrahlenden Blicken in das so viel schöner und männlicher gewordene Gesicht des jungen Mannes. Dieser aber sah mit dem Ausdruck starrer, fast entsetzter Verwunderung zu dem jungen Mädchen hinüber, das zurückgetreten war und sich zitternd auf das Gesims des Fensters stützte.

„Nun habe ich den Sohn begrüßt,“ rief der Alte, — „jetzt muß ich die Honneurs machen vor dem eisernen Kreuz, vor diesem herrlichen Ehrenzeichen, das meiner Jugend vorschwebte wie ein lichtes Symbol strahlenden Ruhms und das,“ fügte er wehmüthig hinzu, — „erst wieder erstehen sollte, nachdem mein Arm zu schwach ge=

worden, um dem König und dem Vaterland zu dienen, — doch das thut nichts," rief er wieder freudig, — „kann ich doch den Sohn als Ritter dieses edlen Ordens begrüßen!"

Er legte die Hand an den Helm und richtete sich militärisch auf, den Blick stolz auf das Kreuz gerichtet, das die Brust des jungen Mannes schmückte.

Dieser konnte kaum seine Verwirrung und seinen Schreck über die ihm unerklärliche Anwesenheit Derjenigen unterdrücken, die er niemals wiederzusehen geglaubt hatte und bei deren Anblick die widersprechendsten Gefühle seine Brust durchwogten.

„Wohl ist es ein edles, herrliches Zeichen, mein Vater," sagte er, sich gewaltsam fassend, — „aber," fuhr er fort, auf das Dienstauszeichnungskreuz an der Brust seines Vaters deutend, „dieses da darf sich wahrlich vor ihm nicht verbergen, es belohnt die treue, stille Pflichterfüllung langer Jahre, — während das eiserne Kreuz in der Begeisterung des Augenblicks errungen wird, jene stille, verborgene Treue aber ist doch der Boden, aus welchem die Lorbeeren der Armee immer frisch hervortreiben! — Doch," sagte er, mit einer Verbeugung sich zu Fräulein Anna hinwendend, — „ich —"

„Mein Gott," fiel der alte Herr ein, — „kann denn die Freude so unvergeßlich und undankbar machen? —

da spreche ich von allem Andern — und vergesse, — Du mußt wissen, mein Sohn," sagte er ein wenig zögernd, „daß ich krank war, — sehr krank, — ich habe Dir das nicht geschrieben, um Dir keine Sorge zu machen, — es ging mir recht schlecht, — mein Friedrich wäre wohl nicht recht mit meiner Pflege fertig geworden, — da ist Frau von Rantow zu mir gekommen, — und mit ihr diese junge Dame da, — dieses liebe, gute Kind," sagte er, Fräulein Anna die Hand reichend und sie zu sich heranziehend, — „sie hat bei mir gesessen, — bei mir, dem alten kranken Mann; — sie hat mich gepflegt, — sie hat mir vorgelesen, — den Archenholz, — Du weißt, mein liebstes Buch, — ihr Blick," sagte er weich, „ist der Sonnenschein gewesen, der mir wieder Gesundheit und Leben brachte, — und heut ist sie gekommen und hat diesen frischen Kranz um das Bild Deiner Mutter da gewunden, — ich sage Dir, mein Junge, ich habe Dich von Herzen lieb und bin stolz auf Dich, — aber ihr, meinem guten, freundlichen Engel, mußt Du einen Platz in meinem Herzen abtreten, — und es ist ein großer, großer Platz!" fügte er mit zitternder Stimme hinzu, indem er das junge Mädchen fest an sich drückte, das mit glänzenden Blicken bittend und fragend zu dem jungen Offizier aufsah, der in heftiger Bewegung den Worten seines Vaters gefolgt war.

Es zog wie ein Schimmer lichten Glücks über sein Gesicht, — dann zuckten wieder finstere Schatten darüber hin und mühsam die Worte suchend sprach er:

„Du warst krank, mein Vater, — Dein Leben war in Gefahr, — und Sie, mein Fräulein, — Sie haben meinen Vater gepflegt, Sie finde ich hier, — Ihnen danke ich seine Rettung —“

Erstaunt und forschend ruhte der Blick des alten Herrn auf dem Gesicht seines Sohnes, aus dessen Worten freudige Hoffnung sich mit tiefer Bitterkeit mischte.

„Du kennst Fräulein Anna?“ fragte er ernst.

Der junge Mann schlug die Augen nieder und stand schweigend da.

„Ja,“ sagte das junge Mädchen, indem sie die Hand auf ihr Herz legte, als wolle sie dessen gewaltsame Schläge bewältigen, — „ja, Herr Oberstlieutenant, — Ihr Sohn kennt mich! Sie haben mir,“ fuhr sie fort, während der alte Herr in düstere Gedanken zu versinken schien, — „von einer Dame erzählt, von der er sich betrogen und verhöhnt glaubte —“

„Das hast Du gethan, mein Vater?“ rief der Lieutenant im Ton des Vorwurfs.

„Von einer Dame,“ fuhr Fräulein Anna fort, „die Ihr Sohn dann beleidigt hat, — beleidigt, wie man nie

eine Dame beleidigen sollte, — die man doch geliebt hat —" sagte sie leise.

„Mein Fräulein, ich bitte Sie!" rief der Lieutenant.

„Nun, Herr Oberstlieutenant," sprach das junge Mädchen weiter, — „diese Dame, — der auch Sie in Ihrem Herzen zürnten, — diese Dame bin ich!"

„Sie?" rief der alte Herr, — „Sie sollen eine falsche Kokette sein? — Sie sollen ein Herz betrügen und verhöhnen können, das Ihnen liebend vertraut? — Mein Sohn," sagte er in strengem Ton, — „dieser Engel hier, der tröstend in meinen Leiden mir zur Seite stand, ist wahr und rein wie das Sonnenlicht, kein Falsch haftet an dieser Seele, — bitte, daß sie Dir verzeihe, was Du an ihr gefrevelt!"

Der Lieutenant stand starr und finster da, — er schlug das Auge nicht auf.

„Herr Lieutenant von Büchenfeld," rief der alte Herr mit funkelnden Blicken, — „Sie sind Offizier und Edelmann, — beugen Sie Ihr Knie vor dieser Dame, die Sie beleidigt haben!"

„Halt!" sagte Fräulein Anna mit sanfter Stimme, — „nicht dem Befehl des Vaters soll dieß stolze Herz sich beugen! — Herr von Büchenfeld," fuhr sie fort, indem sie zu dem jungen Mann sich wendete, der noch

immer unbeweglich, gesenkten Blickes vor ihr stand, — „ein unglückliches, verhängnißvolles Mißverständniß hat über uns gewaltet, — ich habe Sie damals nicht gerufen, um das Wort der Trennung zu sprechen, sondern um das, was damals, — damals zwischen uns bestand, für immer, — für das Leben festzuknüpfen, — es war ein Zufall, daß Sie mich in der Begleitung des Herrn von Rantow fanden, ein Zufall, welchen zu erklären Sie mir keine Zeit ließen."

Der Lieutenant schlug die Augen zu ihr auf, — er sah ihre Blicke in feuchtem Glanze schimmern, — ein tiefer Schmerz malte sich in seinen Zügen.

„Wär' es möglich, — wäre es wahr?" fragte er mit unsicherer Stimme.

„Es ist wahr," rief Fräulein Anna, — „ich schwöre es Ihnen — bei dem Geist Ihrer Mutter!"

Sie erhob die Hand gegen das bekränzte Bild.

Der Lieutenaut sah immer mit demselben tiefschmerzlichen Ausdruck in ihr erregtes Gesicht.

Dann trat er zu ihr hin, beugte das Knie und sprach ernst und traurig:

„Verzeihen Sie mir, mein Fräulein, was ich gegen Sie in der Aufwallung meines Gefühls begangen, — und behalten Sie eine gute, freundliche Erinnerung an mich — und an die Vergangenheit!"

Er ergriff ihre Hand und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

„So soll," sagte sie erröthend, mit glücklichem Lächeln, „die Erinnerung das einzige Band bleiben, das zwischen uns besteht?"

Er blickte zu ihr empor und sagte:

„Kann es ein anderes geben? Ist nicht unwiederbringlich Alles zerstört und vernichtet durch jenes unglückselige Verhängniß?"

„Herr von Rantow," sprach sie fast flüsternd, „ist der Verlobte einer französischen Dame, — ich bin frei —"

„O mein Gott!" rief er aufspringend, — „könnte der Himmel so viel Glück über mich ergießen! — Doch nein — nein," sagte er dann, finster zurücktretend, — „was damals mich zurückhielt, steht auch heute als unübersteigliche Schranke noch zwischen uns, — Sie die Tochter des Millionärs, — und ich der arme Offizier, — der so leicht wiegt in der Wagschale jener Welt, der Sie angehören, — es ist unmöglich!"

„Wo wäre meines Vaters Reichthum," rief Fräulein Anna, — „wenn unsere Heere nicht des Landes-Grenzen geschützt hätten! — dieß," fuhr sie in begeistertem Ton fort, indem sie auf das eiserne Kreuz deutete, — „dieß wiegt Millionen auf, — soll ich," sagte sie, wie unwillig den Kopf schüttelnd, „meinen Vater bitten, mich zu ent=

erben, um die Kluft auszufüllen, welche stolzer Eigensinn für unüberwindlich hält?"

Der Oberstlieutenant hatte bis jetzt schweigend zugehört, — seine Blicke wendeten sich von Einem zum Andern, immer freundlicher und heiterer war sein Gesicht geworden.

„Sie haben mich beleidigt, — öffentlich beleidigt," fuhr Fräulein Anna fort, immer eifriger sprechend, „so sehr man überhaupt eine Dame beleidigen kann, — ich habe Ihre Beleidigung vergeben, — vergessen und vergeben, — und Sie wollen mir nicht vergeben, daß mein Vater Millionen besitzt, nach denen so Viele jagen und ringen?"

Der Lieutenant bebte, — fragend blickte er auf seinen Vater.

„Junge," rief der alte Herr, — „wärst Du so zaghaft vor den feindlichen Batterieen gewesen, so hättest Du das Kreuz nicht erhalten."

„Aber Du selbst, mein Vater," sagte der junge Mann, — „Du urtheiltest so streng über ungleiche Verbindungen —"

„Ungleiche Verbindungen!" rief der Alte beinahe zornig. Er schlang seinen Arm um das junge Mädchen und zog sie an seine Brust. „Hier," sagte er, „ist der Platz meiner tröstenden Pflegerin, — und ich sage Dir,

— die gleiche Liebe ist für euch Beide hier in meinem Herzen, — wenn nicht," fügte er hinzu, — „diese kleine Zauberin mich meinem eigenen Fleisch und Blut abwendig macht."

„Anna," rief der Lieutenant, indem er abermals zu ihren Füßen niedersank, — „Anna, — verzeihen Sie mir, — nehmen Sie mein Herz, mein Leben hin, mein Stolz ist gebrochen, machen Sie mit mir, was Sie wollen, — o Sie wissen nicht —"

„Ich weiß," sagte Fräulein Anna lächelnd, — „daß Sie Diejenige, der Sie so sehr zürnten, immer noch liebten, — auch das hat mir Ihr Vater verrathen, — und daß ich dieß wußte, das hat mir den Muth gegeben, nun ein Herz zu erobern, das sich — so fest verschanzt hat."

Sie streckte ihm beide Hände entgegen und zog ihn zu sich empor, — er breitete die Arme aus, und voll inniger Liebe zu ihm aufblickend, sank sie an seine Brust.

Friedrich trat ein.

„Das Gepäck vom Herrn Lieutenant," begann er in dienstlicher Haltung zu melden, — da fiel sein Blick auf die Gruppe der beiden jungen Leute, über deren Häupter der Oberstlieutenant segnend seine Hände breitete, — seine Augen erweiterten sich unnatürlich, — sein Mund öffnete sich zu einem glückseligen Lachen, — ein lautes

Hurrah drang schallend aus seiner Brust hervor, — dann schlug er die Absätze gegen einander und bemühte sich, ein so gleichgültiges Gesicht zu machen, als ob er sich nicht erklären könne, woher der plötzliche laute Jubelruf gekommen sei.

„Rufe Du nur noch einmal Hurrah,“ sagte der Oberstlieutenant freundlich, „denn der liebe Gott hat Deinem alten Herrn große Freude gegeben, — doch — öffne die Flasche, damit wir Alle mitrufen können!“

Friedrich ergriff die Champagnerflasche und löste nach der vorher schon ihm ertheilten Anweisung den Draht. Mit lautem Knall flog der Kork heraus.

„Hole noch ein Glas!“ befahl der alte Herr, — „auch eines für Dich, — Du treue Seele hast auch Deinen Antheil an dem heutigen Fest verdient.“

Im Nu hatte Friedrich die Gläser gebracht und füllte sie mit dem schäumenden Wein, den er mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete.

Der Oberstlieutenant ergriff sein Glas und streckte es gegen die jungen Leute aus, welche mit glückstrahlenden Blicken vor ihm standen.

Plötzlich aber ließ er die Hand wieder sinken.

„Das wäre doch das erste Mal in meinem Leben,“ flüsterte er vor sich hin, dann richtete er sich militärisch auf, legte die Hand an den Helm und sagte mit voller Stimme:

„Es lebe Seine Majestät unser allergnädigster König und Kriegsherr, der Kaiser Wilhelm, hoch!“

„Hoch!“ riefen der Lieutenant und Fräulein Anna, während die Gläser gegen einander klirrten, und „Hoch!“ schrie Friedrich, indem er sich noch gerader streckte, — dann aber ergriff ihn in Folge des prickelnden Weins, den er auf einen Zug hinuntergestürzt hatte, ein so hartnäckiger Hustenanfall, daß er völlig seine parademäßige Haltung verlor.

Die Gläser wurden wieder vollgeschenkt und auf das Wohl des jungen Paars geleert, — der Oberstlieutenant blickte mit wehmüthigem Kopfnicken nach dem Bilde hinüber, in welchem aus dem frischen Blumenkranz die Züge der heimgegangenen Gefährtin seines Lebens ihn grüßten.

„Seien Sie meinem Sohn, was sie mir war,“ sagte er mit thränendem Blick.

Fräulein Anna aber beugte sich nieder und drückte einen innigen Kuß auf seine Hand, bevor er dieselbe, erschrocken abwehrend, zurückziehen konnte.

„Jetzt sind der Herr Oberstlieutenant gut besorgt,“ rief Friedrich im Ton inniger Ueberzeugung, — „wenn ich jetzt abkommandirt werde, so ist das gnädige Fräulein ja immer da, — da brauchen der Herr Oberstlieutenant keinen Burschen mehr —“

Ein erneuter Hustenanfall schnitt die weitere Ausführung dieser vergleichenden Parallele ab und so gut als möglich seine erschütterte Haltung bewahrend, ging der Bursche hinaus.

Draußen schmückte man die Straßen mit Kränzen und Fahnen zum Empfang der siegreichen Truppen, — Niemandem aber war ein glücklicheres Heimkehrfest beschieden, als dem Lieutenant von Büchenfeld in dem einfachen, ärmlichen Wohnzimmer seines Vaters.

Dreißigstes Kapitel.

In tiefer Ruhe und Stille war die Zeit, welche die ganze Welt so mächtig erschüttert hatte, über das Dorf Blechow im hannöver'schen Wendlande und sein kleines Pfarrhaus dahingezogen und doch hatte sich hier ein Kreis zusammengefunden, der an reichem geistigem Leben und an mannigfachen tief ergreifenden Schicksals-erinnerungen hinter keinem andern in der großen Welt zurückstand.

Der alte Pastor Berger wartete immer noch unter Beihülfe des Kandidaten seines Amtes, soweit ihm seine schwächer werdende Gesundheit dieß gestattete, und fand in dieser Thätigkeit, die ihm heilige Pflicht und innige Freude zugleich war, den liebsten und schönsten Trost über den Verlust seiner Tochter und die Kraft, ruhig und ergeben den kurzen Weg zurückzulegen, der ihn noch von der Wiedervereinigung mit seinen zur ewigen Heimat vorangegangenen Lieben trennte. Weißer wurde sein Haar,

tiefer und tiefer neigte sich sein Haupt herab zum Staube, der den irdischen Leib wieder in sich aufnehmen sollte, seine zitternde Hand stützte sich fester auf den Stab, — aber sein Blick richtete sich frei und klar aufwärts, sein Geist stand fest und zuversichtlich auf dem Felsengrund des Glaubens, der seines Denkens und Strebens Fundament gewesen war in guten und bösen Tagen, — seines Lebens Werk war gethan, in stillem Kreise hatte er des Segens viel verbreitet und mit der vertrauensvollen Hoffnung des Kindes war er bereit, vor den Richterstuhl des gerechten und liebevollen Vaters zu treten.

Der Kandidat ging ruhig und gleichmäßig seinen Weg, — er erfüllte alle seine Pflichten in der Gemeinde auf das Pünktlichste und Sorgfältigste, — die Bauern lobten seinen Eifer, sie hörten andächtig seinen Predigten zu, — aber er blieb dennoch fremd unter ihnen; wo Noth und Bekümmerniß die Herzen erfaßte, da suchten sie Trost und Rath bei dem alten Herrn, und wenn der Pastor Berger, was in rauher Jahreszeit öfter und öfter vorkam, längere Zeit an das Zimmer gefesselt blieb, so war es jedesmal ein besonderer Festtag für die ganze Gemeinde, wenn er zum ersten Mal wieder die Kanzel bestieg, um mit seinen milden und doch so kräftig ernsten Worten das Evangelium zu verkünden und auszulegen.

Der Kandidat war voll Aufmerksamkeit gegen den alten Herrn, — er las ihm vor und unterhielt sich, bescheiden und ehrerbietig die Ansichten seines Oheims anhörend, über alle Gegenstände, welche das Interesse desselben erregten, — nur über die kirchlichen Fragen, welche die neuen Verhältnisse zuweilen in den Vordergrund stellten, wurde zwischen ihnen nicht gesprochen. Der Pastor stand fest und unerschütterlich auf dem Boden der reinen lutherischen Kirche, während der Kandidat sich mit Eifer den Bestrebungen zur Anbahnung der Union angeschlossen hatte. Der alte Herr hatte kein Wort des Tadels darüber geäußert, — in seinem milden Sinn überließ er es gern Jedem, in Sachen seiner Ueberzeugung seinen eigenen Weg zu gehen.

Der Prozeß gegen den Lieutenant von Wendenstein war wieder aufgenommen und nach kurzer Verhandlung schon vor der Amnestie, welche König Wilhelm bei dem Ausbruch des Krieges erließ, zu seinen Gunsten entschieden, da er offen sein ganzes Verhalten dargelegt hatte und ihm keine Handlungen gegen die Autorität der Regierung nachgewiesen waren. Er hatte das Gut übernommen, welches sein Vater in der Nähe von Blechow gekauft, um ihm mit Helenen eine Heimat zu schaffen, — seine Schwestern waren verheirathet und er lebte mit dem Oberamtmann, der immer noch kräftig seinen Kampf mit dem Podagra

kämpfte, und mit seiner Mutter, die in stillem Walten noch rüstig des Hauses Leitung führte, auf dem Sitz, der die Stätte eines reichen, blühenden Glücks hatte sein sollen und der ihm jetzt nur noch den Frieden für seine reuig gebeugte Seele bringen konnte. Er hielt sich von allem Verkehr mit seinen Nachbarn, von allen Kreisen, in welchen die politischen Verstimmungen nachklangen, fern und kam nur regelmäßig mindestens einmal in jeder Woche nach Blechow, um Helenens Grab zu besuchen, auf welchem, von schlankem, epheuumranktem Eisengitter umgeben, ein einfacher Marmorstein mit Namen, Geburts- und Todestag lag.

Bei dem Beginn des Krieges war der Graf Rivero in Blechow erschienen und hatte den Pastor Berger gebeten, ihm seine Tochter Julia anvertrauen zu dürfen, da er selbst seine medizinischen Kenntnisse für die Pflege der Kranken und Verwundeten nutzbar machen wolle. Freudig hatte der alte Pastor die Bitte des Grafen gewährt und Julia hatte sich in dem Zimmer Helenens eingerichtet, während ihr Vater nach Paris gegangen war und in den französischen Lazarethen und Ambulancen mit unermüdlicher Aufopferung aller Kräfte Hülfe geleistet hatte.

So war der Herbst und der Winter hingegangen in stiller, ruhiger Einförmigkeit. Julia hatte mit kindlicher

Sorgfalt den alten Pastor gepflegt, — selbst von tiefem, schmerzlichem Ernst erfüllt, hatte sie dennoch Alles aufgeboten, um ihn zu erheitern und in allen jenen kleinen fast unmerklichen Aufmerksamkeiten, welche dem Herzen so wohl thun, ihm die verlorene Tochter zu ersetzen; — es war eine freundliche, liebe Beschäftigung für den alten Herrn, dem jungen Mädchen, das so ganz anders war wie Helene und ihn doch wieder so oft an sie erinnerte, immer mehr die Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur zu öffnen, und wie nichts zwei Menschen mehr zu einander führt und fester verbindet, als geistiges Geben und Empfangen, so knüpfte sich bald zwischen dem Pastor und seiner Schülerin das innige Band treuer und liebevoller Freundschaft, welche den alten Diener des Evangeliums erfrischte und verjüngte und in dem jungen Mädchen die Saiten ihres tiefen Gemüths- und Seelenlebens immer reicher und voller anklingen ließ.

Der Lieutenant von Wendenstein trat Fräulein Julia gegenüber ebenfalls aus seiner düstern Verschlossenheit mehr und mehr heraus, — die Pflege von Helenens Grab führte sie zunächst zusammen, — so lange die Jahreszeit es erlaubte, fand der junge Mann dasselbe bei seinen Besuchen immer von frischen Blumen umgeben, jedes welke Blatt war sorgsam entfernt und die zarte weibliche Sorge schmückte die letzte Ruhestätte der Entschlafenen mit immer

neuem, frühlingsfrischem Reiz; — selbst unter dem Frost und Schnee des Winters blieb das Grab stets sauber und rein und ein dichter Kranz von frischem Immergrün deckte sich über den Stein, als wolle er die Träume der unter demselben Ruhenden gegen Sturm und Wetter schützen. Mit herzlicher Dankbarkeit drückte der Lieutenant Juliens Hand, so oft er die Spur ihres Waltens fand, — er bat sie, ihn nach der heiligen Stätte seiner Erinnerungen zu begleiten, und hier zum ersten Mal erschloß sich sein zusammengepreßtes Herz; — unter strömenden Thränen fand sein starrer Schmerz Erleichterung, — seine Schuld, seine Reue, — seinen hoffnungslosen Jammer klagte er Derjenigen, die mit ihm am Sterbebett der Geliebten gestanden und die mit ihm die Sorge für den Schmuck ihres Grabes theilte, die einzige Liebessorge, die ihm von so viel Hoffnung und Glück übrig geblieben war.

Sie nahm die Verzweiflung über seine Schuld von ihm, tröstend und erhebend sprach sie zu ihm, wie das Gefühl ihres Herzens, das des Leidens so viel getragen hatte, es ihr eingab, — ihr glaubte er, war doch ihre Seele der Dahingeschiedenen befreundet und verwandt gewesen, und er wurde nicht müde, von ihrem Mund das Wort der Verzeihung und Versöhnung zu hören.

Der Lieutenant hatte bei seinen Besuchen in Blechow immer im Hause von Fritz Deyke gewohnt, der ein

hübsches Zimmer hatte anbauen und städtisch einrichten lassen, — dieser ehrliche, treue Freund war außer Julien der Einzige gewesen, mit dem er zuweilen von Helene gesprochen, — der kräftige, gerade Bauernsohn hatte ihm Muth zugesprochen und ihn angefeuert, sich dem Leben und seinen Pflichten nicht in schmerzlicher Versunkenheit zu entziehen, — aber wenn er von seiner Schuld und seiner Reue gesprochen, dann hatte Fritz sich schweigend abgewendet, — dieses derbe Herz kannte die Kraft, welche in Arbeit und Kampf sich gegen den Schmerz aufrichtet, — aber die zarte Blume der verzeihenden Versöhnung trieb nicht so leicht aus demselben empor. So schloß der Lieutenant sich denn mit seinem ganzen innern Leben an Julia an, — öfter und öfter kam er herüber, um mit ihr von Helenen zu sprechen und aus ihren einfachen herzlichen Worten Trost und Lebensmuth zu schöpfen.

Im Hause von Fritz Deyke ging sonst das alte regelmäßige Leben in Arbeit und Thätigkeit seinen ruhigen Gang weiter. Der alte Deyke war in seiner Kraft gebrochen, — zwar schritt er noch aufrecht einher, aber das volle Haar fiel weiß über seine harte, strenge Stirn herab und sein Arm konnte nicht mehr der Feldarbeit rüstig Herr werden, — er hatte die Leitung seines Besitzthums an seinen Sohn abgetreten und ging nur zuweilen noch, auf den großen Krückstock gestützt, hinaus, die Arbeit der

Knechte zu überwachen, streng tadelnd, wo er etwas nicht in Ordnung fand, so daß es schon eine Anerkennung für das Gesinde des Hofes war, wenn der Alte schweigend vorüberging. Sonst blieb er in dem großen Lehnstuhl seines trotz der immer steigenden Wohlhabenheit unverändert einfachen Wohnzimmers und ließ sich gern die unermüdlich sorgsame Pflege seiner Schwiegertochter gefallen, welche er das Muster einer wendländischen Bäuerin nannte und gegen deren Vorschläge oder Bitten er niemals etwas einzuwenden fand. Sie, die Herrin des Hauses, war voll und behäbig geworden und sah gar stattlich und würdig aus, wenn sie mit ihren zwei kleinen Söhnen Abends nach vollbrachter Tagesarbeit vor der Thür des Hauses saß, — aber wenn sie liebevoll zu ihrem Mann aufblickte oder ehrfurchtsvoll dem Großvater, der den Kleinen die biblische Geschichte erzählte, die frisch gefüllte Pfeife und den geschlossenen Deckelkrug Einbecker Bieres brachte, dann glänzte in ihren Augen die alte kindliche Unschuld und Güte, und der Alte sowohl wie Fritz fanden, daß die liebliche Blume ihres Hauses nichts von ihrem zarten Schmelz verloren habe. Auch die Politik klang kaum noch wieder in diesem alten Bauernhause, — der Alte sprach niemals von der Vergangenheit, — er ließ sich regelmäßig die Zeitung mit den Nachrichten über den Fortgang des Krieges vorlesen, und wenn die deutschen

Waffen einen glänzenden Sieg erfochten hatten, dann schlug er freudig auf das Armpolster seines Lehnstuhls und die Augen seiner Schwiegertochter blitzten und funkelten vor Stolz, daß so Großes die deutschen Heere unter ihres Königs Führung gethan, — aber Fritz Deyke, — wenn auch einen Augenblick sein Blut höher aufwallte bei der Beschreibung der Kämpfe und bei den Nachrichten von all' den Siegen, — er blickte doch starr und finster zu Boden, — ging doch mit diesen Siegen die letzte Hoffnung verloren, das alte Hannover wieder erstehen zu sehen, — diese Hoffnung, welche so viele Söhne des Landes in die Verbannung hinausgetrieben, und die er, wenn sein eigener Herd ihn auch an die Heimat fesselte, dennoch wie Jene im Herzen getragen hatte und nicht so leicht aufzugeben vermochte.

Julia hatte regelmäßig die kleine Kirche zu Blechow besucht, wenn der alte Pastor den Gottesdienst hielt, — anfangs mit leichten religiösen Skrupeln, — doch hatte sie bald lieber und lieber das lautere, klare, in die Tiefen der Seele dringende Wort des alten Herrn in sich aufgenommen, und in wunderbarer Bewegung fühlte sie sich Gott näher in dieser kleinen schmucklosen Kirche, in welcher der schlichte silberhaarige Greis die Heilsbotschaft des Christenthums den einfachen Landleuten verkündete, als in den hohen Gewölben der römischen Tempel, in denen

alle Sinne in geheimnißvollem Rausch gefangen genommen werden.

Der Winter war vergangen und zu dem dunklen Grün der Föhrenwälder, die immer frisch aus dem Schnee hervorragen, gesellten sich die neuen Blätter der Birken, denen allmälig die Linden und Buchen und langsam zögernd dann die mächtigen Eichen im grünen Blätterschmuck nachfolgten. Paris hatte kapitulirt, der Friede war unterzeichnet, — langsam begannen die Truppen zurückzukehren, — der Graf Rivero, der schon lange seine Rückkehr angekündigt, war noch immer nicht gekommen und Julia begann ängstlich zu werden, während zugleich die vereinzelt ankommenden Nachrichten über die Schreckensherrschaft der Kommune und über die Zerstörung dieses schönen Paris, das so lang ihre Heimat gewesen, in dem sie so viel Leid und so flüchtig kurzes Glück erfahren, sie mit Schauder und Entsetzen erfüllten.

Es war ein schöner Tag am Ende des Monats Mai. Der Lieutenant von Wendenstein war gekommen, hatte seinen leichten Wagen auf dem Deyke'schen Hof eingestellt und war dann schnell nach dem Pfarrhause geeilt, um, wie so oft, mit Fräulein Julia nach dem stillen Friedhof zu gehen.

Sie schritten durch die frühlingsblühende Natur und traten in den der ewigen Ruhe geweihten Raum, den die

unerschöpfliche Triebkraft der Wiedergeburt, welche die Natur erfüllt, ebenso mit Blüten voll Farbe und Duft geschmückt hatte, wie die Gärten, in denen des Lebens Lust und Freude sich tummelt.

Dicht war der Epheu emporgerankt um das Gitter, — die Immergrünzweige waren zurückgebogen von dem weißen Stein, und Veilchen und frühe Rosen umringten duftig, aus zierlichem Moosbau hervorragend, den Marmor.

Alles war still ringsum, — kaum der Laut eines zwitschernden Vogels unterbrach die feierliche Ruhe der Natur, — der Lieutenant von Wendenstein beugte sich, wie er es immer that, nieder und berührte mit den Lippen den kalten Stein, unter welchem das Herz ruhte, das einst so warm für ihn geschlagen.

Voll innigen Mitgefühls blickte Julia zu ihm nieder, dann sah sie seufzend zum Himmel empor, ihr feuchtes Auge schien zu fragen, ob es nicht besser sei, in der kühlen Erde zu ruhen, geliebt und beweint, gesucht von der Sehnsucht eines warmen Herzens, — als im Sonnenlicht zu leben, vergessen von der Liebe, deren Erinnerungen doch aus der eigenen Brust nicht schwinden wollen.

Langsam richtete sich Herr von Wendenstein wieder auf.

Er reichte Julia, welche zu Häupten des Grabes stand, die Hand und sagte mit tief bewegtem Ton:

„Fräulein Julia, — ich trage die Ueberzeugung in mir, daß die Verklärte, deren irdische Hülle hier unter diesen Blumen ruht, Sie mir gesendet hat, um meine gebrochene Seele wieder aufzurichten und dem Himmel wieder zuzuführen, der ihre Wohnung und Heimat ist und in welchem wir sie einst wiedersehen werden. Mein Herz ist an Sie gekettet," fügte er mit bebender Stimme hinzu, „durch die Dankbarkeit und durch alle Gefühle, die überhaupt in demselben noch Platz finden, — ich würde verzweifeln, wenn ich mich von Ihnen trennen müßte, — Fräulein Julia, hier an der Ruhestätte der geliebten Todten, hier, wo ihr Geist uns nahe sein muß, — bitte ich Sie, mich nicht zu verlassen, — bitte ich Sie, mir Ihre Hand zum Bunde für das Leben zu reichen!"

Julia war bei seinen Worten erschrocken zusammengefahren, — bleich wie der Tod trat sie zurück und stützte die Hand auf das Gitter, welches die Grabstätte umgab.

In angstvoller Spannung blickte er zu ihr hin.

„Sie zürnen mir?" fragte er leise, — „Sie finden es vermessen, daß ich es wage, Sie zu bitten, einem Unglücklichen Hülfe zu bringen, der," sagte er, mit bitter schmerzlichem Lächeln auf das Grab deutend, — „der gezeigt hat, wie wenig er die Liebe eines edlen Herzens werth ist?"

Er beugte sich nieder, brach einen Immergrünzweig und trat mit demselben zu ihr heran.

„Sehen Sie," sagte er, — „Blüten habe ich nicht mehr in meinem Herzen, um sie Ihnen zu bieten, — der eisige Hauch des Todes hat sie zerstört, — aber immer frisch und grün wie dieser Zweig soll die innige, treue Liebe meines Herzens Ihnen gehören, — nehmen Sie diesen Zweig, — das Bild meiner an diesem Grabe erwachsenen und geweihten Liebe, — wenn nicht das Leben," fügte er traurig und finster hinzu, — „Ihnen andere Blüten bietet —"

Rasch die dunklen Augen aufschlagend, erwiederte sie: „Die Blüten meines Herzens sind gebrochen wie die des Ihrigen, — von den Rosen sind nur die Dornen geblieben," flüsterte sie in schmerzlicher Erinnerung, — „in meinem Herzen ist kein Hinderniß, diesen Zweig aus Ihrer Hand anzunehmen, — und doch — doch," sagte sie, den Blick zu Boden senkend, — „doch kann ich es nicht, — es ist unmöglich —"

„Unmöglich?" rief er schmerzvoll, — „unmöglich, eine Seele, die den Himmel sucht, zu führen und zu leiten?"

„Unmöglich!" wiederholte sie leise in tiefer Bewegung, „unmöglich!"

Er stand finster in sich zusammengesunken da, —

langsam erhob sie den Blick zu ihm und sah ihn voll warmen Mitleids an.

Dann trat sie vor ihn hin und sprach:

„Geben Sie mir den Zweig, — ich will ihn in jedem Fall bewahren als ein Symbol treuer Freundschaft, die ich Ihnen immer — immer gewähren werde, — warten Sie die Ankunft meines Vaters ab, — er allein kann meine Zweifel lösen, — er allein kann Ihnen sagen, was zwischen uns steht und,“ fügte sie tief erröthend hinzu, — „wenn Sie dann diesen Zweig aus meiner Hand zurücknehmen, — dann — soll es mir eine schöne und — theure Pflicht sein — Ihnen tröstend und beruhigend zur Seite zu stehen.“

„O — Fräulein Julia,“ rief er, — „warum —“

„Ich bitte Sie,“ fiel sie mit festem Ton ein, „ich bitte Sie, vor der Ankunft meines Vaters kein Wort weiter!“

Er beugte das Haupt nieder zum Zeichen des Gehorsams gegen ihren Willen und reichte ihr den Zweig, den er noch in der Hand hielt.

Beide neigten sich zu dem Grabstein nieder, und ihr leises Gebet stieg wie ein gemeinsamer Gruß an die Verklärte durch die stille Luft zum Himmel auf.

Dann gingen sie schweigend neben einander zum Pfarrhause zurück.

Hier war inzwischen ein Halbwagen mit Extrapostpferden von Lüchow aus vorgefahren. Vom Bock herabspringend öffnete der Diener den Schlag und dem aus dem Hause herbei eilenden Kandidaten trat der Graf Rivero entgegen.

Noch tiefer hatten sich die ernsten, schmerzvollen Züge in sein Gesicht gegraben, sein Haar war grau, — seine Haltung immer noch elegant und sicher, aber gebückt, wie die eines alten Mannes.

Stumm begrüßte er den Kandidaten und trat in das Wohnzimmer, wo der alte Pastor Berger in seinem Lehnstuhl saß und, mit einem Ausruf der Freude sich erhebend, dem Eintretenden beide Hände entgegenstreckte.

„Wir haben Sie lang erwartet,“ sagte er, — „der Frieden ist wieder auf die Erde niedergestiegen, — Sie müssen jetzt ausruhen hier in der Stille, — wenn Ihnen die Gesellschaft eines alten Mannes genügt, dessen Haupt sich wie die reife Aehre der ewigen Ernte zuneigt.“

„Ich habe mit der Welt abgeschlossen, mein ehrwürdiger Freund,“ erwiederte der Graf ernst und feierlich, — „ich habe die Kraft meines Lebens gemißbraucht, um in gutem Glauben, in reiner Ueberzeugung viel Böses zu thun, weil ich vermessen eingreifen wollte in die Schicksale der Welt und der Menschen, — Gott hat mir versagt, mich als Opfer für ein gutes, heiliges Werk anzunehmen.“

Er erzählte in kurzen Worten, wie er versucht, den Erzbischof von Paris aus den Händen seiner Mörder zu retten, und wie sein Versuch an dem edlen Widerstand des hingeopferten Prälaten gescheitert sei.

„Die Hölle," schloß er mit tiefer Bitterkeit, — „ist Siegerin geblieben, — ich habe einst geglaubt, ihre Mächte in den Dienst des Himmels zwingen zu können, sie hat den vermessenen Sterblichen seine Ohnmacht fühlen lassen, der in stolzer Ueberhebung zu sagen wagte: ‚Eritis sicut Deus!'"

„Die Hölle?" sagte der Pastor, das weiße Haupt schüttelnd, — „die Hölle, Herr Graf, siegt niemals, wo Gottes Odem weht, — ihre Gewalt hat nur die Stufen aufrichten müssen, auf denen jener treue, glaubensmuthige Priester des Herrn zur himmlischen Herrlichkeit emporgestiegen ist. Und jenes Wort, Herr Graf," fuhr er mit tief überzeugungsvollem Ton fort, „bringt nur dann Fluch und Unheil, wenn es gesprochen wird im Sinne der Schlange, die das Geschöpf verlocken will, in der Erkenntniß und in der Kraft dem Schöpfer sich gleich zu stellen, — aber es wird zum Worte des Segens und Heils, wenn das demüthige Kind dem Vater zu gleichen strebt in der Liebe, — der Himmel mit seinem unerschöpflichen Gnadenreichthum öffnet sich Dem, in dessen

Herzen am Fuße des Kreuzes zur Nachfolge des Heilands das Wort ertönt: ‚Eritis sicut Deus!‘“

Mit groß geöffneten Augen blickte der Graf den Pastor an, während eine gewaltige Bewegung auf seinem Gesicht arbeitete. Er hatte auf den Höhen und in den Tiefen der Welt die Wahrheit vergeblich gesucht, er hatte vor dem Stuhl Sankt Petri nur Kampf und neue ringende Zweifel gefunden, — und hier aus dem Munde des Greises, der sein Leben in still beschränktem Wirken an dem einfachen Altar der kleinen Kirche verbracht hatte, — hier schallte ihm das Wort der Wahrheit erleuchtend, tröstend und erlösend entgegen, das Wort: „Die Kinder werden zu Gott kommen! — nicht der Geist, nicht die Gewalt, — die Liebe allein überwindet die Welt und hebt über die Kluft der unermessenen Fernen der Zeit und des Raumes das schwache Geschöpf hinauf zu seinem allmächtigen Schöpfer.“

Er ergriff die Hand des Pastors, drückte sie an seine Brust und beugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Diener des Evangeliums, indem er leise wiederholte: „Eritis sicut Deus!“

Julia trat in das Zimmer, der Lieutenant von Wendenstein folgte ihr.

Mit lautem Freudenruf eilte sie zu ihrem Vater hin und schmiegte sich, von seinen Armen umfangen, an ihn.

Als sie aber den Blick zu ihm erhob, zuckte sie erschrocken zusammen. Sein ergrautes Haar, — sein bleiches Gesicht mit den leidenden Zügen ließen ihn um Jahre gealtert erscheinen.

„Die Anstrengungen des Feldzuges haben meine Gesundheit erschüttert," sagte er sanft, — „jetzt, meine Tochter, gehöre ich nur noch Dir, — die friedliche Sorge für Dein Glück wird auch mich wieder stark und glücklich machen!"

Er begrüßte herzlich den Lieutenant von Wendenstein.

Dieser aber wendete sich zu Julia.

„Fräulein Julia," sagte er bittend, — „Sie haben die Antwort auf meine Frage von der Ankunft Ihres Vaters abhängig gemacht, — soll dieser Tag nicht die Zweifel lösen und mir den Stern der Hoffnung für mein künftiges Leben aufgehen lassen?"

Verwundert blickte der Graf auf seine Tochter.

Diese stand einen Augenblick sinnend da.

„Vielleicht ist es ein Wink des Himmels," sagte sie leise, „daß mein Vater jetzt gerade gekommen, — er hat Recht, — Licht soll es werden!"

„Herr von Wendenstein," sprach sie, zu ihrem Vater herantretend, „hat mich gebeten, ihm meine Hand zu reichen, — er glaubt an meiner Seite Trost zu finden über sein verlorenes Glück."

„Und ich werde ihn finden," rief Herr von Wendenstein, — „mehr als das, ich werde neue Kraft und Hoffnung finden."

Der Graf Rivero blickte in freudiger Bewegung auf den jungen Mann.

„Helenens Segen wird auf solchem Bunde ruhen," sagte der Pastor, indem er voll inniger Rührung die Hand gegen Julia ausstreckte.

„Du weißt, mein Vater," fuhr Julia fort, „warum ich zögern muß, einem Mann meine Hand zu reichen, auch wenn ich glauben möchte, ihn glücklich machen zu können, — ich habe Deine Ankunft erwarten wollen, — Du wirst, wie stets, das Rechte zu rathen wissen."

Ernst, beinahe finster, blickte der Graf einige Augenblicke vor sich hin.

Dann legte er seinen Arm in den des Herrn von Wendenstein und führte den jungen Mann in den Pfarrgarten, der, wie früher, sorgsam gereinigt und bestellt war und in dem die Frühlingsblumen so bunt und frisch blühten, als zu der Zeit, da sie noch Helene in den Tagen ihres Liebesfrühlings mit ihren Farben und ihrem Duft erfreuten.

„Kommen Sie, mein junger Freund," sagte der Graf, „und hören Sie mich an, — die Entscheidung liegt in Ihrer Hand und in Ihrem Herzen."

Leise und still zog sich Julia in ihr Zimmer zurück, während der Pastor ihr verwundert nachsah, ohne ein Wort zu sprechen, — er wußte, daß man die Herzen auf ihren eigenen Wegen ihr Glück und ihren Frieden müsse suchen lassen.

Lange ging der Graf in ernstem Gespräch mit dem Lieutenant im Garten auf und nieder, — er erzählte dem jungen Mann sein eigenes Schicksal und das Schicksal seiner wiedergefundenen Tochter, — er klagte sich selbst streng und bitter an, aus Stolz in ihr Schicksal und ihre Liebe eingegriffen zu haben, — und fragte endlich, ob Herr von Wendenstein, nachdem er Alles wisse, was seiner Tochter Vergangenheit beträfe, jetzt noch seine Bitte wiederholen wolle.

„Wiederholen?" rief der junge Mann feurig, — „nein, doppelt dringend, doppelt innig spreche ich sie aus, — bin ich doch nun nicht der allein Empfangende, kann ich doch auch meinerseits Julia Trost und Ersatz für verlorenes Glück bieten, kann ich es zur Aufgabe meines Lebens machen, ihre Thränen über die Vergangenheit zu trocknen! O, ich wußte es, Helene mußte noch über das Grab hinaus mir Liebe und Trost senden!"

Sie kehrten in das Haus zurück und der Graf ging, um seine Tochter zu rufen. Erröthend, mit niedergeschlagenen Augen trat sie an ihres Vaters Seite in das

Zimmer. Sie trug den Immergrünzweig von Helenens Grab in ihrer Hand.

Herr von Wendenstein eilte ihr entgegen, nahm den Zweig und drückte ihn an seine Lippen.

„Diese Blätter,“ sagte er, „sind mir ein Symbol der Erinnerung und der Hoffnung, — unsere Hoffnungen sollen nun gemeinsam sein, — meine Erinnerungen werden Sie versöhnen und verklären, — die Ihrigen werde ich mit treuer Sorge auszulöschen bestrebt sein.“

Sie reichte ihm lächelnd die Hand, — er führte sie vor den Lehnstuhl des alten Pastors, Beide ließen sich vor ihm auf die Kniee nieder, — er legte segnend die Hände auf ihre Häupter und sprach mit milder Stimme zu dem Grafen Rivero:

„Ist Ihre Wirksamkeit zu Ende, Herr Graf? Ihre starke Hand wird Diesen Halt und Stütze sein, — und Sie werden reichere Frucht in diesem Werke finden, als je vorher!“

„Mein Vater,“ sagte Julia, indem sie sich erhob und zu dem Grafen herantrat, „in diesem Augenblick soll Alles klar werden, — rein von Zweifeln soll der Weg meiner Zukunft sich vor mir öffnen. Ich habe,“ fuhr sie mit tiefem Ernst fort, „in dieser ganzen Zeit hier in der kleinen Kirche, inmitten der schlichten, andächtigen

Gemeinde, das Wort und die Lehre unseres theuren Freundes gehört, und hier hat sich meine Seele erquickt und aufgerichtet in frischer, reiner Kraft, während sie von süßem Rausch betäubt wurde in den schimmernden Tempeln in Rom, — in jenem Rom, mein Vater, das Dich verstieß und verbannte, — Dich, den doch so heiliger, reiner Glaube erfüllt, — der so treu gekämpft hat für das Reich Gottes auf Erden. Laß mich, mein Vater, hier die Lehre des Evangeliums, die mir so tröstend und erhebend erklungen ist, in mich aufnehmen, laß mich meinem Freunde zum Lebensbunde die Hand reichen vor diesem Altar, zu dem mein Herz mich mit seinen tiefsten Regungen hinzieht."

Sie erhob bittend die Hände gegen ihren Vater.

Dieser zog sie sanft an sich und sprach:

„Ich habe den Erzbischof der katholischen Kirche sein Haupt glaubensfreudig dem Märtyrertode beugen sehen, — ich habe gesehen, wie unser ehrwürdiger Freund hier in seinem kleinen Kreise Segen gesäet und Segen geerntet hat, wie er, als ihm das Liebste genommen wurde, nicht gewankt hat in seinem Glauben und seiner Ergebung; — kann das Bekenntniß des Einen — kann das des Andern die alleinseligmachende Formel sein? Folge Deinem Herzen, meine Tochter, — bete an demselben Altar mit Dem, der Dein Gemahl und Herr sein

wird, — der Weg, den die Hand dieses Priesters hier Dir weisen wird, führt Dich sicher zu Gott."

„Und Du, mein Vater?" fragte Julia schüchtern.

„In mir, meine Tochter," erwiederte der Graf, „ringen noch die auf und nieder wallenden Nebel gegen das Licht, — noch ist mein Geist nicht frei, mein Blick nicht klar, — doch auch mir wird der Weg sich öffnen, der meine Seele zum Frieden führt."

*

Und als der Sommer herankam und die Ernte auf den Feldern reifte, da trat der alte Pastor Berger zum letzten Mal vor den Altar der kleinen Kirche in Blechow, um den Ehebund zwischen dem Lieutenant von Wendenstein und der Gräfin Julia Rivero zu schließen. Der Graf hatte eine Besitzung ganz in der Nähe des Wendenstein'schen Gutes gekauft und als einen besondern Freundschaftsbeweis des Pastors sich erbeten, daß dieser bei ihm, allen seinen Freunden so nahe, den Rest seines Lebens verbringe. Der Kandidat hatte eine Berufung in das Konsistorium erhalten, da man auf den strebsamen und geschmeidigen jungen Geistlichen aufmerksam geworden war, und mit einem fremden Adjunkt mochte der alte Herr seine Amtspflicht nicht theilen.

Noch einmal, wie in alter Zeit, war der Oberamt=

mann von Wendenstein und seine ganze Familie, der Bauermeister Deyke mit Fritz und seiner Frau in dem schlichten Gotteshause versammelt, und als die Trauung vollzogen war und der alte Herr die Hände erhob und mit thränenerstickter Stimme über seine Gemeinde hin rief:

„Der Herr segne euch und behüte euch, der Herr erhebe sein Angesicht auf euch und sei euch gnädig, der Herr erleuchte sein Angesicht über euch und gebe euch seinen Frieden!“ —

— als er sich dann umwendete und in stillem Gebet das Haupt auf die über den Altar gefalteten Hände sinken ließ, — da blieb kein Auge trocken in dem ganzen Raum, und leise verhallte der Schlußgesang, da keine Stimme sich zu vollem Klang erheben konnte.

Dann ging man zu Helenens Grab, — ein letztes Lebewohl der Entschlafenen zu bringen, der Lieutenant empfahl Fritz Deyke noch einmal die Sorge für die theure Stätte, — aber Fritz erwiederte beinahe rauh und heftig:

„Seien Sie ruhig, Herr Lieutenant, — eher soll mir Haus und Hof zu Grunde gehen, als daß ein Blatt auf Fräulein Helenens Grab geknickt wird.“

Dahin fuhren die Wagen, — ganz Blechow, auch der Kreishauptmann von Klenzin, war bei der Ehrenpforte am Ausgang des Dorfes versammelt. Ein Ehren-

trunk, in den so manche Thräne fiel, wurde dem scheidenden Pastor kredenzt, — er drückte die harten Hände all' der Bauern, die sich an ihn herandrängten, — noch einmal erhob er sich im Wagen und winkte grüßend mit der Hand zurück.

Dann zogen die Pferde an, — die Wagen verschwanden zwischen den Föhren, — und fortgezogen war für immer die alte Zeit aus dem stillen Dorfe des Wendlandes.

Fritz Deyke aber war nach Hause vorausgegangen. Er war tief nachdenkend gewesen in der letzten Zeit, — es waren zwei Knechte des Hofes heimgekehrt, welche einst mit zur Legion ausgewandert waren, — sie hatten erzählt, in welche Noth sie gerathen, als die Legion aufgelöst, — wie sie mit einigen Anderen nach Algier gegangen, dort in die Fremdenlegion gesteckt und beim Ausbruch des Kriegs gefangen gehalten worden wären, — wie man sie endlich ohne Mittel über die schweizer Grenze geschickt hätte, und wie sie in Bern von dem preußischen Gesandten freundlich aufgenommen worden seien, der ihnen die Versicherung der Amnestie ertheilt und sie mit Mitteln zur Rückkehr in die Heimat versehen hätte.

Fritz hatte ernst und schweigend diese Erzählungen angehört, — dann hatte der Lieutenant von Wendenstein ihm gesagt, daß der König von Preußen die Offiziere

der Legion begnadigt und großmüthig pensionirt habe, und immer ernster und nachdenkender war er geworden.

Nun war er schnell vorausgeeilt und machte sich in der Wohnstube zu schaffen.

Als die Seinen zurückkehrten, trat er ihnen unter der Thür entgegen und führte seine Frau vor die Wand zwischen den Fenstern. In goldenem Rahmen hing hier ein Bild des Kaisers Wilhelm.

„Ich weiß," sagte Fritz, indem er seine Frau in den Arm nahm, — „Dir hat doch hier in unserer Stube noch immer etwas gefehlt, — ich habe da jetzt unseres Kaisers Bild aufgehängt, — bist Du nun zufrieden?"

Sie umarmte ihn herzlich und drückte einen kräftigen Kuß auf seinen Mund.

Der alte Deyke war herangetreten, — er sagte nichts, aber er legte freundlich seine Hände auf die Häupter seiner Kinder und blickte ernst und gedankenvoll zu dem Bilde des Kaisers auf, das über die Schlachtfelder von Gravelotte und Sedan hin seinen Einzug gehalten hatte in das Bauernhaus des hannöver'schen Wendlandes.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ruhig floß der breite Rhein durch die reichen Wiesen und Fruchtfelder bei Düsseldorf seinen Mündungen zu, im hellen Strahl der Maisonne blitzten und schimmerten seine Wellen, indem sie sanft murmelnd durch die überhängenden Weidenzweige des Ufers dahin zogen. Ringsum in den Dörfern und auf den Fluren herrschte reges Leben, überall waren die Bewohner mit der Feldarbeit beschäftigt und fröhliche Lieder schallten aus den verschiedenen Gruppen zum Himmel empor. Der mächtige Strom, die Wiesen, die grünen Saaten, die Bäume mit ihren jungen Blättern — Alles schien Glück und Freude zu athmen unter dem Segen des nunmehr besiegelten Friedens, — dieses Friedens, der so hart erkämpft war, der so schwere Opfer gekostet an des Volkes edelstem Blut, — der aber nun auch den höchsten und herrlichsten Preis gesichert und den drohenden und lauernden Feind für immer von den Ufern des deutschen Stromes zurückgedrängt hatte, vor

welchen nun die beiden alten Reichsfesten, durch des geeinigten Volkes Kraft wiedergewonnen, starke Wacht hielten.

Ein junger Husarenoffizier ritt auf der Landstraße hin, welche nach dem Schloß von Renſenheim führte, dessen glänzendes Dach durch die erst leicht belaubten Blätter herüberschimmerte.

Wenige nur von den Bewohnern der Ortschaften, durch welche die Straße führte, oder von den auf den Feldern beschäftigten Arbeitern erkannten in dem auf seinem schlanken und kräftigen Pferde schnell vorbei trabenden Offizier den Grafen Xaver von Spangendorf, welcher, seinem Regiment voraus, der Heimat zueilte, um nach so langer Trennung, nach so viel überstandener Gefahr das väterliche Haus und die Seinen wiederzusehen.

Der junge Mann war kräftiger und männlicher geworden in der großen, ernsten Zeit, — sein früher weiches, freundlich-heiteres Gesicht hatte festere Züge angenommen, ein dichter, blonder Vollbart umgab dasselbe, und auch seine Gestalt, in deren Haltung früher eine gewisse gemüthliche Bequemlichkeit lag, saß fest und gerade im Sattel.

Aber wenn auch nur wenige der Begegnenden den Sohn und Erben des allgemein verehrten Schloßherrn von Renſenheim erkannten, so grüßten ihn doch alle, — trug er doch den Rock der überall so lieb und volksthümlich gewordenen Armee, — dieser Armee, um welche die

Waffenmacht von ganz Deutschland sich geeinigt und welche das deutsche Vaterland vor der drohenden Heeresmacht Frankreichs geschützt hatte, dessen verheerende Raubzüge von Generation zu Generation in der Ueberlieferung des Volksmundes fortlebten.

Freundlich erwiederte der Offizier die Grüße, — noch freundlicher aber sein Bursche, der etwa dreißig Schritte entfernt hinter ihm ritt, und der öfter einen oder den andern der Arbeiter auf dem Felde anrief, worauf dieser herankam und den im Dienste des Spangendorf-schen Hauses aufgewachsenen Sohn der Gegend erkennend, in laute Freudenrufe ausbrach, ihm die Hände schüttelte und lange mit Fragen den Heimkehrenden bestürmte, bis dieser dann, sich rasch losmachend, eilig seinem bereits weit voraus gerittenen Offizier nachsprengte, um, noch ehe er denselben eingeholt, von Neuem begrüßt und an-gehalten zu werden.

Die Sonne sank zum Horizont herab, — ihre schrä-gen Strahlen schimmerten in wunderbar lichtem Gold-glanz durch das frische Grün der hohen Bäume des Parkes von Rensenheim und in plötzlicher Erinnerung durchzuckte den jungen Grafen die Erinnerung an jenen Abend, an welchem er vor einem Jahre hier an der Seite seines Freundes nach dem väterlichen Schloß hinaus-geritten war. Alles war wie damals, — wie damals

rauschte der Rhein, wie damals glänzte das Schieferdach seines heimatlichen Hauses aus den Baumkronen hervor, — auch die Zeit war so gar lang nicht, welche seitdem vorübergegangen, — und doch — welche tiefe Kluft, tief einschneidend in das Völker- und Familienleben, lag zwischen jenem Abend und jetzt! Der furchtbarste Krieg seit Menschengedenken hatte die Welt durchtobt, und zwei große Nationen bluteten noch aus allen Wunden, die ihnen dieser Krieg geschlagen, — die siegende nicht minder als die besiegte. Und wie tief und wunderbar hatten diese großen Ereignisse hineingegriffen in sein eigenes Haus und seine Familie! Nach schweren Leiden erstanden, war vor Kurzem erst sein Freund, der Lieutenant von Rothenstein, für das ganze Leben verstümmelt, geleitet von der an den Grenzen des Todes ihm vermählten Gattin, nach Rensenheim zurückgekehrt — sein Leid und seine Todesgefahr aber hatten die in fromme Schwärmerei versinkende Geliebte dem Leben und dem Glück wiedergewonnen, — und dann gedachte er seines Bruders Franz, der Alles verloren hatte in diesem einem Jahre, was damals sein Herz mit freudiger Hoffnung erfüllte, und der nun, nachdem er sich langsam von den Folgen seines entsetzlichen Kampfes mit Barbarino erholt, ebenfalls im Vaterhaus ausruhte von allem Seelen- und Körperleid, das ihm diese schwere Zeit gebracht.

Alles dieß zog durch die Seele des Grafen Xaver, — von fern herüber drang der helle Glockenton des Abendläutens einer kleinen Kapelle, — unwillkürlich ließ der junge Mann die Zügel auf den Hals seines Pferdes sinken, langsam im Schritt weiter reitend, sprach er die Worte des Ave Maria, — und all' sein wehmüthiges Gefühl stieg mit diesen Worten, die schon von so viel tausend Lippen, bald inbrünstig, bald gedankenlos, gesprochen waren, zum goldgesäumten Abendhimmel empor.

Dann aber gedachte er der ewigen Barmherzigkeit, welche trotz aller Prüfungen ihm die Seinen erhalten, — welche ihn unverletzt aus so vielfach drohender Gefahr zurückführte, — er sah vor sich das Bild seines so bald nach ihrer Vereinigung zurückgelassenen Weibes, — und neben ihr erschien noch ein anderes Bild, — das Bild eines zarten Wesens mit lächelndem Blick, aus welchem des Himmels reiner Gruß ihm entgegenstrahlte, — eines Wesens, das er noch nicht gesehen, — und das doch sein war, von Gott ihm geschenkt, als der Heimat schönste Liebesblüte, während er draußen stand gegen des Vaterlands drohende Feinde, — mit raschem Ruck zog er die Zügel an und drückte die Sporen gegen des Pferdes Weichen, so daß das edle Thier, scharf anspringend, ihn im Galopp davontrug — zum großen Erstaunen des nachfolgenden Burschen, der seine Unterredung mit einigen

Arbeiterinnen, die kichernd und erröthend seine Scherze erwiederten, schnell abbrach und seinem Offizier in derselben scharfen Gangart nachfolgte.

Während Graf Xaver so voll stürmischer Sehnsucht und jubelnder Hoffnung der lange entbehrten Heimat zueilte, saß dort im Garten von Rensenheim unter dem hohen, alten Lindenbaum, durch dessen noch durchsichtige Krone der leichte Abendwind rauschte, der Graf von Spangendorf auf dem gewohnten Platz, — neben ihm auf dem Tisch stand in großer Krystallbowle der edle Wein von den Ufern des heimischen Stroms, mit den duftigen Spitzen des frischen Waldmeisters vermischt, und eben hatte Gabriele, die Baronin von Rothenstein, das mit feinem, grünem Blätterkranz verzierte Kelchglas ihres Vaters gefüllt, der mit seinem Sohn, dem Grafen Franz, in ernstem Gespräch begriffen war, während die junge Gräfin Josephine aufgestanden war und in die Allee des Parks hinausschritt, um die Wärterin mit ihrem zwei Monate alten Erstgeborenen zurückzurufen.

Der Graf war wenig älter geworden, sein volles Gesicht hatte noch dieselbe lebendig frische Farbe und seine Haltung war elastisch und kräftig, — aber seine Züge waren schärfer und tiefer geworden, nicht mehr die leichte, heitere Lebenslust der vergangenen Tage glänzte in seinen Augen, sondern ernste innerliche Kraft, gereift in den

Zeiten des Kampfes und der Sorge, lag in seinem Blick. Graf Franz, der, zuweilen trotz der milden Luft leise fröstelnd, in einen weiten schwarzen Ueberrock gehüllt, neben seinem Vater saß, war bleich und abgemagert, — schwere Körper= und Seelenleiden hatten ihre Spuren in sein eingefallenes Gesicht gegraben, feine Falten zogen sich über seine Stirn, — tiefer Schmerz lag in seinen Blicken, — aber verklärt von dem Ausdruck sanfter, ruhiger Ergebung. Gabriele aber, die Frau von Rothenstein, war schöner und schien fast größer geworden als früher. Zwar war ihre Gestalt noch ebenso zart und schlank, aber ihre Haltung war stolzer und fester, die weichen, kindlichen Züge unklarer Sehnsucht und Schwärmerei waren von ihrem Gesicht verschwunden, fester Willen und entschlossener Muth lag um ihre frischen Lippen, und aus den großen Augen sprach freudige, hoffnungsvolle Zuversicht und die klare Erkenntniß eines schönen, ihr ganzes Wesen erfüllenden Lebensberufs.

„Sie ist glücklich!" sagte der Graf, indem er nach einem langen Zug aus seinem Kelche mit wehmüthigem Lächeln der jungen Gräfin Josephine nachblickte, welche elastischen Schrittes in der frisch ergrünten Allee des Parks verschwand, — „sie ist glücklich, — sie hat der Himmel gnädig vor allem Unheil bewahrt, er hat ihr sein schönstes und reichstes Geschenk gegeben, während er so vielen

Armen Alles nahm, — und frisch und kräftig wird ihr Mann zu ihr zurückkehren!"

Er wendete den Blick mit dem Ausdruck der Trauer und des Mitleids zu seinen Kindern.

„Und bin ich nicht glücklich, mein Vater?" fragte Gabriele in fast vorwurfsvollem Ton, — „habe ich nicht aus diesen Tagen voll Leiden und Noth den herrlichsten Schatz, — das reichste Kleinod für mein Leben davongetragen?"

„Ich danke Gott," erwiederte der Graf, „daß er es so gefügt, daß er Dich zurückgeführt hat von dem Weg, auf dem Du ihm zu dienen glaubtest, — aber," sagte er dann seufzend, — „es geht mir doch immer ein tiefes Weh durch das Herz, wenn ich den armen Rothenstein sehe, wie er mit seinem hölzernen Fuß, auf Deinen Arm gestützt, mühsam einhergeht, — er, der Deine Stütze sein sollte!"

Hoch erglühend richtete Gabriele den Kopf auf.

„Ist des Körpers Gliederkraft die Stütze der Seele auf dem Wege des Lebens?" rief sie, — „o mein Vater, verzeih' mir das Wort, — es ist eine Sünde, zu sprechen wie Du es gethan, — er, den ich liebe, um den ich mit den Schrecken des Todes gerungen habe, — er ist meines Herzens fester Halt, wenn auch seine Hand auf meinen leitenden Arm sich stützt, sein treuer, muthiger

und reiner Sinn ist mir Leuchte und Stab, und nichts, mein Vater, nichts fehlt zu meinem Glück, — die irdische Liebe hat mich den Himmel finden lassen mit seinem Frieden und jetzt erkenne ich den Irrweg, dem ich folgte, — denn ohne diese Liebe und den Strahl ihres verklärenden Glückes wäre meine Seele in Nacht und Dunkel versunken!“

Graf Franz seufzte tief auf und ließ das Haupt auf die Brust sinken.

Erschrocken blickte Gabriele zu ihm hin, — sie hatte nicht bedacht, wie schmerzlich ihre Worte ihn berühren mußten, — rasch stand sie auf, legte ihren Arm um seine Schulter und drückte einen Kuß auf sein Haar.

„In Nacht und Dunkel versinkt keine Seele,“ sagte er, den Kopf aufrichtend, „in deren Tiefe das reine Licht des Glaubens leuchtet, — dieser Leuchte will ich folgen, — sie wird mir den Weg zum Hafen der Ruhe und des Friedens zeigen.“

„Ich habe reiflich und lange nachgedacht, mein Vater,“ fuhr er fort, sich zum Grafen Spangendorf wendend, — „mein Glück in der Welt ist zerbrochen, — ich ergebe mich in den Willen des Allmächtigen, — aber ein anderes Glück kann ich auf weltlicher Lebensbahn nicht finden, — mein Entschluß steht fest, dem geistlichen Beruf mich zu weihen, und ich bin gewiß, mein Vater, daß Du

mir dazu Deine Genehmigung und Deinen Segen geben wirst."

„Du bist Mann geworden, mein Sohn, in schwerer Zeit, und wenn mich einst der Entschluß Gabrielens, welche der Welt entsagen wollte, ohne sie zu kennen, mit Schmerz erfüllte, so werde ich Dir auch nicht mit einem Worte der Abmahnung entgegentreten. Dem Grafen Spangendorf," fuhr er mit stolzem Selbstbewußtsein fort, „wird auch im Dienst der Kirche der Wirkungskreis nicht fehlen, welcher der Arbeit und dem hohen Streben ruhmreichen und ehrenvollen Lohn sichert, — unser Haus zählt der Bischöfe und Erzbischöfe nicht wenige unter seinen Gliedern, — und mehr als je vielleicht," sagte er, den sinnenden Blick in die Ferne richtend, „wird unsere Zeit es erfordern, daß edle Kräfte sich dem Dienst der Kirche widmen. Es stehen Kämpfe, heftige Kämpfe bevor im Schooß der Kirche selbst und auf dem Boden, auf welchem sie mit der weltlichen Macht sich berührt. Ich beklage es, daß man von Rom aus rücksichtslos die Fäden der alten Weltherrschaft wieder über alle Geister hinziehen will, — das muß die weltliche Macht herausfordern und selbst unsere Bischöfe müssen dadurch in schwere Gewissenszweifel gebracht werden, ob sie die Kirche, deren Hirten sie sind, gegen die schrankenlose Herrschaft der Kurie vertheidigen, oder mit Rom gegen die Regierung ihres Landes

in den Kampf treten sollen. Alle Elemente des Unglaubens, der politischen und kirchlichen Negation werden in diesem Kampfe aufgewühlt werden, — sie werden sich an die Fersen der Regierung heften, und ich sehe viel Dunkel und Verwirrung heraufsteigen, wie in den traurigen Zeiten, die wir für längst vergangen hielten, — und dann, mein Sohn, kann einem Diener der Kirche, der mit kluger Hand in diesen Kampf hineingreift, hoher Ruhm und hohes Verdienst auch um das Vaterland zu Theil werden."

Sanft lächelnd schüttelte Graf Franz den Kopf.

„Du sprichst von Kampf und kühnem Streben, mein Vater," sagte er, — „ich habe des Kampfes genug gehabt in meinem kurzen Leben, und der Ehrgeiz, der einst in mir lebte, ist erstorben mit den irdischen Hoffnungen meines Herzens — ich suche den Frieden — dem Dienst der heiligen Liebe will ich mich weihen unter dem ritterlichen Kreuz der Malthefer, — der Haß hat mein irdisches Glück zerstört," sagte er, leise zusammenschauernd, — „ich will Liebe geben allen Leidenden, so viel ich in meiner Seele finde, — der Fluch hat mein Haupt berührt, — ich will Segen spenden allen Bekümmerten, so viel die Kraft meines Glaubens mir gewähren wird, — so allein, mein Vater, kann ich den Frieden finden,

den Frieden, der mir das ewige Glück gewähren soll für das vergängliche!“

„Thue, wozu Dein Gefühl Dich treibt,“ sagte Graf Spangendorf ernst, indem er seinem Sohn die Hand reichte, — „und folge dem Weg, auf dem Du den Frieden findest, — aus dem Frieden wird die Kraft erwachsen, und so Gott meine Bitte erhört, wird diese Kraft doch dem Heil der Kirche und des Vaterlandes gehören!

„Der Pater Haug,“ sagte er nach einem längern Stillschweigen, — „wird nicht zu uns zurückkehren, — er hat mir geschrieben, daß er es für seine Pflicht halte, in dieser Zeit sich ganz dem unmittelbaren Dienst der Kirche zu weihen, und daß er in das Kollegium zu Paderborn eintreten werde.“

„Alle wollen sie eintreten in den Kampf um die Macht,“ sagte Graf Franz seufzend, „und Der, nach dessen heiligem Namen die Kirche sich nennt, hat sich doch aller Macht entäußert und nur der Demuth die Krone des Lebens zugesagt!“

Gabriele hatte bei den Worten ihres Vaters zitternd den Blick zu Boden gesenkt, — ein langsamer Tritt wurde vom Hause her hörbar, — sie schlug die Augen auf und sprang mit einem leichten Aufschrei der Freude empor.

Der Lieutenant von Rothenstein kam langsam zu der Gruppe unter dem Lindenbaum herangeschritten. Er trug den Militärüberrock und die weiße Mütze mit dem schwarzen Sammetstreifen, den Farben seines Regiments. Sein Gesicht mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart und den dunklen Augen sah noch blaß und angegriffen aus, aber Glück und Freude strahlten von demselben wieder; — man sah keinen Stelzfuß, er stützte sich auf einen Stock und kam, vorsichtig auftretend, näher.

In einem Augenblick war Gabriele an seiner Seite.

„Wie ist es möglich," rief sie, — „was hast Du gethan?"

Auch der Graf Spangendorf und Franz blickten verwundert und fragend auf den jungen Offizier.

„Eine Ueberraschung," sagte dieser mit glücklichem Lächeln, — „ich habe einen künstlichen Fuß kommen lassen, von dem ich so viel gehört, — ich hoffte kaum, daß es gehen würde, und wollte nicht ohne Probe davon sprechen, — es hat meine Hoffnungen übertroffen!"

Ganz stolz machte er einige Schritte, fast ohne sich auf seinen Stock zu stützen.

„Nun kann ich doch meine Frau," sagte er scherzend, aber mit tiefer Rührung im Ton seiner Stimme, „wenigstens fest und aufrecht in mein altes Schloß führen,

dessen Einrichtung fast vollendet ist und das seiner Herrin harrt, — die Bilder meiner Eltern dort, welche mich immer so fremd anblickten, werden freundlich herab lächeln, wenn ihr Haus nach so langer einsamer Oede sich wieder belebt!"

Gabriele legte ihren Arm in den seinen.

„Nun," rief sie, lächelnd zu ihrem Vater hinüberblickend, „kann ich mich auf Dich stützen, — auf Deinen Arm wie auf Dein treues Herz," flüsterte sie ihm leise zu, — „nun mußt Du mich auf einem Gange begleiten, der auch Dich zu einer Ueberraschung führen soll."

Freundlich nickte sie ihrem Vater zu, und langsam schreitend, vorsichtig auf jedes Hinderniß am Wege achtend, ging sie mit ihrem Gatten in den Park.

Bald waren sie auf jenem runden Platz angekommen, auf welchem sie ihm einst die weiße Rose der Entsagung gereicht hatte und wo dann später sein Herz in wilder Verzweiflung von aller Hoffnung des Lebens sich losgerissen hatte.

Sie hatte es, seit er wieder zu kleinen Ausgängen fähig gewesen, absichtlich vermieden, ihn hieher zu führen, und er hatte ihr Dank dafür gewußt, — betroffen blickte er sie an, als sie jetzt den Platz betrat und ihn gerade zu der Stelle führte, welche für sie Beide so erinnerungsreich war. Ueberwältigt von diesen Erinnerungen blickte

er zur Erde nieder, bis sie stehen blieb und, einen Schritt zur Seite tretend, sagte:

„Sieh', mein Freund, — das ist meine Ueberraschung!"

Er sah auf und blieb verwundert stehen, während sie, glückselig lächelnd, feuchten Auges zu ihm hinblickte.

Die kleine Statue des heidnischen Liebesgottes war verschwunden, auf hohem felsenartigem Sockel von Granit erhob sich ein schlankes Kreuz von weißem Marmor, aus dessen Winkeln goldene Strahlen ausgingen. Rings umher waren die dichten Rosengebüsche künstlich geordnet, so daß sie an dem Felsenpostament bis zum Fuß des Kreuzes sich emporrankten, und einzelne ganz frühe Stöcke öffneten eben ihre ersten Blüten. Alle diese Blüten aber schimmerten in dunklem Purpurroth, keine weiße Blume war zwischen ihnen.

„Du wolltest diesen Platz nicht betreten," sagte sie, während er bewegt mit feuchtem Blick zu dem vom goldenen Licht der Abendsonne übergossenen Kreuz emporblickte, — „um den Mißton peinvoller Erinnerung nicht in unser Glück hinübertönen zu lassen, — sieh', mein Freund, ob nun nicht Alles in schöne Harmonie sich auflöst!"

Er streckte ihr die Hand hin und zog sie sanft an

sich, sie lehnte ihr Haupt an seine Brust und sprach, zu ihm aufblickend:

„Das Kreuz ist das Zeichen des Leidens, aber auch das Zeichen der Erlösung und der Auferstehung zu neuem Leben, — wir sind durch die Nacht des Leidens gegangen und zu neuem Lebensglück erstanden, darum soll das Kreuz felsenfest auf dem Grund unserer Seelen stehen, — an seinem Fuß werden alle Dornen des Lebens immer reichere Blüten der Liebe tragen."

Er beugte sich nieder, küßte innig ihre Lippen und sprach leise, indem er auf die Rosenzweige deutete:

„Und gibst Du mir jetzt die rothe Rose zur Erinnerung an diese Stunde, welche diesen Platz vergangener Schmerzen zu einer schönen, heiligen Erinnerungsstätte gemacht hat?"

„Bedarf es des Zeichens," fragte sie, „um diese Erinnerung lebendig zu erhalten? Laß die Blüte ihr kurzes Leben im Sonnenlicht vollenden, — was sollen wir mit den welken, trockenen Blättern, tragen wir nicht des ewigen Frühlings schönste Rosen in uns?"

Lange standen sie noch schweigend an einander geschmiegt vor dem einfachen und doch so tief bedeutungsvollen Sinnbild, das Gabrielens zartes und feines Gefühl errichtet, — immer reicher vergoldete der Sonnenstrahl den Marmor und die Rosenblüten, — leise rauschet

der Abendhauch vom Rhein her durch die Wipfel der Bäume, — Frieden athmete die Natur, und süßer, reiner Frieden zog durch ihre Herzen.

Als sie durch die Allee des Parks dem Hause zuschritten, tönten ihnen helle Jubelrufe lauter, fröhlicher Stimmen entgegen.

Auf dem Platz vor der Freitreppe des Schlosses war die Dienerschaft versammelt, — Graf Xaver war angekommen, — die Gräfin, seine Mutter, stieg eilend die Treppe hinab, — der Graf hatte seinen Sohn schweigend an die Brust gedrückt, und der junge Mann stand jetzt in der Mitte der Seinen und der Diener des Hauses da, sein von Glück strahlendes junges Weib im Arm, und Gräfin Josephine hob den kleinen Säugling zu dem Vater empor.

Herr von Rothenstein und Gabriele näherten sich, — Graf Xaver umarmte die Schwester und schüttelte kräftig des alten Freundes Hand. Dann aber rief er laut:

„Gott grüß' euch Alle — Alle, ihr Lieben, — aber noch habe ich keine Zeit für euch, — wir kennen uns ja, — erst muß ich Diesen da begrüßen, den ich noch nicht kenne, — und der doch mein herrlichstes Kleinod ist.“

Er nahm das Kind in seine Arme und schaute über-

glücklich in die reinen Augen, aus denen des Himmels Abglanz in holder Unschuld ihm entgegenlächelte.

Graf Franz stand seitwärts, — über sein bleiches Gesicht zog ein Schimmer der Freude, — Gott hatte den herrlichsten und edelsten Trost in sein Herz gesenkt: das eigene Leid zu vergessen über fremdem Glück.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Kaiser war an der Spitze seiner siegreichen Truppen in Berlin eingezogen, umgeben von den Prinzen seines Hauses, die beiden ersten fürstlichen Feldmarschälle des Hohenzollernhauses voran, gefolgt von den Generalen, unter ihnen der Kanzler des neuen Reichs, der dessen Bausteine lange in mühsamer Arbeit zusammengetragen hatte, der Kriegsminister, der Bildner des Heeres, der in dessen Gefüge den Gedanken des Königs verwirklicht hatte, und der ernste, schweigende Chef des Generalstabs, der die deutschen Armeen sicher und ruhig zum Siege und immer wieder zum Siege geführt hatte.

Ganz Berlin erfüllte festlicher Jubel, überall feierte man öffentlich und im Familienkreise die Rückkehr der Sieger, und still zog sich die Trauer um die Verlorenen in die Verborgenheit zurück, um durch die Erinnerung an die Opfer des Kampfes nicht die Freude des herrlichen Siegesgewinns zu trüben, der ja zugleich auch der schönste

Trost in dem edlen, mit patriotischer Ergebung getragenen Schmerz war.

Unter all' den Stätten festlichen Glücks in der neuen Reichshauptstadt stand das Haus des Kommerzienraths Cohnheim voran. Hier wurde an diesem Tage die feierliche Verlobung des zum Generalstab kommandirten Premierlieutenants von Büchenfeld mit der einzigen Tochter des Hauses gefeiert. Der Kommerzienrath hatte sogleich freudig die Zustimmung zu dieser Verbindung gegeben, und auch die Frau Kommerzienräthin, obgleich ihr das Alles so unerwartet über den Kopf gekommen war, hatte mit feierlicher Würde den jungen Offizier begrüßt, als sie erfahren, wie sehr dessen Verdienste höchsten und allerhöchsten Orts anerkannt wurden, und als Frau von Rantow die Partie für höchst passend und geeignet zur Ausgleichung aller Differenzen und zur Beseitigung alles unangenehmen Geschwätzes erklärte.

Der Kommerzienrath hatte eine große Zahl seiner Bekannten zu einem festlichen Diner geladen, — auch der Graf von Villebois mit Fräulein Hortense war unter den geladenen Gästen. Der stolze lothringische Edelmann war gekommen, nachdem der Frieden geschlossen und nachdem das Land, in welchem der alte Stamm seiner Familie wurzelte, wieder rechtlich und feierlich mit dem deutschen Reich verbunden worden. Er war vom Fürsten von

Bismarck und vom Kaiser empfangen worden, — ernst und tief bewegt war er von der Audienz bei seinem neuen Landesherrn zurückgekehrt, er hatte dem Baron von Rantow die Hand gereicht und ihm gesagt: „Mein Haus ist durch lange historische Erinnerungen mit Frankreich verbunden gewesen, — mit Schmerz nur kann ich mich von diesen Erinnerungen trennen, — aber noch näher steht mir mein besonderes Vaterland und sein Glück wird unter edlen, loyalen Fürsten besser gesichert sein, als unter dem traurigen Regiment schwankender Parteien, dem Frankreich auf lange, lange Zeit preisgegeben ist."

Auch der Vicomte war gekommen, und wenn auch der frühere französische Offizier bitter das Gefühl der militärischen Niederlagen in sich trug, so war er doch wohlthuend und sympathisch berührt von der ritterlichen Achtung, welche überall dem besiegten Gegner entgegengetragen wurde und die ihn unendlich ansprechender berührte, als der wüste Haß und das Rachegeschrei, von welchem ganz Frankreich wiederhallte, und die Verleumdungen und Anschuldigungen, mit welchen dort eine Partei die andere überhäufte, um Verräther zu suchen und zu schaffen, denen man die Schuld des nationalen Unglücks aufbürden könne.

So war in diesem kleinen Familienkreise der große Gegensatz, welcher in dem öffentlichen Leben erst langsam und allmälig sich ausgleichen wird, versöhnt.

Frau von Rantow war entzückt von der anmuthigen Liebenswürdigkeit ihrer künftigen Schwiegertochter, welche in allem Reiz frischer Gesundheit blühte, ohne darum den zarten Schmelz verloren zu haben, der auf ihrer ganzen Erscheinung ruhte, und der Baron von Rantow war stolz und glücklich über die Verbindung mit dem hoch vornehmen Hause des Grafen, dessen Art und Sinn, wenn auch tiefer und klarer, doch mit seinen Anschauungen so verwandt war.

Der Kommerzienrath war in der letzten Zeit von einer geheimnißvollen Geschäftigkeit gewesen, für welche er Niemand eine Erklärung gegeben. Er war oft ausgegangen, ohne daß man wußte wohin, — er hatte Konferenzen mit seinem Rechtsbeistand gehabt, — es schien eine große Thätigkeit alle seine Gedanken auszufüllen, aber kein Wort kam über seine Lippen und nur ein häufiges glückliches Lächeln, das in den letzten Tagen fast stereotyp auf seinem Gesicht geworden, zeigte, daß die fieberhafte Unruhe, welche ihn hin und her trieb und ihm auf keiner Stelle länger als einige Minuten Ruhe ließ, keine unerfreuliche Ursache haben könne.

Alle seine Diener hatten für den feierlichen Tag des Verlobungsfestes neue Livréen erhalten, — aber — ein neues Räthsel für das ganze Haus, — diese Livréen waren dem Kommerzienrath selbst gebracht und von ihm

in seinem Zimmer verschlossen worden, — erst eine Stunde vor dem Diner, als die Kommerzienräthin und Fräulein Anna schon bei ihrer Toilette waren, lieferte er sie selbst den Lakaien aus mit dem Befehl, sie unmittelbar vor dem Eintreffen der Gäste anzulegen. Dann hatte er aus dem Arnheim'schen Schrank, der in einem Alkoven seines Kabinets stand, eine mit Silber inkrustirte Schatulle von Ebenholz hervorgenommen, dieselbe in den Empfangssalon getragen und dort auf den mit Blumen bedeckten Tisch gestellt.

Er warf noch einen Blick in den Spiegel, um die untadelhafte weiße Kravatte, die blendende Wäsche mit dem Solitär in der Busennadel und das kleine Kreuz in seinem Knopfloch zu mustern, — dann ging er noch einmal durch den Speisesaal, das Arrangement der Tafel prüfend, und begab sich endlich in das Entréezimmer seiner Wohnung, wo er, still vor sich hin lächelnd und mit kleinen Schritten unruhig hin und her trippelnd, die Ankunft seiner Gäste erwartete, während die Damen in den Empfangssalon traten, die Kommerzienräthin in reicher Toilette und Fräulein Anna in einem einfachen weißen Spitzenkleid und nur geschmückt mit einem prachtvollen Diamantenhalsband, das ihr Vater in ihr Toilettenzimmer gelegt, und mit einem Zweig von Rosenknospen und Orangenblüten im Haar.

Bald erschienen die Geladenen, ganz zuerst der Oberstlieutenant von Büchenfeld, in voller Uniform, noch etwas schwankend von der Schwäche der langen Krankheit, aber freudestrahlend, und sein Sohn, ernst und still wie immer, aber mit dem Blick voll tiefer Liebe schon von ferne seine schöne Braut begrüßend, — Fräulein Hortense in einer von allen Damen bewunderten und beneideten Toilette aus leichter violetter Seidengaze, von frischen Veilchensträußen und kleinen Brillantagraffen aufgenommen, welche überall wie Thautropfen hervorfunkelten; die beiden jungen Damen waren der Gegenstand aller leise geführten Gespräche der eingeladenen Damen, welche ihnen mit dem liebenswürdigsten Lächeln ihre Grüße und Glückwünsche dargebracht hatten; namentlich unter den Damen der Bureaukratie waren diese Gespräche nicht immer des wohlwollendsten Inhalts, und man kam fast allgemein in dem Urtheil überein, daß es sehr leicht sei, gut auszusehen und sich gut zu verheirathen, wenn man Väter habe, die für die kostbare Toilette und die reiche Mitgift sorgten.

Der Kommerzienrath hatte bei dem Erscheinen seiner Gäste die sein ganzes Wesen beherrschende unruhige Fröhlichkeit unterdrückt und eine ruhige Würde angenommen, welche seinen Bekannten aus den Finanzkreisen gegenüber zur zurückhaltenden, streng abgemessenen Höflichkeit wurde, und für die Geheimen Räthe je nach ihren „wirklichen“

und „oberen“ Rangklassen sich bis zur freundlichen Herablassung oder kordialen Vertraulichkeit milderte.

Als Alle versammelt waren, kehrte auch der Kommerzienrath in den Empfangssalon zurück; — er stellte seine Tochter und den Lieutenant von Büchenfeld der Gesellschaft als Verlobte vor und enthüllte damit ein aller Welt bekanntes Geheimniß, wie das bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich geschieht, — dann aber trat er an den blumenbedeckten Tisch und ergriff die Schatulle, die er vorher dorthin gestellt, indem sein Kinn sich tief in die weiße Kravatte zurückzog und seine Augen vor Stolz und Aufregung funkelten.

Ein leises Räuspern deutete an, daß er noch etwas sagen wollte, — und nun erfaßte allerdings die ganze Gesellschaft eine wortlose Spannung, die Damen traten so nahe als möglich heran, und selbst die Kommerzienräthin blickte erstaunt ihren Mann mit strenger Miene an, — sie wußte nicht, was er vorhatte, und zweifelte, ob etwas, was ohne ihr Wissen und ihre Genehmigung geschehen, auch mit dem guten Ton und den Sitten der vornehmen Gesellschaft übereinstimmen werde.

Der Kommerzienrath aber öffnete mit selbstbewußter Ruhe die Schatulle, nahm ein großes Papier aus derselben, auf welchem man kalligraphische Schriftzüge bemerkte, und sprach, indem die innere Bewegung ihm fast den Athem raubte:

„Ich habe mir heute die Freude machen wollen, den jungen Leuten, die zusammen ihren Weg durch das Leben antreten wollen, ein Haus, eine Heimat zu geben, — nehmen Sie dieß Dokument, mein Herr Sohn," fuhr er, zum Lieutenant von Büchenfeld gewendet, fort, — „es überträgt Ihnen den Besitz eines Komplexes von drei Gütern, die ich unter dem Namen Büchenfeld vereinigt habe und die lange der Sitz der Familie bleiben mögen, die Sie gründen wollen."

Der Lieutenant von Büchenfeld zuckte zusammen, — eine finstere Wolke zog über seine Stirn; — Anna drückte ihm die Hand und flüsterte leise:

„Ist Dir mein Herz und meine Liebe nicht mehr werth als jene Gabe? — laß meinem Vater die Freude, sie Dir zu reichen, — hast Du doch mich angenommen, — freilich," fügte sie mit scherzhaftem Schmollen hinzu, „hat es Mühe genug gekostet."

Der Lieutenant blickte in ihr liebevoll zu ihm aufgeschlagenes Auge, seine strengen Züge verklärten sich und mit einem leise gesprochenen Dankeswort näherte er sich dem Kommerzienrath.

Dieser aber sprach, indem er die funkelnden Blicke seiner kleinen scharfen Augen über die Versammlung gleiten ließ und die ersten beschriebenen Seiten des Dokuments umschlug:

„Ich bin glücklich, gerade auf diese Urkunde, welche den künftigen Heimatssitz der Familie meiner lieben Tochter begründet, zum ersten Mal das Wappen meines Hauses abdrücken zu können, das Seine Majestät der Kaiser mir verliehen hat, der, wie ich die Ehre habe, meinen verehrten Gästen mitzutheilen, die Gnade gehabt hat, mich in den Adelstand zu erheben.“

Er deutete auf einen unter dem Dokument befindlichen großen Siegelabdruck, der ein schön ausgeprägtes großes Wappenschild mit einer fünfzackigen Krone zeigte.

Alles drängte sich heran mit freudigen Glückwünschen, und wenn man von dem Ausdruck aller dieser frohen Gesichter auf die Gesinnung der Anwesenden schließen konnte, so waren sie alle voll innigster und herzlichster Theilnahme für das Haus des Herrn von Cohnheim.

Fräulein Anna blickte erröthend zu Boden, — der Oberstlieutenant trat zu ihr heran und sprach, die Hand auf ihre Schulter legend:

„Für mich bedarf es keiner Wappen und Rittergüter, um mein gutes Kind zu lieben, das den reichsten Besitz und das älteste Adelsdiplom in sich trägt, — ein treues, edles und muthiges Herz!“

Die Kommerzienräthin war tief erbleicht, als sie die große Kunde vernahm, die sie fast überwältigend ergriff. Bald aber faßte sie sich, — noch gerader, noch stolzer

richtete sie sich empor, und als ihr Mann zu ihr herantrat, verzieh sie ihm das so fest bewahrte Geheimniß um dieses Augenblicks glückseliger Ueberraschung willen, — mit liebevollem Lächeln, wie lange nicht, beugte sie sich zu ihm herab und reichte ihm ihre Wange zum Kuß.

„Sieh' Dir die neuen Livréen an," flüsterte er ihr leise zu, — „alle Knöpfe tragen das von Cohnheim'sche Wappen!"

So war auch für sie dieser Tag zu einem Tag des Glücks geworden, das ihre hochfliegendsten und kühnsten Träume übertraf.

Man ging zu Tisch. Der Graf von Villebois führte die Kommerzienräthin und sie suchte aus den Tiefen ihrer Erinnerung alle seit lange vergessenen französischen Phrasen hervor, um die Unterhaltung zu führen, wobei alle ihre aufgewendete Mühe aber nicht verhindern konnte, daß der Graf sie zuweilen ganz verwundert ansah und ihre Bemerkungen, deren Sinn ihm zu entgehen schien, nur mit einem höflichen Kopfneigen beantwortete.

Als der Champagner in den Gläsern schäumte, erhob sich der Graf von Villebois und entschuldigte sich, daß er in der Sprache seiner Heimat die Gesellschaft anredete, — aber der Sinn und die Absicht seiner Worte werde das fremde Idiom vergessen lassen. Dann fuhr er mit dem Ausdruck tiefer Bewegung fort:

„Ich bin heute unter eine neue Fahne getreten, wie meine Vorfahren Unterthanen des weißen Lilienbanners und der kaiserlichen Trikolore von Frankreich waren. Um so leichter und freudiger folge ich dieser Fahne, als sie auch in Deutschland so viele früher verschiedene Farben in ihrem Schwarz=Roth=Weiß vereinigt. Schwarz ist das Kreuz der ritterlichen Tapferkeit und Treue, — roth das Kreuz der thätigen Liebe, — weiß der reine Schild unbefleckter Ehre, und wo Treue, Liebe und Tapferkeit sich unter der Krone eines edlen und erhabenen Fürstengeschlechts vereinen, da wird jeder Edelmann, jeder brave Mann seinen Platz finden, — da werde ich meinen Platz und mein Vaterland finden. — Ich trinke auf das deutsche Reich, das Treue, Liebe und Ehre in seiner Fahne trägt, — auf den Kaiser, dessen Haupt dieses Reiches glänzende Krone schmückt!"

Alle waren aufgestanden und stimmten mit lautem Zuruf in den Trinkspruch des lothringischen Edelmanns ein.

*

Die Feste des Einzugs waren vorüber, — der Reichskanzler und Fürst von Bismarck saß gedankenvoll in dem Arbeitszimmer seines Hauses in der Wilhelmsstraße, wo er fast zehn Jahre lang in sorgsamer Arbeit und in schweren inneren Kämpfen alles Das vorbereitet

und in seinen Gedanken durcharbeitet hatte, was jetzt unter dem Jubel des deutschen Volkes und unter den staunenden und bewundernden Blicken des ganzen Europa vollendet dastand. Er gedachte der Zeit, da er, von Niemand verstanden, die ersten Grundsteine seines Werks gelegt hatte, — da das ganze preußische und das ganze deutsche Volk ihn verwünschte und mit seinem durch die öffentlichen Blätter täglich neu geschürten Haß verfolgte. Er gedachte der ersten schweren Entscheidungskämpfe des Jahres 1866, als er gegen Oesterreich und fast das ganze übrige bewaffnete Deutschland den Krieg aufnahm, ohne im eigenen Lande Zustimmung und Unterstützung zu finden. Und wenn er nach allen diesen Bildern, die vor seinem innern Blick vorüberzogen, dann hinsah auf die Höhe, welche er heute erstiegen, nachdem er zur Wahrheit gemacht, was das ganze deutsche Volk seit so langen Jahren in seinen Dichtungen und Gesängen ersehnt und erfleht hatte, dann mußte stolze Freude seine Brust schwellen, denn ihm war gegeben worden, zu vollbringen, was kein Staatsmann der Geschichte vor ihm vollbracht hatte. Aber auch ein Lächeln des Mitleids und einer leichten humoristischen Verachtung spielte um seine Lippen, als er den Blick auf einige Zeitungsblätter warf, die auf seinem Tisch vor ihm lagen, und die von seinem Lobe überfließende Artikel enthielten, — dieselben Blätter,

welche ihn früher auf das Gehässigste und Unversöhnlichste angegriffen hatten, und welche damals wie jetzt mit gleicher hochmüthiger Unfehlbarkeit ihre Urtheile verkündeten, als ob sie es gewesen, die das deutsche Reich vorbereitet und gegründet, als ob der große Mann, dem sie jetzt ihre Gönnerschaft zuwendeten, nur die ausführende Hand für ihre Pläne und Beschlüsse gewesen sei.

„Aura popularis,“ sagte er leise, „ich habe es wahr gemacht, was ich einst, durchdrungen von der Ueberzeugung, der Wahrheit und Gerechtigkeit meines Strebens, den verblendeten Gegnern zurief und was man als ein übermüthiges Paradoxon verspottete: — ich bin der populärste Mann in Deutschland geworden.

„Werde ich es bleiben?“ sagte er nach einem Augenblick stillen Nachdenkens, — „die Lehren der Vergangenheit dürfen mich mißtrauisch gegen die Zukunft machen — ich würde es bleiben, wenn ich jetzt abträte von der Bühne und zurückträte in den still beschränkten Kreis der rein menschlichen Existenz, — mein ganzes Wesen sehnt sich nach Ruhe, — und habe ich diese Ruhe nicht verdient, — habe ich nicht das Recht, nach so langer und so harter Arbeit für das Vaterland und seine Größe auch mir und den Meinigen zu leben, — meine allmälig sich mindernde Kraft der ewigen Qual und Sorge zu entziehen?

„Denn Sorge, Kampf und mühselige Arbeit birgt sich ganz nahe unter der glänzenden Oberfläche dieser Jubel- und Siegestage! Die früheren Feinde sind meine Anhänger geworden, — und vielleicht werden die alten Freunde meine Gegner werden! — Und doch darf ich mein Werk nicht verlassen, so lange mir die Kraft bleibt, es zu schützen und auszubauen, — die reiche Frucht, die Gott meiner Arbeit gegeben, legt mir die Pflicht auf, weiter zu streben und zu ringen —“

Der Kammerdiener des Fürsten trat ein und meldete den Ministerpräsidenten von Manteuffel.

Verwundert blickte der Reichskanzler auf, — ein Zug stolzer Freude erschien auf seinem Gesicht, — schnell aber nahm dasselbe wieder den Ausdruck ruhiger, freundlicher Höflichkeit an, als er sich erhob und Herrn von Manteuffel entgegentrat.

Ueber diese beiden Männer, welche in schweren Tagen an der Spitze der preußischen Politik gestanden, war die Zeit seit dem Jahre 1866 nicht spurlos hingegangen.

Zwar stand die hohe Gestalt des Reichskanzlers noch fest und kräftig da, klar und scharf blickten seine grauen Augen aus dem Antlitz mit den ehernen Zügen, aber sein starker Schnurrbart war weiß geworden, — das Alter hatte auch diese hünenhafte Natur berührt.

Auch Herr von Manteuffel blickte noch frisch mit der ihm eigenthümlichen Schärfe durch die Gläser seiner goldenen Brille, — aber auch sein Haar war weiß und seine Haltung hatte nicht mehr die frühere geschmeidige Elastizität.

„Ich komme," sagte er, die dargebotene Hand des Fürsten mit herzlicher Wärme drückend, „um Eurer Durchlaucht meinen aufrichtigen Glückwunsch zu den so wohlverdienten Gnadenbeweisen Seiner Majestät auszusprechen, — mehr aber noch zu dem so großen und so herrlichen Erfolg, den Sie errungen, — ich weiß, daß Ihnen die vollbrachte That noch höhere Freude und Befriedigung gewährt, als der Lohn derselben."

„Eurer Excellenz Glückwunsch und Ihre Anerkennung," erwiederte der Fürst, indem er Herrn von Manteuffel den seinem Sessel an dem Schreibtisch gegenüberstehenden Lehnstuhl hinschob, — „erfreut mich hoch, — um so höher, als Sie, wie ich glauben mußte, bei dem Beginn meines Unternehmens wenig Vertrauen in die erfolgreiche Durchführung desselben hatten."

„Ich leugne das nicht," sagte Herr von Manteuffel, — „und gerade deßhalb halte ich mich für um so mehr verpflichtet, meine Anerkennung für das Errungene auszusprechen. Sie haben gewagt, was Tausende nicht gewagt hätten, — was ich nicht gewagt hätte, — aber das

Wagniß wird zum höchsten Verdienst, wenn man sich in der Kraft zur Durchführung desselben nicht getäuscht hat. Mir," fuhr er seufzend fort, — „ist es nur beschieden gewesen, meine Kraft der Revolution im Innern entgegenzustellen, — nach Außen war ich gelähmt — durch die Verhältnisse und durch —"

Er schwieg abbrechend einen Augenblick.

„Nun," sagte er dann, — „ich danke Gott, daß Olmütz gesühnt ist, — dieß Olmütz, das sich verhängnißvoll an meinen Namen heftet, — und das mir doch als eine unabweisbare Nothwendigkeit auferlegt wurde."

„Die Geschichte ist gerecht," sprach der Fürst Bismarck in herzlichem Ton, „und erkennt schließlich jedes Verdienst an, wenn die Schleier gefallen sind, welche die Blicke der Mitwelt verhüllen. Sie können ruhig erwarten, daß die abklärende Geschichte das Urtheil der Nachwelt bilde, — ich muß noch weiter ringen und arbeiten, und eben, ehe Sie kamen, dachte ich traurig darüber nach, wie bald der harmonische Siegesjubel verklungen sein wird, wie bald Hader und erbitterter Streit der Parteien mich wieder umringen werden!

„Ich sehe das vorher," sprach er, seinen Gedanken folgend, weiter, — „um den Ausbau des neuen Reichs weiter zu führen, das jetzt nur in seinen äußeren Mauern dasteht, wird manches Alte und Ehrwürdige, Manches,

das gut und vortrefflich war in der vergangenen Zeit, aufgegeben werden müssen, — wo neu gebaut wird, läßt sich nicht Alles konserviren, — und ich fürchte, — ja, schon treten mir Zeichen entgegen, daß alte Freunde sich von mir trennen möchten, daß sie mir nicht helfend, stützend und rathend auf den neuen Wegen folgen möchten, die ich doch gehen muß, wenn ich das neue Reich innerlich gekräftigt und lebensfähig der Zukunft übergeben soll!"

„Eure Durchlaucht zweifeln," fragte Herr von Manteuffel, „daß alle Parteien voll Vertrauen der Führung folgen werden, welche so Großes erreicht hat —?"

„Leider muß ich zweifeln," erwiederte Herr von Bismarck, — „ich kenne den Starrsinn einzelner Führer der konservativen Partei, — ich kann ihn persönlich achten, aber ich kann als Staatsmann, als des Königs Minister nicht mit ihm paktiren, — glauben Sie mir, — sie werden nicht nur einzelnen nothwendigen Maßregeln sich entgegenstellen, — nein, es wird etwas ganz Anderes hervortreten dem Reichsausbau gegenüber, — etwas Schlimmeres als alle autonomischen Regungen in den Mittel- und Kleinstaaten, — der preußische Partikularismus."

Herr von Manteuffel blickte ihn befremdet an. Mit scharfem Ton fragte er:

„Und könnten Sie daran denken, Preußen, diese

großartige, herrliche Schöpfung der Jahrhunderte, aufzulösen in das unklare und schwankende Leben des neugeschaffenen, aber noch nicht geformten deutschen Reiches?"

„Wie könnte das je in meinen Sinn kommen?" rief der Fürst lebhaft, — „preußisch ist der Geist, der mich erfüllt, — preußisch der Rock, den ich trage, — wollte ich Preußen auflösen und zersetzen, so würde ich ja das Werk meiner eigenen Arbeit, das Reich der deutschen Nation wieder zerstören. — Aber," fuhr er fort, — „ich muß das deutsche Blut mit dem preußischen Organismus verbinden, daß es hin und zurück strömend in immer freierer Bewegung die ganze Nation durchdringe mit der altpreußischen Kraft und dem altpreußischen Geist, und daß zugleich Vieles, was starr und schroff geworden ist, in dem stets zur Abwehr gerüsteten Staat Friedrich's des Großen sich mildere und versöhne mit dem vielgestaltigen und bewegungsvollen Leben des deutschen Volkes, — ich kann, seit ich des deutschen Reiches Kanzler geworden bin, nicht mehr ausschließlich preußischer Minister sein, — eine neue, große und schwere Aufgabe tritt an mich heran, — ich würde sie vielleicht leichter erfüllen können," sprach er sinnend, „wenn ich ein Bayer oder ein Schwabe wäre, denn dem preußischen Ministerpräsidenten wird sich nur langsam und zögernd das Vertrauen der deutschen Stämme zuwenden, — um so

schwerer, wenn meine Freunde sich feindselig sträuben, den schwarzweißen Schlagbaum an den Grenzen zu öffnen."

„Sie mögen Recht haben," sagte Herr von Manteuffel, während der Fürst gespannt in sein tief ernst gewordenes Gesicht blickte, — „Sie mögen Recht haben, habe ich doch unter ganz anderen Verhältnissen den Starrsinn und die Unversöhnlichkeit der Partei kennen gelernt, welche endlich doch immer wieder die einzige Stütze der monarchischen Ordnung und des Thrones ist, — haben sie mich doch," fügte er mit feinem Lächeln hinzu, „seiner Zeit zu den destruktiven Freigeistern geworfen! — Aber," fuhr er dann fort, — „wer erreicht hat, was Sie erreicht haben, darf auch diesen Kampf nicht scheuen!"

„Ich scheue keinen Kampf!" rief der Fürst, seine mächtige Brust weit ausdehnend, — „aber," fuhr er fort, indem eine leise Wehmuth durch seine Stimme klang, — „es schmerzt doch, alte und erprobte Freunde sich als Gegner zu denken, — um so mehr in einem Augenblick, in welchem ich Alles darum gäbe, die besten Kräfte jeder Richtung und Partei im ganzen Deutschland zu vereinen, um dem neuen Reich auch die Freiheit und Unabhängigkeit von dem ältesten und schlimmsten Feind germanischer Macht und Herrlichkeit zu erringen, — die Unabhängigkeit von Rom."

Herr von Manteuffel fuhr erschrocken zusammen.

„Eure Durchlaucht denken daran,“ rief er, „den Krieg gegen die katholische Kirche zu beginnen, — jetzt — ehe das Reich fest gefügt in seinem innern Bau dasteht —?“

„Nicht gegen die katholische Kirche,“ fiel der Fürst ein, — „sie steht vollberechtigt in Deutschland da und hat Anspruch auf des Kaisers Schutz, — aber gegen die römische Hierarchie, welche stets das deutsche Kaiserthum in ihre Dienstbarkeit zu beugen versucht hat und welche, während die nationale Waffenkraft Frankreich überwand, die Fäden zog, um im Innern, im Geist des Volkes selbst des Reiches Macht zu brechen. Das Reich kann die Hand des unfehlbaren Papstes nicht dulden, der sein Gebot über das des Kaisers und des Gesetzes stellt, und der in kühner Anmaßung auf seine Satzungen das Wort anwendet: Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

„Aber jetzt,“ sagte Herr von Manteuffel kopfschüttelnd, — „jetzt, wo noch so viele Widersprüche ungelöst sind, wo so viele Wunden noch bluten, — ist jetzt der Augenblick, um einen Streit aufzunehmen, der, wo er noch geführt wurde, die Welt in furchtbaren Erschütterungen erzittern ließ?

„Ich will nicht verkennen,“ fuhr er fort, „daß dieser

Streit einmal wird ausgetragen werden müssen, — aber jetzt — jetzt, wo das Gefüge des Reiches noch schwankt —“

„Es wird niemals fest werden,“ rief der Fürst mit dem klangvollen Ton inniger Ueberzeugung, „so lange die von Rom aus in unfehlbarer Willkür beherrschte Hierarchie das Staatsleben mit ihrem zersetzenden Einfluß durchdringt — und,“ fuhr er fort, Herrn von Manteuffel fest und durchdringend anblickend, — „wenn dieser Kampf heute nicht aufgenommen wird, so wird er niemals siegreich zu Ende geführt werden. Jetzt ist das Nationalgefühl im Volke mächtig wie nie, — jetzt wird keine fremde Macht wagen, sich zwischen Deutschland und Rom zu stellen, — jetzt muß ich das Befreiungswerk beginnen, — das neue Dogma hat uns zur Abwehr herausgefordert, die weltliche Macht muß ihre Grenzen schützen, — mehr will ich nicht, — ich wage es,“ rief er stolz, mit blitzenden Augen, — „ob man es später wagen würde, weiß ich nicht, — ob ich die geistige Befreiung Deutschlands durchführen werde, weiß ich nicht, — das aber weiß ich, daß wenn sie begonnen ist, Niemand ihr Einhalt thun wird, und daß sie vollendet werden wird, so wahr die neue Kaiserkrone sich über dem Haupt unseres Königs erhoben hat!“

„Ich kann nur wiederholen,“ sagte Herr von Manteuffel, indem er voll Theilnahme in das von Muth und

stolzer Willenskraft leuchtende Antlitz des Fürsten blickte, — „daß Sie das Recht haben, sich hohe und die höchsten Ziele zu stecken, — aber — woran die Kraft der Hohenstaufen erlahmte und brach —“

„Hatten die Hohenstaufen,“ fiel der Reichskanzler schnell ein, „die einige nationale Kraft zu ihrer Verfügung, die jetzt den Kaiser umgibt? Wo die nationale Kraft geeinigt und geschlossen sich aufrichtete, da hat sie die Anmaßungen Roms zurückgewiesen, — nur Uneinigkeit und Zersetzung waren die Mittel der unumschränkten päpstlichen Herrschaft. Hat Frankreich nicht unter Ludwig XIV. die unfehlbare Einmischung Roms in seine Kirchenverfassung scharf und bestimmt zurückgewiesen? Hat nicht selbst der ohnmächtige Ludwig XV. die Jesuiten vertrieben, ohne daß Rom es wagen konnte, sich gegen Frankreich zu erheben? Nun — was Frankreich gekonnt hat, weil es eine einige Nation war, — das wird auch Deutschland können, — denn jetzt ist Deutschland einig, — und stärker als Frankreich es war!“

„In Frankreich,“ erwiederte Herr von Manteuffel, „standen die Bischöfe des Landes auf der Seite der nationalen Unabhängigkeit, — in Frankreich drohte im äußersten Fall das Schisma, — die einzige Drohung, welche Rom fürchtet, — sind Eure Durchlaucht der deutschen Bischöfe sicher, — werden sie zu Ihnen stehen?“

„Die deutschen Bischöfe," sagte der Fürst, „haben zu allen Zeiten, noch entschiedener als in anderen Ländern, ihre Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gegen Rom vertreten, — und unsere heutigen Kirchenfürsten haben ja auf dem Konzil scharf und bestimmt gegen die römische Unfehlbarkeit eingestanden —"

„Werden sie ihre Stellung bewahren, — bewahren können, — wenn Rom seine äußersten Mittel anwendet, — die ihnen gegenüber immer noch die alte Kraft haben?"

„Doch," sprach er dann, indem er aufstand, — „ich bin nicht gekommen, um zu kritisiren, — sondern um Ihnen von Herzen Glück zu wünschen zu dem, was Sie vollbracht. Ich gehöre der Vergangenheit und überlasse die Zukunft Gott, — das freilich sehe ich, daß schwere Kämpfe Sie erwarten, denn neben dem Wege, den Sie einschlagen wollen, liegen tiefe Abgründe, — die alten Freunde werden denselben nicht mit Ihnen betreten, — und die Freundschaft Derer, die Ihnen folgen werden, möchte wenig lenksam sein —"

„Ich bin weder gewohnt, vor den Gegnern zurückzuweichen, noch von den Freunden mich meistern zu lassen!" rief der Fürst.

„Mir liegt es fern, Sie entmuthigen zu wollen," sagte Herr von Manteuffel, — „aber einen Rath darf ich Ihnen vielleicht geben, dessen Sie sich erinnern mögen,

wenn die alten und die neuen Freunde einst gleichmäßig den Dienst versagen sollten, — ein solcher Augenblick wird kommen, und ohne Armee kann auf dem politischen Felde kein General sich halten! Sie werden," fuhr er fort, „niemals die liberalen Parteien zu Trägern eines monarchischen Regiments machen, ebensowenig wie Sie, wenn ein Bruch erfolgen sollte, die alten konservativen Elemente jemals wieder versöhnen werden.

„Wenn der Augenblick eintreten sollte, — ich wünsche, es möge nie geschehen, — daß die Einen drängend, die Anderen widerstrebend den Gehorsam versagen, dann wenden Sie sich an die junge Generation, welche auf dem alten konservativen Boden heranwächst, umweht von dem Geiste der Gegenwart und wurzelnd in dem Boden des alten Rechts, — aus dieser Generation werden Sie die siegessichere und treue Schaar bilden können, die Sie umgeben und trotz aller Gegner links und rechts zu Ihrem Ziel begleiten wird. Glauben Sie mir, wenn auch zurückgezogen von allem öffentlichen Leben, beobachte ich doch, was vorgeht, und ich sage Ihnen, die alten Parteien und die alten Größen sind todt, — Sie haben eine neue Zeit begründet, — schaffen Sie neue Menschen, — sonst werden Sie vereinsamen in der neuen Zeit und die Führung ihrer Bewegung verlieren."

Der Fürst blickte gedankenvoll vor sich nieder, —

die Worte des erfahrenen, kalt und scharf beobachtenden Staatsmannes schienen tiefen Eindruck auf ihn zu machen.

„Es scheiden sich die alte und die neue Zeit," fuhr Herr von Manteuffel fort, „aber Eines soll ihnen gemeinsam bleiben, — der rocher de bronze des alten preußischen Königthums, — wir, die Alten, haben auf diesem Felsen festgestanden gegen die brandenden Wogen, — erhalten und bewahren Sie ihn, damit auf ihm auch die deutschen Kaiser ihre feste Stütze finden."

„Das will ich!" rief der Fürst, indem er die Hand des Herrn von Manteuffel ergriff, — „von diesem Felsen aus soll auch durch die Wetterwolken der Zukunft der kaiserliche Adler aufsteigen mit der alten Devise: ‚Nec soli cedit!'"

Einen Augenblick standen die beiden Männer in kräftigem Händedruck vereinigt da.

Dann verneigte sich Herr von Manteuffel schweigend und verließ, vom Fürsten zur Thür begleitet, das Zimmer.

Der Fürst blickte ihm lange nach.

„Er hat Recht," sagte er, — „drohende Abgründe öffnen sich neben dem Wege der Zukunft, — und doch muß ich ihn gehen, — freudige Zuversicht erfüllt mich, der Himmel, der Deutschland einig und stark machte,

wird auch die Geister erheben zu einer neuen Entscheidungsschlacht gegen die Legionen Roms, — hell und mächtig klingt auch durch meine Seele das Wort: ‚Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir — Amen!‘“

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Der Abend eines dunklen Januartags des Jahres 1873 hatte seine Nebel über den kleinen Park von Camden-House in Chislehurst herabsinken lassen. In dem Salon des verbannten Kaisers Napoleon III. verbreitete eine von der Decke herunter hängende große Lampe ein freundliches helles Licht. Dieser Salon war ein großer, äußerst wohnlicher, mit englischem Comfort eingerichteter Raum. Unmittelbar neben dem Eingang standen zwei etwas vorspringende Säulen; denselben gegenüber befand sich ein breiter Kamin, in welchem ein knisterndes Feuer brannte. Ausgewählte Kupferstiche und einzelne Oelgemälde hingen an den Wänden, bequeme Schaukelstühle und Polstersessel standen umher, daneben Tische mit Albums, ein großer Schreibtisch in der Mitte nahe dem Kamin; — es herrschte keine fürstliche Pracht in diesem Raum, wohl aber das elegante bien-être eines wohlhabenden Privatmannes, der sich vielfach beschäftigt, viel in seinem Zimmer lebt und

mit großem Geschmack und Verständniß seine Wohnstätte zu schmücken und heimisch zu machen versteht.

An der Seite des Zimmers an der langen Wand neben den mit dichten Vorhängen zugezogenen Fenstern saß der Kaiser Napoleon, fast liegend zurückgelehnt auf eine Chaiselongue neben einem ziemlich großen Tisch, auf welchem eine kleine silberne Lampe mit seitwärts befindlichem grünem Lichtschirm stand, so daß der Kaiser im Stande war, seine Augen vor dem unmittelbaren Glanz der Flamme zu schützen.

Auf dem Tisch lagen Zeitungen, Journale und eine kleine Karte der nördlichen Küste von Frankreich ausgebreitet.

Der Kaiser blätterte flüchtig in einem der neuesten von Paris gekommenen Journale und lächelte zuweilen mehr gutmüthig spöttisch als bitter, wenn sein Blick auf die heftigen Ausfälle stieß, von welchen die französischen Blätter jener Zeit so häufig angefüllt waren, und welchen das wetterwendische Volk von Frankreich zujubelte, ohne sich erinnern zu wollen oder zu können, daß es selbst den Kaiser zu jenem verhängnißvollen Krieg gedrängt hatte, dessen Ausgang mit dem Kaiserreich auch den Traum von der militärischen Ueberlegenheit Frankreichs in Europa zerstörte.

Der Kaiser rauchte seine Cigarrette, deren Dampf in blauen Wölkchen durch das Zimmer zog. Sein Gesicht

hatte jene krankhafte wachsbleiche Farbe, welche in den letzten Jahren immer mehr bei ihm hervortrat, aber eine gewisse ruhige Heiterkeit lag auf seinen Zügen, freundlich blickten seine Augen, er schien diese stille, behagliche Einsamkeit, in welcher er sich nun schon seit zwei Jahren befand, wie eine Wohlthat zu empfinden.

„Wie glücklich," sagte er, indem er sich vollständig auf der Chaiselongue ausstreckte, „ist ein Privatmann, der sich nach des Lebens Arbeit und Mühe in solche friedliche Stille zurückziehen kann, um nachzudenken über das, was er gethan und erlebt, und um sich vorzubereiten, diese Welt zu verlassen, — diese Welt des Kampfes und des Leidens, — und in jene geheimnißvollen Gebiete hinüberzugehen, welche die Hand der Gottheit mit dem undurchdringlichen Schleier verhüllt hat, in denen aber unmöglich so viel Unruhe und Leiden sein kann als hier auf Erden, wenn anders Gott wirklich der Gott der Liebe und Barmherzigkeit ist, wie die Kirche es lehrt. —

„Ich habe Großes gethan und Gewaltiges erbaut in meinem Leben," fuhr er nach einer Pause fort, „mein Werk ist zerstört und zertrümmert vor mir niedergesunken, aber doch," sagte er stolz und freudig, „habe ich nicht umsonst gelebt, — was ich für mich gewonnen, ist wieder verloren, der Ruhm und die Macht, die ich an meinen Namen geknüpft, sind zusammengesunken, aber das Viele,

was ich für mein Volk geschaffen, wird bestehen, und vielleicht werden spätere Generationen mein Andenken segnen, denn ich habe die Quellen reichen Wohlstandes geöffnet für die armen Landbauer, des Volkes besten Theil, — Quellen, die niemals versiegen werden."

Wieder lag er eine Zeitlang schweigend da und folgte mit dem Blick den bläulichen Wölkchen seiner Cigarrette, welche er in zierlichen Ringeln emporblies.

„Wohl hoffte ich," sprach er dann weiter, indem ein tiefer Seufzer aus seiner Brust aufstieg, „mein Leben nun in Ruhe und Frieden zu beschließen, — aber es soll nicht sein! Meine Getreuen in Frankreich rufen mich, — Alles ist vorbereitet, — Herr Thiers und alle diese traurigen Staatskünstler haben zu dem äußern Unglück eine solche Verwirrung im Innern geschaffen, daß das ganze Volk, das Landvolk vor Allem und die Armee, welche trotz der augenblicklichen Erbitterung über ihre Niederlage den Namen Napoleon immer im Herzen trägt, meine Rückkehr mit Freuden begrüßen werden, — ich glaube den Berichten, die man mir gemacht, — denn ich weiß, daß es so ist, daß es so sein muß, — zwanzig Jahre des Wohlstandes, des Glücks und der Größe vergessen sich nicht so leicht. Ich werde nach Paris zurückkehren, wie mein Oheim zurückkehrte, — und vielleicht wird Europa sich freuen, wenn meine Hand wieder die Zügel des gährenden und brausenden

Frankreichs ergreift, das ich schon einmal dem Arm der Revolution entriß. Ich werde sie wieder auf mich nehmen müssen die Last und die Qual der Herrschaft," sagte er, noch tiefer seufzend, „wahrlich nicht für mich, nicht zu meiner Freude, — aber ich bin es schuldig meinem Lande, — schuldig allen Denen, die mich rufen und auf mich hoffen, — schuldig meinem Sohn, — diesem armen Kinde, das," fuhr er mit einem stolzen Aufleuchten seiner Blicke fort, „eine große, heilige Mission auf seinem Haupte trägt, wie Alle, welche seinen Namen führen, — eine Mission, die er erfüllen soll und die vielleicht auch ihm zum Fluche werden wird, wie sie es meinem Oheim und mir geworden."

Er lag wieder eine Zeitlang in stillem Nachdenken da. Dann öffnete sich schnell die Thür und ganz schwarz gekleidet, ein einfaches goldenes Kreuz um den Hals, trat die Kaiserin Eugenie herein. Sie war merklich gealtert in den zwei Jahren der Verbannung, ihre schönen und edlen Züge waren strenger und härter geworden und ihre Bewegungen zeigten nicht mehr jene elastische Anmuth, welche ihr früher einen so eigenthümlichen Reiz verlieh. Aber ein Ausdruck triumphirender Freude lag auf ihrem Gesicht, dem das Alter seine Linien einzugraben anfing. Aus ihren Augen blitzte Spannung, Muth und Hoffnung zugleich, als sie rasch zu ihrem Gemahl

hintrat und demselben einen Brief reichte, den sie in der Hand trug.

„Unser Abgesandter ist von Berlin zurückgekehrt,“ sprach sie hastig, „er ist nicht selbst hiehergekommen, sondern in Frankreich zurückgeblieben, um an der Küste die letzten Vorbereitungen zu überwachen. Er sendet Ihnen diesen Brief durch einen sichern Boten, das ist ein gutes Zeichen, denn hätte er eine ungünstige Meldung zu machen, so wäre er selbst gekommen.“

Der Kaiser richtete sich langsam aus seiner liegenden Stellung empor, nahm mit einem gewissen zögernden Widerstreben den Brief, welchen die Kaiserin ihm reichte, und erbrach dann seufzend das Siegel.

Er las:

„Die deutschen Truppen werden einer Bewegung „für die Wiederherstellung des Kaiserreichs gegenüber „Gewehr bei Fuß stehen. Deutschland nimmt kein „Recht in Anspruch und hat kein Interesse, die fran„zösische Nation in der vollkommen freien Wahl ihrer „Regierungsform irgendwie zu beschränken, sobald die „Grenzen nicht bedroht sind und die Erfüllung der „Bedingungen, welche Frankreich im Friedensschluß „übernommen hat, gesichert bleiben. — Dieß die „Antwort, die ich erhalten, doch glaube ich an„nehmen zu müssen, daß das ‚Gewehr bei Fuß stehen‘

„eher günstig als ungünstig für uns interpretirt wer-
„den wird.“ —

„Das ist Alles, — aber es ist klar und deutlich,“ sagte der Kaiser, als er zu Ende gelesen.

Die Augen der Kaiserin leuchteten auf, ihr Gesicht strahlte vor Freude. Schnell nahm sie das Blatt aus der Hand ihres Gemahls zurück und durchflog noch einmal die Zeilen, welche es enthielt.

„Vortrefflich!“ rief sie, „Alles muß gelingen! Wir sind einer großen Anzahl von Generalen und Offizieren sicher, — alle Truppen der Garde werden zunächst zu uns stehen, die Uebrigen werden mit fortgerissen werden, wie es einst bei der Rückkehr des Kaisers von Elba geschah, und von der andern Seite decken uns die deutschen Okkupationsarmeen vor jedem Angriff. O, wie dieser Augenblick, in dem ich diese treulosen Verräther, diese elenden Schwätzer zu unseren Füßen werde niedergeworfen sehen, mich entschädigen soll für all' den Kummer und Gram, den ich schweigend in der Tiefe meines Herzens habe verbergen müssen!“

Und mit einer stolzen, gebieterischen Bewegung streckte sie die Hand aus, als sähe sie bereits wieder Frankreich ihres Winks gewärtig vor ihr sich neigen, — der Kaiser aber starrte trübe und finster vor sich hin und warf dann einen traurig wehmüthigen Blick auf dieses so behagliche

Zimmer, dessen trauliche, heimische Stille er eben noch so wohlthätig empfunden hatte.

„Es ist jetzt keine Zeit zu verlieren,“ sagte die Kaiserin hastig, „ich habe Corvisart und Conneau sogleich rufen lassen, als der Bote ankam. Wir können ihnen vertrauen, sie sind unsere treuesten Freunde, — Conneau ist ohnehin eingeweiht, — sie sollen Ihren Zustand prüfen, ob Sie fähig sind, die großen körperlichen Anstrengungen zu ertragen, welche nicht zu vermeiden sein werden.“

Verwundert blickte der Kaiser zu seiner Gemahlin auf.

„Ich habe den Feldzug von 1870 ertragen,“ sagte er ruhig, „nach einer langen Zeit heftiger Aufregung, — jetzt habe ich mich in einer zweijährigen Ruhe erholt und gestärkt, ich werde ertragen, was ertragen werden muß.“

Der Kammerdiener öffnete die Thür und meldete den Doktor Corvisart und den Doktor Conneau.

Schnell trat die Kaiserin den Aerzten entgegen und mit flüchtig eiligem Gruß ihre tiefe Verbeugung erwiedernd, führte sie dieselben vor die Chaiselongue des Kaisers, der dem Doktor Conneau freundlich die Hand entgegenstreckte und Corvisart verbindlich und herzlich zunickte.

„Meine Herren,“ rief die Kaiserin lebhaft, „Sie sind Beide treue Freunde und mit dem Schicksal unseres Hauses in guten und in bösen Tagen unwandelbar verbunden gewesen. Unser Stern erhebt sich wieder am

Himmel, Alles ist bereit, um den kaiserlichen Thron, den jene Elenden in Paris im Augenblick eines nationalen Unglücks umgestürzt haben, wieder aufzurichten. Ein Schiff liegt in einem englischen Hafen bereit, um den Kaiser über den Kanal zu führen. Unsere Freunde erwarten uns an der französischen Küste, unsere Anhänger in ganz Frankreich bedürfen nur des Winkes, um von allen Seiten zusammenzuströmen und in allen Städten und Flecken die republikanischen Beamten, soweit sie nicht auch im Stillen unsere Anhänger sind, zu vertreiben. Mit einem Zauberschlag wird das Kaiserreich wieder dastehen und im Triumph wird der Kaiser wieder in Paris einziehen."

Ihre strahlenden Blicke ruhten auf den beiden Aerzten, sie schien zu erwarten, daß diese ihre Freude theilen würden, aber Doktor Corvisart blickte trübe zu Boden und Doktor Conneau sah traurig auf die zusammengesunkene Gestalt des Kaisers, der sich auf die Seitenlehne der Chaiselongue stützte und die langen Spitzen seines Schnurrbarts durch die Finger gleiten ließ.

„Nun," rief die Kaiserin, „Sie theilen nicht mein Vertrauen und meinen Glauben, meine Herren, — fürchten Sie wirklich, daß Frankreich sich von seinem Kaiser abwenden könnte, der es so reich, so glücklich gemacht hat?"

„Ich bin gewiß, Madame," erwiederte Doktor Conneau, „daß mindestens drei Viertheile des französischen

Volks den Kaiser jubelnd begrüßen würden, wenn Seine Majestät den französischen Boden wieder beträte, — aber," sagte er zögernd, „der Kaiser ist angegriffen, die Fahrt zu Schiff, — der Kaiser wird zu Pferd steigen müssen, — das Alles wird große Anstrengung verursachen —"

„Und ich glaube," fiel Doktor Corvisart ein, „daß Seine Majestät das Alles in seinem gegenwärtigen Zustand nicht wird ertragen können."

„Was, meine Herren," rief die Kaiserin, „was muß geschehen, um dem Kaiser die Kraft zu geben, das Alles zu überwinden und seinen Thron wieder besteigen zu können?"

Napoleon warf einen langen Blick mit einem eigenthümlich schmerzlichen Ausdruck auf die beiden Aerzte, — dann stützte er den Kopf in die Hand und erwartete schweigend ihre Antwort.

„Wir haben," sprach Doktor Conneau nach einer kleinen Pause, „bereits mehrfach und zwar in völliger Uebereinstimmung mit dem Doktor Thompson und dem Doktor Claver Seine Majestät darauf aufmerksam gemacht, daß sein Zustand mit dringender Nothwendigkeit eine Operation erfordert, von welcher wir fest überzeugt sind, daß sie gefahrlos verlaufen und Seine Majestät vollständig von allen Schmerzen befreien wird. Nach einer solchen Operation, welche in dem bestimmt vorauszusetzenden

günstigen Fall nicht lange Zeit in Anspruch nehmen kann, wird Seine Majestät im Stande sein, alle körperlichen Anstrengungen auszuhalten, und auch die durch die langen Schmerzen tief angegriffenen Nerven werden ihre alte Elastizität wieder erhalten."

Der Kaiser erhob den Kopf und richtete einen fragenden Blick auf Doktor Corvisart.

„Ich bin ganz derselben Ansicht, Sire," erwiederte dieser, „und würde es nicht verantworten können, Eurer Majestät zu gestatten, daß Sie ohne vorhergehende Operation, deren glücklichen Ausgang ich ebenfalls für zweifellos halte, sich großen körperlichen und geistigen Anstrengungen aussetzen."

„Nun, meine Herren," sagte der Kaiser, nachdem die beiden Aerzte gesprochen, „Sie haben mir Ihre wissenschaftliche Ansicht gesagt und ich bin weit entfernt, dieselbe vom wissenschaftlichen Standpunkt aus bestreiten zu wollen, — aber," fuhr er fort, „Sie haben mit einer Sache nicht gerechnet, welche ich besser kennen und verstehen muß, als Sie, — mit dem geheimnißvollen Lebensfluidum, welches die Nervensubstanz durchdringt und den Willen und die Kraft des Handelns erzeugt. Ich zweifle nicht, daß die Operation, die Sie mit mir vornehmen wollen, mechanisch von glücklichem Erfolg sein wird, aber ich weiß gewiß, daß ich sie nicht überleben werde, weil jenes Lebensfluidum

in mir nicht mehr die Kraft hat, eine solche Anspannung konzentrirter Schmerzen zu ertragen. Wenn ich in meinem jetzigen Zustand die Reise und alle damit verbundenen Anstrengungen unternehme, so weiß ich, daß ich sie ertragen und überwinden werde, — die Operation, — das weiß ich ebenso gewiß, — werde ich nicht aushalten, und mag sie noch so glücklich verlaufen, so wird doch meine Nervenkraft zusammenbrechen. Lassen Sie mich deßhalb immer so, wie ich bin, die Sache wagen."

„Wir glauben nicht, daß es möglich ist, Sire," erwiederte Doktor Corvisart, — „die Schmerzen der Operation werden nicht so groß sein, und die nach derselben eintretende Ruhe wird sie bald vergessen lassen."

Napoleon schüttelte den Kopf.

„Ich werde sie nicht überleben," sagte er mit dem Ausdruck tiefer Ueberzeugung.

Die Kaiserin trat mit dem Fuß auf den Boden, ihre Augen funkelten, eine dunkle Röthe überzog ihr bleiches Gesicht.

„Wie," rief sie heftig, „Sie wollen die Operation, welche diese Herren für nothwendig halten, verweigern? Sie wollen die Wiederaufrichtung Ihres Thrones, die Zukunft Ihres Sohnes aufopfern der Scheu vor einem kurzen vorübergehenden Schmerz —"

„Der mich tödten wird," fiel der Kaiser ruhig und sanft ein.

„Diese Herren," rief die Kaiserin, „verbürgen sich für den Erfolg und bestätigen, daß Sie ohne jene Operation die Anstrengungen nicht ertragen können, — wollen Sie denn durchaus ein klägliches Ende der so kühnen und großen Unternehmung herbeiführen? Soll der Kaiser, für den das ganze Volk sich erheben wird, für den seine Getreuen jeder Gefahr trotzen, im entscheidenden Augenblick zusammenbrechen und unter dem Hohngelächter seiner Feinde und ganz Europas vor den Stufen seines wieder erstandenen Thrones kraftlos niederstürzen? Soll man einst sagen, daß mein armes Kind als Verbannter Europa durchirrt, weil sein Vater zu feig war —"

Die matten Augen des Kaisers öffneten sich groß und weit, ein dunkles Feuer glühte in denselben auf, Kraft und Entschlossenheit spannte einen Augenblick seine schlaffen Züge. Er sprang schnell auf und sprach, die Hand gegen die Kaiserin ausstreckend:

„Halten Sie ein, Madame, das Wort, welches Sie aussprachen, sollte niemals aus den Lippen einer Kaiserin von Frankreich hervorgehen, — und den Vorwurf, den Sie andeuteten, soll die Nachwelt und mein Sohn mir niemals machen!

„Sie halten die Operation für nöthig, meine Herren,"

fuhr er fort, mit würdevoller Hoheit sich zu den Aerzten wendend, während die Kaiserin verlegen zu Boden blickte, „Sie sollen sie vornehmen, benachrichtigen Sie den Doktor Thompson und den Doktor Claver, — morgen Vormittag werden Sie mich bereit finden, — jetzt lassen Sie mich allein, ich bedarf der Ruhe.“

Tief erschüttert verneigten sich die beiden Aerzte und verließen das Zimmer.

„Ich war zu heftig,“ sagte die Kaiserin, „mein Gefühl riß mich hin, verzeihen Sie mir, Louis.“

Sie trat zu dem Kaiser heran und reichte ihm die Hand.

„Ich verzeihe Alles,“ erwiederte Napoleon, indem er sanft ihre Hand drückte, „und werde in meiner letzten Stunde nur an die heiteren und lichten Augenblicke denken, welche Sie meinem Leben gebracht haben.“

„Welche Gedanken!“ rief die Kaiserin, erschreckt über den tief ernsten Ton der Worte ihres Gemahls, — „verbannen Sie solche trüben Vorstellungen, die Aerzte bürgen für einen guten Ausgang.“

„Mögen sie Recht haben!“ sagte Napoleon leise. „Doch,“ fügte er hinzu, „lassen Sie mich, ich bedarf dringend der Ruhe, um meine Kräfte zu sammeln.“

Die Kaiserin beugte sich in unwillkürlicher Bewegung auf seine Hand nieder und berührte dieselbe mit den Lippen. Dann wandte sie sich schnell zur Thür und ging hinaus.

„So soll es denn zu Ende sein,“ sagte der Kaiser, indem er ihr sinnend nachblickte, — „vielleicht ist es besser so, — besser, daß mir das letzte Auftreten auf der wechselvollen und undankbaren Bühne des Lebens erspart bleibt.“

Er zündete sich ruhig eine neue Cigarrette an, legte sich bequem und behaglich in seine Chaiselongue nieder und blieb dort, tief in Gedanken versunken, länger als eine Stunde liegen, bis er endlich, später als gewöhnlich, die Glocke bewegte, um sich in sein neben dem Salon liegendes, äußerst einfach eingerichtetes Schlafzimmer zu begeben.

*

Die Operation wurde vorgenommen. Doktor Conneau und Doktor Corvisart, sowie die beiden englischen Aerzte des Kaisers, Sir Thompson und Doktor Claver, boten ihre ganze Geschicklichkeit auf und Alles verlief, wie die Aerzte vorhergesagt hatten, vollkommen normal und glücklich.

Nach einer Stunde schon konnte Doktor Conneau der ungeduldig harrenden Kaiserin den glücklichen Verlauf anzeigen, — der Kaiser verlangte Thee und verfiel in einen ruhigen Schlaf, aus welchem er nur von Zeit zu Zeit erwachte, um einige freundliche Worte an die Kaiserin und seine Umgebung zu richten und dann sofort wieder einzuschlafen.

Man ließ ihm einen Tag Ruhe und am 9. Januar Morgens sollte noch eine zweite, kleinere Operation vorgenommen werden, um die ganze Sache zu beenden, welcher dann ein schneller Heilungsprozeß und die Genesung folgen würde. Während der Nacht, welche dem 9. Januar vorherging, traten die Aerzte abwechselnd jede Stunde an das Bett des Kaisers, sie fanden ihn in einem tiefen, ruhigen und regelmäßigen Schlaf, aus welchem er gegen zehn Uhr Morgens erwachte. Er gab ohne ein Zeichen von Leiden oder Schmerz seine Einwilligung zu der letzten Operation, welche auf zwölf Uhr festgesetzt wurde. Dann sank er wieder in einen leichten und ruhigen Schlummer.

Doktor Conneau blieb an seinem Bett, während die übrigen Aerzte ihre Vorbereitungen trafen.

Plötzlich trat Doktor Conneau mit verstörter Miene in den Salon.

„Der Puls des Kaisers steht still! Der Herzschlag hört auf! Kommen Sie, meine Herren, es ist das Schlimmste zu befürchten!“ rief er.

Die Aerzte eilten an das Krankenbett.

Mit stillem, freundlichem und ruhigem Gesichtsausdruck, die Augen geschlossen, lag Napoleon da.

Doktor Thompson trat heran, ergriff den Puls und zog seine Uhr. Nach einer Minute legte er die Hand

auf das Herz des Kranken, dann trat er ernst vom Bett zurück und sprach tief bewegt:

„Es ist vorbei, die letzte Lebenskraft ist erloschen, die Maschine steht still.“

Man eilte zur Kaiserin, man sandte Boten nach dem kaiserlichen Prinzen und nach dem Abbé Chodard, dem katholischen Pfarrer von Chislehurst.

Der Kaiser lag unbeweglich da, — ein stilles, freundliches Lächeln auf den Lippen. Immer starrer wurde sein Gesicht, immer schwerer seine Athemzüge. Man flößte ihm einige Tropfen ein, — der Zustand blieb derselbe.

Mit dem Ausdruck der Verzweiflung trat die Kaiserin in das Zimmer, in starrem, dumpfem Schmerz rang sie beim Anblick ihres Gemahls die Hände, dann sank sie neben dem Bett nieder, ergriff seine Hand und flüsterte leise:

„Verzeihung, — o mein Gott, — ich bin Schuld daran! —“

Bald erschien der Abbé Chodard mit den Sterbesakramenten; ein Chorknabe mit einem kleinen Kessel voll Weihwasser und zwei barmherzige Schwestern folgten ihm.

Die Kaiserin stand auf, legte ihren Arm um die Schulter Napoleon's und richtete seinen Kopf etwas empor.

Der Herzog von Bassano und der Graf Davilliers,

die beiden dienstthuenden Kammerherren, traten ein und stellten sich neben das Fußende des Bettes.

Unter tiefer, lautloser Stille, welche den Herzschlag der im Zimmer Anwesenden vernehmbar machte, vollzog der Abbé Chodard die Sterbesakramente. Als die Hostie die leblosen Lippen des Kaisers berührte, öffneten sich seine Augen weit, noch einmal trat das Licht des Lebens in seinen Blick, ein eigenthümlich inniger, weicher Glanz strahlte aus den weit ausgedehnten Pupillen hervor, — dann erstarrten dieselben, — und diese Augen, welche so oft die Lösung der irdischen Räthsel in der Sternenschrift des Himmels gesucht hatten, brachen für immer.

Die Kaiserin ließ das Haupt ihres Gemahls in die Kissen zurücksinken. Doktor Conneau trat heran, hob leise die Augenlider empor, hauchte dann sanft über dieselben hin und drückte sie nieder.

„Der Kaiser ist todt," sagte er mit dumpfer, feierlicher Stimme.

Schluchzend sank die Kaiserin neben dem Bett in die Kniee nieder, alle Anwesenden falteten die Hände zu stillem Gebet, der Abbé Chodard besprengte die Leiche mit Weihwasser, stellte dann einen frischen Buchsbaumzweig in den Kessel und kniete darauf, das Haupt auf die gefalteten Hände gebeugt, am Kopfende des Bettes nieder.

Mehrere Minuten vergingen in tiefer Stille. Da hörte man außerhalb einen Wagen heranrollen, und unmittelbar darauf trat, bleich und athemlos, in der Uniform der Militärzöglinge von Woolwich, der kaiserliche Prinz in das Zimmer. Ein Blick auf die Gruppe der Anwesenden, auf das starre Antlitz des Kaisers zeigte ihm, daß Alles vorüber sei. Mit lautem Aufschrei sank er neben dem Abbé Chodard auf die Kniee nieder, ergriff die kalte Hand seines Vaters und drückte sie unter krampfhaftem Schluchzen an seine Lippen.

Nach einigen Augenblicken erhob sich die Kaiserin, sie ergriff den Arm ihres Sohnes, zog ihn sanft zu sich empor und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

„An Dir, mein Sohn,“ sagte sie, „ist es jetzt, anzuordnen, was geschehen soll, denn Du bist nun das Haupt der Familie.“

Der Prinz schlang den Arm um ihren Hals, verbarg sein Gesicht an ihrer Brust und rief mit erstickter Stimme:

„Meine Mutter!“

Dann richtete er sich wieder empor, zwang sich gewaltsam zu ruhiger Fassung und reichte der Kaiserin den Arm, um sie in den Nebensalon zu führen.

Der Herzog von Bassano folgte, und sich tief vor dem Prinzen verneigend, sagte er mit leiser Stimme:

„Es lebe der Kaiser!“

Der Prinz sah ihn groß an, schüttelte traurig den Kopf und antwortete:

„Der Kaiser ist todt, und ich weiß, daß sein letzter Gedanke war: Es lebe Frankreich!“

Er führte die Kaiserin hinaus.

*

Der Vorhang ist niedergesunken vor dem Leben dieses so viel bewunderten und so viel verwünschten Mannes mit der räthselhaften Seele und dem geheimnißvoll arbeitenden Geist, — er steht vor Gott, der die guten und die bösen Thaten gegen einander abwägt, der aber in die Schale der guten das schwere Gewicht seiner Gnade und seiner Barmherzigkeit sinken läßt —

Sein ist das Gericht!

Der Postgraf.

Roman

von

Otto Müller.

2 Bände. 8. Eleg. brosch. Preis M. 6. —

Das tragische Schicksal einer in der Sphäre dunkler Verbrecherthaten zur herrlichsten Kunstvollendung herangewachsenen jugendlichen Sängerin, von ihren Freunden die „deutsche Malibran“ genannt, die aber leider früh und unberühmt gestorben ist, bildet, im Verein mit den interessanten Schilderungen von dem schönen Kunst- und Familienleben einer bekannten oberrheinischen Handelsstadt um die Mitte der zwanziger Jahre, die Hauptstaffage dieses Romans, zu dessen Empfehlung wir nichts weiter sagen wollen, als daß er nach Form und Inhalt unter allen Dichtungen unseres Autors seinem berühmten Roman „Charlotte Ackermann“ wohl am nächsten verwandt sein dürfte. — Der Umstand, daß uns neben noch heute bekannten Begebenheiten und Familienverhältnissen auch einzelne Personen, die älteren Lesern noch aus persönlicher Erinnerung bekannt sein dürften, als Gestalten der Dichtung handelnd vorgeführt werden, wie z. B. die außerordentlich treu und anziehend geschilderte Persönlichkeit des damals 28jährigen frankfurter Kapellmeisters Karl Guhr, verleiht zugleich diesem Roman den Werth eines Kulturbildes aus der Jugendzeit unserer Eltern und Großeltern, dessen treue historische Wahrheit sich auch ohne Kommentar der jüngeren Lesewelt erkennbar machen wird.

Unlösliche Bande.

Novelle von

Karl Detlef.

Zweite Auflage. 8. Elegant broschirt. Preis M. 4. 50 Pf.

Wie schon in der ersten Novelle „Bis in die Steppe“ führt Karl Detlef uns in der vorliegenden: „Unlösliche Bande“, mit der frischen Anschaulichkeit des Selbsterlebten in die landschaftlichen, volksthümlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Rußlands ein. Eine anmuthige Darstellungsgabe, einfach edle Sprache, sympathische Wärme, die blühenden Farben gesunder Ursprünglichkeit liegen wie ein duftiger Blumenschmelz auf dem Ganzen. Aber die unwillkürlich mit sich fortreißende Hauptkraft Detlef's liegt in seiner Kunst, in die Tiefen des Menschenherzens hinabzusteigen und die verborgenen Schätze aus seinem Grunde heraufzuholen.

Helene.

Roman von

Hans Wachenhusen.

8. Eleg. brosch. Preis M. 4. —

Es ist ein eigenthümliches, originelles Stück Frauenleben, das uns der geistvolle Verfasser in diesem seinem neuesten, sich schnell und drastisch anspinnenden und abwickelnden Roman vorführt — das Leben einer leidenschaftlichen Seele, die frühzeitig in unwürdige Bande geräth und, verfolgt von dem Fluch einer ersten, erkenntnißlosen Jugendsünde, selbst erlöst aus demselben, ohne den Muth der Wahrheit sich auf der Flucht vor einem Schicksal befindet, dem sie die Stirn zu bieten nicht die Kraft besitzt. Gejagt von dem Gespenst des Scheins, zitternd vor demselben in nicht begangener Mitschuld, flieht Helene Sostaniew in die Welt; das Verbrechen eines Andern, an den sie einst jener unglückliche Jugendschritt gekettet, soll die russische Steppe bedecken; sie ist Hehlerin aus Furcht. Die wieder erwachende Lebenslust verleitet sie, auf dem glänzenden Parket der pariser Aristokratie zu erscheinen, und bewundert von der Gesellschaft, angebetet von der Liebe des besten Mannes, wird sie das Opfer fremden Verbrechens, durch Flucht und Schweigen vor der Welt zur Mitschuldigen gestempelt. — Der kleine Roman ist mit novellistischer Präzision und mit Virtuosität in glänzenden Farben geschildert; er führt den Leser vom Golf Neapels nach Paris und von da in die Steppen Rußlands.

Bis in die Steppe.

Novelle von

Karl Detlef.

Zweite Auflage. 8. Elegant broschirt. Preis M. 4. —

Ein wunderbarer, kaum beschreiblicher Reiz liegt in dieser Novelle, der wie Morgenthau auf den Frühlingsblumen, wie Sonnenduft auf einer schönen Abendlandschaft ruht — wir können uns nicht satt daran schauen und unser Herz schlägt seine wärmsten Schläge. Ja, das Herz — das unergründliche, meerwogende Menschen- und besonders das Frauenherz mit seinem Sehnen und Bangen, Träumen und Kämpfen und — Bluten ist die zauberhafte Tiefe, in welche Karl Detlef mit besonderer Vorliebe und echter Taucherkunst niedersteigt — — und die reichsten Perlen bringt er uns mit herauf. Und welch' ein Zauber liegt in der Schilderung der weiten grünen russischen Steppe — welch' eine Menschenkenntniß in den Szenen aus dem russischen Leben. in der niedrigen Bauernhütte und in den Salons der höchsten Aristokratie!

Graumann.

Ein Roman aus kleinen Kreisen

von

Johannes van Dewall.

2 Bände. 8. Eleg. broschirt. Preis M. 6. —

Der liebenswürdige Erzähler, der sich so rasch einen Namen unter den Ersten gemacht, führt uns in seinem „Graumann“ in die eng begrenzten kleinen Kreise einer Provinzialstadt, in der sich im bunten Wechselspiel der Intriguen ein Roman voll Spannung entwickelt, der durch die zahlreichen, sich mit plastischer Schärfe von einander abhebenden Charakterköpfe und Figuren, die eben nur noch die kleine Welt in solcher Originalität besitzt, den fesselndsten Unterhaltungsstoff bietet, durch den politischen Hintergrund des deutsch-dänischen Krieges aber eine größere Perspektive gewinnt und zugleich ein lebendiges Zeitbild aus der jüngsten, uns doch scheinbar weit entrückten Vergangenheit vor Augen führt. Genug der interessanten Momente, um auf diesen neuen Roman van Dewall's hinzuweisen!

Else Hohenthal.

Roman von

Johannes van Dewall.

8. Elegant broschirt. Preis M. 5. —

Dieser Roman van Dewall's ist eine dem Leben von heute entnommene romantische Erzählung, eine jener fesselnden Herzens- und Liebesgeschichten, wie sie der Verfasser so meisterhaft zu weben versteht, aus Mondeslicht und Sonnenschein, so anziehend und zum Herzen sprechend, daß es fast unmöglich ist, das Buch, einmal angefangen, wieder aus der Hand zu legen, ehe man es bis zum Schlusse gelesen hat. Die einzelnen Charaktere und Figuren des Romans, der Wirklichkeit entnommen, athmen Leben und Frische und sind von vollendeter Zeichnung; jede einzelne erweckt unsere volle Theilnahme, unser regstes Interesse; spielend läßt der Verfasser uns einen tiefen Blick thun in fremdes Seelenleben und in das eigene Herz. Der Hintergrund — Dresden, die sächsische Schweiz und Paris — idyllischer und dramatischer Boden, geben dem Roman noch einen ganz besondern Reiz.





